Polem. 124 l

Arnold

und seine Zöglinge.

Eine Geschichte

aus dem dritten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts.

R

Berlin 1848.

Verlag von Wilhelm Besser.

100. D.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Vorwort.

Der geneigte Leser findet in der nachfolgenden Geschichte Zustände eines Theils der evangelischen Kirche in Deutschland geschildert, wie sie sich in dem der Pariser Revoluzion von 1830 vorhergehenden Jahrzehend zu erkennen gaben. Daß der Erzähler in den handelnden Personen auch öfter Gesinnungen und Empfindungsweisen zur Anschauung gebracht hat, die erst nach dem bezeichneten Zeitpunkte recht hervorgetreten sind, wird ihm nicht verdacht werden, wenn man erwägt, daß jene Gesinnungen lange vorher in Einzelnen lebendig waren, ehe sie sich in größeren Kreisen ausbreiteten, und daß darin gerade eine Aufgabe der Geschichte und — des der Geschichte Verwandten besteht, schon in den Keimen die später reifende Frucht bemerklich zu machen.

Daß diese Geschichte wahr sei, glaubt der Herausgeber nach den Quellen, die ihm zu Gebote standen, versichern zu können. Daß sie wirklich sei, dafür möchte er nicht eben so bürgen. Da aber Philosophen vom ersten Range noch darüber uneins sind, wie sich Wahr und Wirklich zu einander verhalten: so ist immer noch die Möglichkeit da, nicht nur daß wer dieser Geschichte das Eine abspricht, doch das Andere ihr zugestehe, sondern daß ihr beides zukomme.

Im Dezember 1847.

Erstes Buch.

[illegible] glaubt der Her-
[illegible] Quellen, die ihm zu Gebote
[illegible] zu können. Daß sie wirklich sei,
[illegible] er nicht eben so bürgen. Da aber
[illegible] noch darüber uneins
sind, wie sich [illegible] zu einander ver-
halten: so ist immer noch die Möglichkeit da, nicht
daß man von dieser Geschichte das Eine abspricht,
[illegible] sondern daß ihr beides
[illegible]

Im [illegible] 1847.

Erstes Kapitel.

Ich muß meine Zöglinge in dem Augenblicke verlassen, sagte Arnold der Hauslehrer zur Frau von Botho, wo ich erst ganz die eigenthümlichen Anlagen eines Jeden von Beiden erfaßt zu haben glaube, und wo ich recht zu fühlen anfange, wieviel der Lehrer und Erzieher durch den Umgang mit zwei so begabten Knaben für sein eigenes Leben gewinnen kann.

Aber müssen Sie denn, entgegnete ihm die Dame, und sollte denn nicht das Peinliche, was die Abbrechung Ihres Werks für Sie selbst hat, verbunden mit der Rathlosigkeit, in der Sie mich mit meinem Sohne und Neffen zurücklassen, ein Beweggrund sein, den Ruf in Ihre Vaterstadt abzulehnen?

Gewiß, sagte Arnold nach einer kurzen Pause, ich muß gehen. Die Liebe, die mich dorthin zurücktreibt, wo sich mein jugendliches Leben entwickelt hat, ist nicht eine blos persönliche, sie ist eine Liebe zur Kirche,

der ich dort, gerade dort in einer Weise zu dienen hoffe, wie ich es Ihnen, gnädige Frau, zwar nicht auseinandersetzen kann, wie Sie aber gewiß es mir nicht als Schwärmerei auslegen werden.

Davor sind Sie sicher, sagte die Dame, und ich bin weit entfernt, nach dieser Ihrer Erklärung Ihnen auch nur irgend einen moralischen Zwang anthun zu wollen. Aber ich bitte, legen Sie mir zu meiner eigenen Aufklärung Ihren Schmerz aus, indem Sie mir Andeutungen über den eigenthümlichen Karakter beider Knaben geben.

Vielleicht bin ich, erwiederte Arnold, dazu nicht so vollständig befähigt, als Sie vermuthen, wenn es auch die Kürze dieser letzten Unterredung erlaubte. Die Knaben sind zu jung, um mit Sicherheit ihren künftigen Beruf zu erkennen. Aber eine gewisse Divinazionsgabe für ein solches Erkennen bin ich immer zu üben beflissen gewesen, und seit einigen Wochen tritt mir eines Jeden besondere Anlage seltsam mit den Richtungen der Zeit zusammen.

Und inwiefern das? sagte Frau von Botho.

Dies eben erschwert mir die Erklärung, versetzte Arnold. Nur dies will ich bemerken, daß Heinrich mehr einen offenen Sinn für das Allgemeine, das zu Durchdenkende und somit für die Bewegung und den Fortschritt in der Zeit hat; Ludwig dagegen liebt das Konkrete, das Feststehende, und scheint mir schon

jetzt in vieler Beziehung ein kleiner Konservativer zu sein.

Sie scheinen ja, erwiederte Frau von Botho lächelnd, den großen Gegensatz der Zeit in meinem eigenen Hause entdeckt zu haben, und so wären Sie auch berufen, mir ein Mittel anzugeben, wie ich ihn beschwichtigen und versöhnen könnte.

Hier ist eben guter Rath theuer, sagte der Hauslehrer. Ich glaube zwar, daß die Knaben noch eine Zeitlang zusammenbleiben müssen, und daß sie mit voller Sicherheit dem jungen Manne anvertraut werden dürfen, den Sie im Auge haben; aber ich vermuthe, daß sie noch vor der Universität zu trennen sein werden, wenn nicht ihre so sehr verschiedenen Karaktere auf eine Weise aufeinanderstoßen sollen, die beschädigend für beider Inneres werden müßte. Dann mögen sie auf der Universität oder später einander wieder treffen und finden, und es ist wenigstens allmälig eine schöne und gesegnete Vereinigung ihrer Gemüther zu erwarten.

Dies war der Hauptinhalt des Gesprächs, mit welchem Arnold von Frau von Botho Abschied nahm, indem er ihre herzliche Anerkennung langjähriger pädagogischer Dienste empfing. Einige werthvolle und sinnig ausgewählte Geschenke fand er in seinem Zimmer, als er dasselbe wieder betrat, und durch einen verständigen Diener war zugleich auch für die Fortschaffung der-

selben gesorgt. Heinrich und Ludwig, zwar schon länger vorbereitet auf die Abreise ihres Lehrers, und von diesem selbst in einer Weise behandelt, wodurch sie ihnen im rechten Lichte erschien, zeigten, als der Tag nun herangekommen war, wahres Gefühl und Anhänglichkeit an Arnold, aber doch eine solche, die durch eine gewisse Fassung des Gemüths, wie sie nur bei ausgezeichneteren Knaben zu sein pflegt, vor Weichlichkeit bewahrt war. Sie begleiteten den Lehrer eine kleine Meile weit zu Fuße bis zu dem Orte, wo er den Postwagen traf, und nahmen dort einen um so kürzeren Abschied von ihm, weil Arnold schon zu Hause ihnen Alles gesagt hatte, was der Geist der Weisheit und der Liebe einem reingesinnten Manne eingeben kann.

Heinrich und Ludwig waren, wie der Leser schon erfahren hat, nicht Brüder, sie waren die Söhne zweier Schwestern, von denen die jüngere, Frau von Botho, die Mutter Ludwig's, ihren Neffen Heinrich Reinold, der eine vater- und mutterlose Waise war, zu sich genommen hatte, um ihn mit ihrem fast gleichaltrigen Sohne (Heinrich war um diese Zeit 14, und Ludwig 13 Jahre alt) erziehen zu lassen. Die Sorge der Erziehung lag fast allein auf ihr, da ihr Gemahl, ein Edelmann von gutmüthiger und ehrenhafter Sinnesart, aber keiner ausgezeichneten Bildung, sich so gut wie gar nicht darum bekümmerte. Als eine Frau von

nicht gemeinem Verstande und einem gewissen auf die Ausprägung des Sittlichen gerichteten Ehrgeize, in dem sich gute und nicht gute Elemente vermischten, sah sie die Schwierigkeit ihrer Aufgabe recht wohl ein, und freute sich eben deshalb der Unterstützung, die sie durch Arnold's bestimmtes und reines Wesen empfing. Hatte sie zwar jetzt einen hinreichend empfohlenen Stellvertreter zu erwarten: so war doch nicht leicht daran zu denken, daß er Arnold'en ganz ersetzen würde, und um so mehr stellte sie Ueberlegungen an, wie sie den edlen aber etwas heftigen Karakter beider Knaben vermitteln sollte.

Ludwig, den sie mit um so zärtlicheren Hoffnungen umfaßte, da er ihr einziger Sohn, war ein Knabe von gutem Verstande und einer gewissen mit Gefühl gepaarten Willenskraft, die sich aber oft zum Eigensinn neigte, der wiederum mit einem gewissen Bewußtsein seines angebornen Standes gepaart war. Der Einfluß der Mutter, die selbst aus einem vornehmen Geschlechte war, hatte hier offenbar mitgewirkt, obwohl immer nur in solcher Weise, daß sie ihm die Vorbilder seiner Vorfahren, auch mehre von väterlicher Seite, auch in sittlicher Beziehung vor Augen stellte. Dadurch erhielt der Knabe eine Neigung bestimmt zu wollen, die im Ganzen auf das Gute ging, aber nicht ohne eine Beimischung der Lust zu befehlen war.

Heinrich, der Sohn eines früh verstorbenen bürgerlichen Universitätslehrers, war ein schöner blonder Knabe, von mehr ruhigem, denkendem Geiste, der zugleich mit offenem Sinne für das Schöne in die Welt hineintrat, aber eben weil er ein durchaus geistiges Bedürfniß hatte, im wirklichen Leben etwas Unbestimmtes, ja zuweilen Träumerisches zeigte. Doch war er fleißig und streng gegen sich selbst, und bei einer gewissen Gleichgültigkeit für das Aeußere und die Erscheinung, doch fest genug, um sich nicht von seinem erkannten Rechte hinwegdrängen zu lassen.

Im Grunde hatten die Vettern einander recht lieb, aber sie stritten sich oft, und je länger desto mehr zeigte es sich, wie verschieden ihr Geist organisirt war. Denn wenn Ludwig ein bestimmtes greifbares Verhältniß wollte, schien es Heinrich genug, vorerst über die Sache nachzudenken. Ludwig war zwar zu wenig stolz im gemeinen Sinne des Worts, und zugleich zu klug, um seinen Vetter einen Unterschied des Standes fühlen zu lassen; allein daß er das Kind des Hauses war, und jener, obwohl keinesweges ein unbegütertes, so doch nur ein adoptirtes Glied der Familie, dies ließ er doch zuweilen in halb unwillkührlichen Wendungen seines Gesprächs und Verhaltens merken.

Was aber dem ernsteren Blicke in Ansehung beider erfreuliche Hoffnungen gab, war, daß beide

Knaben von einem tiefen Gefühle von Frömmigkeit durchdrungen waren, welches Ludwig's Mutter unterhielt, und der Vater nicht untergrub, ja in seiner Weise sogar befestigte.

Die weitere Erziehung der beiden Knaben nahm den Gang, den Arnold als den angemessensten gerathen hatte, zumal auch äußere Umstände denselben zu erfordern schienen. Noch einige Jahre wurden die Vettern gemeinschaftlich unterrichtet von einem Lehrer, der, wenn auch mit schwächeren Kräften, in Arnold's Fußtapfen trat. Ein Verwandter seines Vaters wünschte darauf, Heinrich in dem letzten Zeitraum vor dessen Universitätsjahren unter seiner Aufsicht zu haben, und Frau von Botho willigte um so eher darein, da nach und nach das Temperament beider Knaben, zusammen mit den geistigen Richtungen derselben, anfing sich so entgegenwirkend zu entwickeln, daß sie von der vereinigten Erziehung der Beiden nichts Ersprießliches weiter erwarten konnte.

Die Vettern trennten sich in guter Freundschaft und mit der Aussicht, in Kurzem auf der Universität wieder zusammen zu treffen. Dies verzögerte sich indeß länger, als man von allen Seiten anfangs gehofft hatte. Ludwig's Aeltern bestimmten aus mehren Rücksichten Göttingen als die von ihrem Sohne zu beziehende Hochschule. Heinrich dagegen, der überdies ein halbes Jahr früher Student wurde,

bezog nach dem Willen seines Verwandten, der ihn mit großer Sorgfalt theils selbst unterrichtet, theils seine Studien beaufsichtigt hatte, eine süddeutsche Universität, welche er, nachdem er sich sehr in die dortige Studienweise eingelebt, erst nach drittehalb Jahren verließ, um dann noch ein Jahr mit Ludwig in Göttingen zu verleben.

Je länger die beiden Verwandten auf das Wiedersehn gehofft hatten: desto größer war ihre Freude, einander zu besitzen. Die weitere persönliche Entwickelung eines Jeden, statt, wie dies so oft der Fall ist, die Gemüther einander zu entfremden, befreundete sie vielmehr herzlicher. Nachdem die Schlossen kindischer Unarten und Streitigkeiten von dem Wolkenhimmel ihrer früheren Jugend niedergefallen waren, klärte sich die Atmosfäre auf, und beide erkannten einander reiner und voller als freier entwickelte Söhne der Zeit im guten Sinne des Worts.

Ei, wie wacker siehst Du aus, mein alter Heinrich, rief Ludwig dem Vetter zu, als er, nach der ersten stürmischen Umarmung, den blühend entwickelten und hochgewachsenen Musensohn musterte. Das ist mir ein Bursch, sagte er, als wollte er uns Göttinger alle für hannoverische Muttersöhnchen erklären. Aber habe nur Geduld, wir werden Dir zeigen, daß auch hier die deutsche Studentenfreiheit ihre Jünger und Ritter hat.

Ja ihre Ritter, muß ich sehr vermuthen, erwiederte Heinrich, da Eure Sporen und Stiefel mir schon anzudeuten scheinen, daß Ihr, statt Berg und Thal zu durchwandern, lieber auf Euren gemietheten Rozinanten Euch die Welt wie zum Unterjochen beschaut. Allein die Infanterie der geistigen Kräfte wird sich vor Eurer Kavallerie nicht fürchten.

Und mit diesem heiteren Scherze drückte er noch einmal Ludwig an sein Herz, dessen edles und warmes Gemüth aus den seelenvollen männlicheren Zügen ihn ansprach, wiewohl wirklich in seiner feineren Erscheinung ein gewisser Kontrast gegen die seinige lag.

Beide Jünglinge verlebten das letzte akademische Jahr in herzlichem Verkehr und treuer Freundschaft. Der Gegensatz, der in ihnen ausgeprägt war, wurde, wie früher durch gleiche Leitung und knabenhafte Lust, jetzt durch gemeinsame Liebe zu den Wissenschaften überwogen. Zwar betrieb Ludwig die juristischen und politischen Studien vorzugsweise, und Heinrich hatte sich der Geschichte und der Philosophie gewidmet, um als Lehrer, sei es akademischer oder Gymnasiallehrer, seinem Vaterlande zu dienen. Da aber beide entschieden Sinn für Poesie, Literatur und Kunst hatten: so gab es der Berührungspunkte genug, in denen die Jünglinge in einer glücklichen Sonderung von den parteimäßigen Kämpfen der Welt, mit jugendlicher Schwärmerei der Freundschaft und eines sitt-

lichen Kraftgefühls, das von Bescheidenheit wohlthätig umhegt wurde, sich wieder und wieder fanden. Es war theils noch nicht die Zeit, wo unsere deutschen Jünglinge auf Universitäten den Philosophenmantel mit einer gerunzelten Stirne trugen, die das Gefühl des Berufs auszudrucken schien, im nächsten Semester ein neues System aufzustellen, theils waren die Freunde vor dieser Ueberspannung durch Erziehung und reinen Sinn bewahrt. Auch d i e Richtung war noch nicht vorherrschend, wo die Neigung, die politischen Fragen der Gegenwart nicht nur zu erwägen, sondern öffentlich zu besprechen und praktisch mit zu verfechten, so viele schöne Kräfte von dem frohen und treuen Betriebe der Wissenschaften hinwegdrängte, und was in den Jahren ihres Universitätslebens sich davon regte, hielten sie mit Bewußtsein in den Schranken einer bescheidenen auffassenden Theilnahme, einer sittlichen Wärme für Recht und Freiheit.

Ludwig hatte Freunde gewonnen, mit denen er fortfuhr zu verkehren, ohne daß Heinrich sich an sie anschloß, aber keiner stand ihm so nahe, daß er es Ludwig'en hätte verdenken mögen, wenn er jetzt mit vorzüglichem Vertrauen mit seinem Vetter umging.

Heinrich pflegte des Umgangs mit Jünglingen, die philologischen, geschichtlichen und philosophischen Studien ergeben waren, hier wandte sich das Gespräch oft auf jenes Gebiet spekulativer Anfänge und

Ziele, zu denen Ludwig, obwohl sie im Allgemeinen von religiösem Standpunkte betrieben wurden, sich weniger hingezogen fühlte. Dennoch fand Heinrich für sein Gemüth eine immer neue Befriedigung im Umgange mit Ludwig, an den Bande des Bluts, gemeinsame Erinnerungen an die Jahre der Kindheit und früheren Jugend und Dankbarkeit für Ludwig's Aeltern ihn fesselten.

So verlebten die Jünglinge, obwohl sie nicht bei einander wohnten und nicht gerade täglich einander sahen, ein so glückliches Sommerhalbjahr, als nur etwa in dieser Zeit der Welt den edleren Jünglingen auf Universitäten mochte zu Theil werden können. Fern bleibend von den Ueberresten der Rohheit und den Verwilderungen der Sitte nahmen sie jugendlich Theil an Allem, was Lebensfreude, Gemeinsinn und Ehrgefühl in der akademischen Jugend anregen. Mit Achtung vor ihren Lehrern behielten sie sich den Sinn offen für die unmittelbaren Quellen des gesunden Urtheils und Gefühls, die das Leben und die Freundschaft darbot; und beide, in verschiedenem Sinne, dem Naturgenusse zugleich mit aller Weise der gymnastischen Uebung ergeben, hielt ein frischer Lebenssinn auch dann bei einander, wenn der allerdings vorhandene Gegensatz ihrer Naturen sie auf kurze Zwischenräume einander unverständlich oder gegen einander mittheilungslos gemacht hatte.

Auf diese Weise rückte die Zeit ihres gemeinsamen Abgangs von der Universität, und zugleich ihrer Trennung heran. Denn Ludwig riefen seine Aeltern in die Residenz zurück, in welcher sie die Winter verlebten, und Heinrich beschloß, mit der Einwilligung seiner Verwandten, in einer Universitätsstadt zuzubringen, in welcher er durch Privatstudien und Umgang mit Gelehrten sich noch selbstständiger für das höhere Schulfach ausbilden wollte.

Je näher dieser Zeitpunkt heranrückte, desto mehr fühlten die Vettern auch die Bedeutung desselben, die er für ihr gegenseitiges Verhältniß haben konnte oder mußte. Je weniger das Gefühl einer festen Einigung in dem Höchsten, was Geister und Gemüther zu binden vermag, ihnen einwohnte: desto mehr regte sich das Bedürfniß, einander für diese kurze Zeit noch recht viel zu sein.

In diesem Sinne verabredeten sie einen gemeinschaftlichen Naturgenuß, dem sie einen langen Nachmittag widmen wollten. Um so sorgloser konnten sie ihn genießen, da alles zur Abreise Nöthige vorher beschickt worden war, und die Familienverbindungen, die sie in Göttingen unterhalten, im Allgemeinen nicht von der Art waren, daß die Lösung derselben sie lebhaft bewegt hätte. Die Schulden waren bezahlt, mancher liebe Freund schon herzlich begrüßt oder eine Strecke geleitet, und manchem geselligen Kreise treu-

herzig für immer Lebewohl gesagt. Auch dieser und jener redliche Bürger und Hauswirth hatte mit Frau und Töchtern einen freundlichen Abschied bekommen. Da wurden die besten Gäule gemiethet, die Göttingen dem Burschen darbot, und ein Ritt nach der Plesse unternommen.

Es war einer von jenen schönen Nachmittagen in der ersten Hälfte des September, wo eine gewisse Fülle des Sommers sich wohlthuend mit frischeren Lüften und milderem Glanze der Beleuchtung mischt. Der freundliche Weg, der durch Dörfer und mit einer kleinen Seitenwendung durch einen lieblichen Eichenwald die Freunde nach dem Ziele ihres Rittes hinführte, regte sie zu den heitersten Gesprächen an, die, als sie, am Fuße der Plesse ihre Pferde zurücklassend, den stattlichen Berg bestiegen, die Färbung eines milden Ernstes annahmen, vergleichbar der sie umgebenden Pflanzenwelt, in welcher das frischere Grün schon malerisch mit falben Blättern, ja mit einem herbstlichen Rothe durchwoben war. Der oberste Punkt der Anlagen war von keinen anderen Gästen eingenommen. Dort nahmen sie ihren Platz, und genossen der Erinnerung und des Blicks in die Zukunft, wie die weite Aussicht in die blühende, gesegnete Landschaft ihre Gefühle mehr und mehr aufschloß. Ein Paar Lieblingsgedichte wurden gelesen, ein Lob der Poesie angestimmt, von der ihr Leben

immer begleitet sein sollte, mit gleichsam schwebenden Blicken wurde die Zukunft durchmustert, die sich der heiteren Einbildungskraft beider darzubieten schien, und indem jeder sein Loos in dem Sonnenglanze zu sehen schien, den die freundlich beleuchtete Gegend vor ihnen entfaltete, schien es dem Anderen eine fromme Pflicht zu sein, die Gefühle des Freundes für die ihn erwartende Zukunft heiter zu beleben.

So faßten sie sich herzlich an, wie Jugend, reines Gefühl und Poesie die Gemüther nahe bringen, und in diesem Sinne hob Ludwig an, indem er das Glas, das er mit edlerem Weine gefüllt hatte, freudig aufstehend emporhob: Wie glücklich sind wir in dieser Zeit zu leben und diesem Vaterlande anzugehören, von dem ein kleines liebliches Abbild sich in dieser anmuthigen Gegend vor uns ausbreitet. Deutschland ist frei von der Tyrannei der Fremden. Angestammte Fürsten werden es einer immer höheren Ordnung und Würde entgegenführen, und wir, seine nicht entarteten Söhne, werden mitbauen an der Wohlfahrt dieses herrlichen Landes, dieses treuen Volkes.

Ja, sagte Heinrich, indem er die Gläser ertönen ließ, laß uns einander geloben, der Wahrheit, der bürgerlichen und der Geistesfreiheit, die Deutschland allein zu der ihm bestimmten Stufe erheben können, immer getreu zu sein.

Das geloben wir einander, erwiederte Ludwig,

und geloben es um so freudiger, da wir uns und die Menschen, auf die wir wirken werden, hinweisen wollen auf jene ewige Weisheit der Religion, der wahren christlichen, auf der allein die Sicherheit der Staaten ruht, und die von neuem ihre schützende Macht allen Zuständen der Menschen wieder muß angedeihen lassen.

Ja wohl, sagte Heinrich, Religion muß die Völker wieder beseelen, aber nicht jene starre und unbewegliche, die den Geist durch das Unbegreifliche niederdrückt, sondern jene, die ihn frei und selbstständig macht. Darum wollen wir, fuhr er fort, nachdem sie wieder Platz genommen, uns freuen, daß nicht die Richtung einer neueren Mystik, nicht eine künstlich wiedererweckte Scholastik uns befangen gemacht hat, sondern daß wir durch Erzieher und Lehrer in jener vernunftgemäßen Weise die Verehrung Gottes kennen gelernt haben, in welcher die edleren, mit Unrecht von den Eiferern geschmähten razionalistischen Theologen uns vorangegangen sind, und in welcher sie nichts weiter ist als die reinste Sittlichkeit, die zugleich alle schönen Anlagen des Menschen zur Blüthe bringt.

Ja, sagte Ludwig mit ruhigerem Tone, ohne sich eines Ungenügenden, ja Störenden, was die Rede des Freundes in ihm zurückließ, eigentlich bewußt zu werden, das soll sie auch in uns wirken, wie das

Christenthum in tieferen Gemüthern immer dies gewirkt hat, und nur sklavische und unwahre Seelen nicht zu allem Großen und Edlen dadurch entflammt wurden.

So wollen wir wirken und kämpfen, sagte Heinrich, daß alles geistige Filisterthum ein Ende nehme.

In solchen Reden und Gedanken sich in leicht entschuldbarem Uebermuth ergehend stiegen sie den Berg hinab, schwangen sich auf ihre Pferde, und ritten in scharfem Trabe nach Göttingen, das sie den Tag darauf verließen.

Zweites Kapitel.

Wollen wir unsere beiden jungen Freunde und die Geschichte ihrer Freundschaft weiter verfolgen, so sind wir genöthigt, die Bahn eines Jeden zuerst einzeln zu begleiten, um zu verstehen, in welcher abweichenden Entwickelung sie einander nach fast zwei Jahren wiederfanden.

Ludwig ging, nach dem Aufenthalte weniger Wochen auf dem Landgute seiner Aeltern, mit diesen in die Residenz, wo er sich bald genug einheimisch fühlte in den höheren, zum Theil glänzenden Kreisen, in die er durch den Stand und die Verbindungen seiner Aeltern eintrat. Von Natur gewandt und auf das Geschliffene und Feine hingerichtet, fand er ein gewisses Behagen an diesen Kreisen, um so mehr, weil er sich vornahm, und in gewissem Maaße sich dazu fähig halten durfte, die geselligen Gestalten und Formen nach dem ihm einwohnenden sittlichen Gefühle zu beurtheilen, das zu unterlassen, was diesem oder seinen Grundsätzen zu-

wider war, und namentlich jederzeit eine offene und unabhängige Rede sich zu bewahren. Als angehender Jurist mußte er sich einigen der höchsten Staatsbeamten vorstellen, und nachdem er sich durch sein Aeußeres, in welchem feine Sitte mit natürlicher Offenheit vereinigt war, empfohlen, wirkte auch die bald sich verbreitende Kunde, daß er für sein Alter recht gute juristische und staatswirthschaftliche Kenntnisse habe, vortheilhaft mit für die Aufnahme seiner Person. Doch war diese Aufnahme begränzt durch die Richtung in religiöser Beziehung, welche als die seiner Aeltern bekannt war. Zwar war diese keinesweges eine schroffe und enge, aber doch bestimmt genug, um auch in der damaligen Zeit, wo die höheren Kreise der Hauptstadt überhaupt mehr auf kirchliche Gesinnung Werth legten, die Geselligkeit des Hauses von Botho gegen andere, namentlich die fast allumfassenden Kreise, abzugränzen.

Frau von Botho theilte, bald nachdem die unruhigeren Tage der ersten Wiedereinrichtung vorüber waren, ihrem Sohne mit, wie es ihr schon in vergangenem Winter gelungen sei, an einem Wochentage einen Kreis vertrauterer Freunde um sich zu sammeln, welcher ausschließlich von religiösen Gegenständen sich unterhalte, ja welcher wohl als ein erbaulicher Kreis zu betrachten sei. Sie berührte dabei mit aller der Zartheit, die in ihrem Wesen lag, und die sie dem Verhältnisse des Sohnes zum Vater schuldig zu sein

fühlte, daß sein Vater seit Jahr und Tag mit einer offneren und anhaltenderen Richtung des Gemüths sich der christlichen Wahrheit zugewendet, und daß sie die große Befriedigung habe, ihn, wenn auch nicht regelmäßig, so doch häufig, an jenen kleinen Versammlungen Theil nehmen zu sehen, die das Angenehme der Geselligkeit mit dem Erhebenden der Erbauung verbänden.

Sie nannte hierauf die Männer und Frauen, fast alle aus den höheren Ständen, welche sich an dem bestimmten Tage bei ihr zu versammeln pflegten, so wie die beiden Geistlichen, von denen Einer in der Regel ihre Erbauung zu leiten pflege, und schloß ihre Mittheilung mit folgenden Worten: Ich weiß sehr wohl, daß dergleichen Geselligkeit von vielen sonst ganz achtungswerthen Personen und Kreisen getadelt wird, aber dies kann mich, nach ernster Prüfung der Sache, durchaus nicht abhalten, diesen Weg weiter zu gehen, auf dem mir schon die edelsten Genüsse und eine wahre Bereicherung meines Geistes zu Theil geworden. Ich weiß eben so gut, lieber Ludwig, daß junge Männer Deines Alters sich auch bei guten Gesinnungen nicht leicht, auch nur auf wenige Stunden, den Zwang einer ausschließlich geistlichen Unterhaltung auferlegen, und ich bin sehr klar darüber, daß Du noch andere fröhlichere Kreise bedarfst. Auch mache ich Dir diese

Mittheilung nicht, um, fuhr sie lächelnd fort, Dich zum Mitgliede unsers Konventikels zu werben. Allein wissen solltest Du eben dies, was an jenen Abenden bei uns vorgeht, und ich wünsche, daß Du es kennen lernst, um dann selbst Dich zu entscheiden, ob Du öfter oder wenigstens zuweilen an unseren Versammlungen Theil nehmen willst, wozu eine Veranlassung mehr darin liegt, daß auch einige, nicht sehr im Alter Dir vorgehende, junge Männer zuweilen erscheinen.

In der Art, wie Frau von Botho diese Mittheilung ihrem Sohne machte, war eine so edle Mischung von eigner Sicherheit mit mütterlicher Güte und Freilassung seines Entschlusses, daß Ludwig noch weniger, als er es wirklich war, von dem Werthe religiöser Unterhaltungen hätte überzeugt sein können, und doch mit Ehrerbietung und Dank diese Erklärung seiner Mutter würde aufgenommen haben. Er dankte ihr auch wirklich mit einem gewissen ihm eigenthümlichen Feuer, und versicherte, daß er mit Freude von der ihm gegebenen Erlaubniß Gebrauch machen würde.

An dem nächstfolgenden Abende der religiösen Versammlung erschien Ludwig nicht, und blos deshalb, weil ihm die Sache über dem Verlangen, einer Darstellung im Theater beizuwohnen, entfallen war. Es fiel ihm ein, bald nachdem er zu Hause gekommen war, und es kam ihm seltsam vor, daß gerade das Schauspiel ein Hinderniß der religiösen Gesellig-

keit für ihn geworden war, obgleich er sich darüber keine Art von Vorwurf machte. Nur den Grund seines Ausbleibens gegen seine Mutter berühren mochte er nicht, und es war auch zwischen beiden nicht die Rede davon.

In der nächsten Woche beobachtete Ludwig Tag und Stunde besser.

Im Gesellschaftszimmer seiner Mutter fand er ungefähr zwölf Personen, unter denen einer von den beiden ihm genannten Geistlichen war. Die Ueberzahl der Gesellschaft bestand aus Frauen.

Nach einem kurzen Gespräch über gleichgültige, zur Begrüßung sich eignende Gegenstände, das nicht gezwungen, aber mehr als gewöhnlich gedämpft war, nahm die Gesellschaft ihre Sitze in einem Kreise ein.

Der Geistliche, nach einem aus den apostolischen Briefen genommenen Segenswunsche, schlug die Bibel auf, und erklärte ein Kapitel aus dem Briefe des Paulus an die Epheser. Die Gesellschaft hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und auch Ludwig wurde nicht nur durch das Ganze, sondern vorzüglich durch die Worte des Geistlichen, gefesselt. Er hatte ihn vor seinen Universitätsjahren gekannt, aber unreif wie er damals war, war er nicht auf ihn aufmerksam geworden, auch hatte er ihn zwar predigen, aber nicht gesellschaftlich reden hören.

Der Geistliche, einer der gebildetsten der Residenz,

bewegte sich in seinen Erklärungen mit logischer Klarheit in einem durchaus reinen und edel-einfachen Redegebrauche. Er drang in den Text ein, aber er schloß fast jedes kleinere Ganze an einen festen dogmatisch-kirchlichen Begriff an. Ueberall fügte er Anwendungen für das Leben der Christen bei. Völlige Klarheit und Sicherheit des Gedankens schien ihn keinen Augenblick zu verlassen, die Lehre von der Versöhnung als stellvertretender Genugthuung war der Schlußgedanke, zu dem alle einzelnen Bemerkungen ihren Beitrag geliefert hatten. Diese Schriftauslegung wurde mit einem Gebete beschlossen, während dessen der Geistliche stand, indem die meisten Glieder der Gesellschaft knieten, einige von den älteren Herren ausgenommen. In diesem Gebete mischte sich sanfte Innigkeit zu dem Ausdrucke der nunmehr als Flehen um die Gabe des Geistes wiedererscheinenden Gedanken seines Vortrags, doch blieb auch hier die Klarheit des Gedankens vorherrschend vor der Macht des Gefühls.

Nach diesem ziemlich langen Gebete nahm die Gesellschaft wieder Platz, und es begann jetzt eine freie Unterhaltung über den Inhalt des vorher gelesenen Kapitels. Das Gespräch nahm einen zwar keineswegs unfreien, doch immer höchst gehaltenen und alle Abschweifungen vermeidenden Gang. Kleinere Verschiedenheiten in der Auffassung des Textes, sowie über das Verhältniß der durch Christus gestifteten

Versöhnung einestheils zu Gott, anderentheils zu dem Menschengeschlechte, wurden, hie und da mit Geist und Feinheit, geäußert und besprochen, worin der Geistliche nicht mehr hervortrat, als es natürlich war.

Ludwig bemerkte, daß razionalistischer Ansichten so gut wie gar nicht erwähnt wurde, außer einige Male im Vorübergehen mit dem Ausdrucke einer sich von selbst verstehenden gänzlichen Verwerfung. Aber auch in diesem Ausdrucke wurde von keiner Seite ein Zeichen von Aufregung sichtbar, über Parteien wurde gar nicht gesprochen, noch weniger über Personen.

Ludwig glaubte zu bemerken, daß einige der Redenden fast häufiger ältere theologische Schriften, als die Bibel, anführten, und er hatte Ursache, die Bestimmtheit, mit welcher auch einige Damen sich über diese Gegenstände ausdruckten, wahrhaft zu bewundern.

Nach dem Schlusse dieses Gesprächs, welches, mit der Lesung, noch nicht zwei Stunden gedauert hatte, und dem Genusse von Erfrischungen, der kaum eine Viertelstunde hinwegnahm, entfernte sich die Gesellschaft.

Ludwig war überwiegend günstig gestimmt in Ansehung dessen, wovon er Zeuge gewesen war. Die Anregung des Geistes, die er empfangen hatte, war bedeutend genug, um ihn für den etwas ungewohnten Zwang, den er sich angethan hatte, (nur einige Male hatte auch er sich geäußert) schadlos zu halten.

Seine Mutter bemerkte mit Befriedigung, daß er selbst befriedigt war; aber zu fein, um ihn zu irgend einem entschiedenen Urtheil aufzufordern, begnügte sie sich mit einigen unbedeutenderen Bemerkungen von Ludwig's Seite über den Vortrag des Geistlichen, und war sehr zufrieden, daß der Abend, seit dem auch ihr Gemahl in das Zimmer getreten war (der nicht bei der Versammlung war) in einer heiteren, ruhigen Angeregtheit des Gesprächs über häusliche und Familienangelegenheiten dahinging.

Ludwig hatte in dem religiösen Kreise bei seiner Mutter einen angesehenen juristischen Beamten getroffen, den wir als den Rath bezeichnen wollen, welcher am Schlusse der Versammlung sich freundlich an Ludwig wandte, und ihn aufforderte, ihn doch recht bald einmal in einer Abendstunde zu besuchen.

Ludwig, welcher wohl wußte, daß dieser Mann als einer der Tüchtigsten seines Fachs betrachtet wurde, und welcher hoffen konnte, manche wichtigere Anweisungen und Mittheilungen durch ihn zu erhalten, versäumte nicht, dem Rath nach kurzer Zeit einen Besuch abzustatten.

Wäre es ihm auch weniger, als es der Fall war, gegeben gewesen, Unbefangenheit mit Anstand in seinem Betragen zu vereinigen, so würde das Verhalten des Raths ihm doch bald den Muth zu einem freieren Austausch eingeflößt haben.

Theilnehmend sprach er von der eben betretenen Laufbahn Ludwig's, gab ihm in Bezug auf die vorbereitende Theilnahme an den Sitzungen des Provinzialkollegiums, dem er zugewiesen war, mancherlei Rath, und fuhr dann folgendermaaßen fort: Es freute mich sehr, auch Sie, lieber Freund, neulich in dem Versammlungszimmer Ihrer Frau Mutter zu sehen, da ich solche Mittheilungen in unserer Zeit nicht nur als anregend für den Geist, sondern auch als folgenreich für die öffentliche Stimmung betrachte.

Ludwig versicherte, daß er ihre Bedeutung in der ersten Beziehung sogleich gefühlt habe, erbat sich aber einen näheren Aufschluß, inwiefern der Rath ihnen noch eine anderweitige Wichtigkeit beilege.

Dies, erwiederte jener, nehme ich in einem eben so verständlichen als ernsten Sinne. Es kann wohl nicht fehlen, daß, wenn Frauen von der Geistesbildung und der Stellung Ihrer Mutter der christlichen Religion diese Huldigung darbringen, sich bald in verwandten Kreisen mehrfache Nachfolge so würdiger Gesinnungen und Uebungen verbreiten wird, und auf diese Weise dürfen wir hoffen, die höhere Gesellschaft bald von einem tieferen Elemente christlicher Lebensansichten beseelt zu sehen, welches auf die Haltung der Hauptstadt und mittelbar des Landes nach und nach wohlthätig einwirken wird.

Sollte, sagte Ludwig, hiebei nicht die Gefahr ein-

treten, daß etwas, was nur durch die Wahrheit der Gesinnung Werth hat, Sache der Nachahmung, der bloßen Sitte, ja vielleicht der Mode, werden möchte?

Die Gefahr ist nicht ganz zu vermeiden, erwiederte der Rath, aber der Gewinn ist auf jeden Fall größer. Es kommt in allen solchen Sachen zunächst vorzüglich darauf an, daß eine edle Autorität die Gemüther frei gewinne, und daß sich so die Sitte bilde, die dann selbst mannichfaltig die Erzeugerin der Gesinnung sein wird.

Sollte man nicht vielleicht noch mehr sagen dürfen, bemerkte Ludwig, die Gesinnung müsse die Sitte erzeugen, besonders in Angelegenheiten der Religion?

Dies ist nicht so allgemein anzunehmen, antwortete der Rath, am wenigsten in unseren Zeiten, wo, bei der allgemeinen Auflockerung aller gesellschaftlichen Bande und der Unbestimmtheit aller Ideen, es nur erst darauf ankommt, das Bestimmte und Bestimmende, was das Christenthum enthält, durch das Ansehn der besten Kreise in Achtung zu bringen. Nachher wird sich die Sache selbst Bahn machen.

Und welchen Einfluß erwarten Sie, im günstigsten Falle, von der Vermehrung solcher Versammlungen? fragte Ludwig.

Den, daß das Positive des Christenthums anerkannt werde, und dies ist die einzige Grundlage zur Wiedergründung von positiven ethisch-staatsrechtlichen Zu-

ständen in Deutschland und in der ganzen Welt. Diese Rücksicht ist entscheidend. Ich gestehe Ihnen offen, daß manche der Gesichtspunkte, welche unser würdiger Geistlicher neulich entwickelte, mir ferner liegen, daß ich von manchen mich, wenn ich mich ganz aussprechen müßte, lossagen würde, darauf aber kommt mir weniger an. Die Hauptsache ist, daß eine gegebne, feste göttliche Offenbarung im Christenthume anerkannt werde, denn diese, davon bin ich sehr überzeugt, giebt allein dem denkenden Geiste Haltung und besonders den bürgerlichen Ordnungen und Unterordnungen Festigkeit und Reinheit. Es ist ein edles, ein jedes Staatsmanns durchaus würdiges Ziel, so die Gesinnung der Völker selbst auf dem Wege eines religiösen Vorangehens der höheren Stände zu veredlen und zu heilen, und, indem wir eitle Unabhängigkeitsideen fernhalten, die Kraft eines auf Vertrauen und Liebe gegründeten Verbandes der Stände neu zu erschaffen.

Ludwig fühlte sich durch die Festigkeit und die Kraft, mit welcher der Rath diese Hoffnungen und Pläne aussprach, lebhaft ergriffen, sie gingen leicht genug in seine eigene Vorstellung von einem Vorangehen des Adels in Allem, was löblich und bedeutend ist, ein, und nachdem er sich selbst in der Schilderung eines Volkszustandes, in welchem die christliche Religion mit Würde und Einfluß in den

Geistlichen, am Hofe, in den höheren Ständen und im Volke erschiene, nicht ohne Begeisterung einige Minuten ergangen hatte, schüttelte der Rath ihm anerkennend die Hand, und sie wären wohl noch etwas länger bei diesem Gegenstande verweilt, wenn nicht ein Besuch das Gespräch unterbrochen hätte.

In das Zimmer trat ein Reisender, der sich bald durch Beziehung und Erzählung als einen Edelmann aus dem nordwestlichen Deutschlande zu erkennen gab, der, ein alter Bekannter des Raths, diesen unter allen seinen Freunden zuerst aufsuchte.

Sie hier, sagte der Rath? Und was bringt Sie sobald wieder zu uns? Sein Sie willkommen, erzählen Sie.

Der Fremde, ein rüstiger und angenehmer Vierziger, nach einem etwas forschenden Blicke auf Ludwig, sagte, daß er in Sachen der von ihm und seinen Freunden betriebenen Herstellung der Patrimonialgerichte und möglicher Aufrichtung einer neuen Art von Majoraten in die Hauptstadt gekommen sei, und gab mit Beredsamkeit und mit Offenheit seine Hoffnungen zu erkennen, daß wirklich das beabsichtigte Ziel werde erreicht werden.

Meine Hoffnungen sind in dieser Beziehung nicht so sanguinisch, sagte der Rath.

Daran liegt mir weniger, erwiederte der Andere, als daß dieselbe Sache auch für Sie ein Gegen-

stand der Hoffnung ist, und das bezeugen Sie mir ja auf's Neue.

Sie ist es, sagte der Rath, mit einiger Zurückhaltung, die durch Ludwig's Gegenwart veranlaßt zu sein schien, sobald ich die Bürgschaft erlange, daß mit der Wiederherstellung der Patrimonialgerichte eine Erneuerung eines thätigen Patronatverhältnisses auf Ihren und Ihrer Freunde Gütern werde gleichzeitig betrieben werden.

Sie denken besonders an die protestantischen Pfarreien, die sich zerstreut unter unseren katholischen finden, sagte jener. Tragen Sie keine Sorge, sie sollen nicht nur bestehen, sondern besser dotirt werden, als bisher. Denn so lange, was jetzt nicht selten der Fall ist, der Uebertritt zur römischen Kirche nicht ganz freiwillig geschieht, sind wir Alle unbedingt für die Unterstützung der protestantischen Gemeinen.

Ludwig, welcher in der Wendung des Gesprächs zu bemerken glaubte, daß er überflüssig sei, empfahl sich, indem er von dem Rath, beinah wie zur Belohnung dafür, daß er ging, noch mit einer besonderen Verbindlichkeit verabschiedet wurde.

Eine kleine Gesellschaft, die er bei seinen Aeltern fand, mäßigte und vertheilte die Bewegung, die durch das Gespräch mit dem Rath in seiner Seele entstanden war. Doch den anderen Morgen war der Inhalt desselben ihm sogleich wieder lebhaft gegenwärtig. Wie

merkwürdig und wie gut für mich, sagte er zu sich selbst, daß ich mit diesem Manne in Berührung gekommen bin, der mir sogleich meine besten Gedanken in dem hellen Spiegel seines gereiften Verstandes zeigt, Staat und Religion nämlich in einer Verbindung, durch welche die wesentliche, dem Volke allein mögliche Sittlichkeit und Zufriedenheit gefördert wird. Aber sonderbar ist es doch, daß dieser, wie ich gewiß bin, dem protestantischen Bekenntnisse so entschieden treue Mann, in so naher Verbindung, wie es scheint selbst gemeinschaftlicher Wirksamkeit steht mit einem römisch-katholischen Edelmanne, welcher es nicht verhehlt, daß er den Uebertritt protestantischer Gemeinen zu seiner Kirche erwartet. Doch auch dies ist nicht schwer und auf die günstigste Weise zu erklären. Beide wollen im Grunde dasselbe, nur jeder in der Form seines Bekenntnisses, und wie schön war die Offenheit, mit welcher der Rath von dem römischen Katholiken Bürgschaft für den Bestand der evangelischen Gemeinen verlangte.

In diesen und verwandten Richtungen setzte sich Ludwig's Geist immer fester. Tüchtig, wie er war, scheute er die Arbeit nicht, ja es war ihm erwünscht, als eine besondere Veranlassung ihn an eine ganz bestimmte geschichtliche Untersuchung wieß.

Es bestand in der Hauptstadt eine literarisch-praktische Gesellschaft jüngerer Justiz- und Verwaltungs-

beamten, fast alle aus den höheren Ständen, in welcher überwiegend konservativ-politische Grundsätze gehegt und gegenseitig gefördert wurden. Ludwig's Talent und Richtung wurde bald in diesem Kreise bekannt, und mit besonderer Genugthuung sah man ihn förmlich in denselben eintreten. Bildung und Gesinnung der Führer des Kreises waren so ausgezeichnet und dem Sinne Ludwig's so zusagend, daß er sich Glück wünschte, die Theilnahme an diesem Kreise gewissermaaßen als die bedeutendste Frucht seines Gespräches mit dem Rathe ansehen zu dürfen.

In dieser Gesellschaft wurden Vorträge gehalten und Aufsätze politisch-historischen Inhalts vorgelesen. Da es sich bald zeigte, daß Ludwig's Neigung vorzugsweise auf Erforschung der älteren protestantischen Berührungen zwischen Staat und Kirche ausging: so ersuchte man ihn um eine Vorlesung über die Zustände des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in einigen nördlichen Staaten Deutschlands. Die Arbeit, welche Ludwig nach zwei Monaten zu Stande brachte, entsprach den Erwartungen des jungen aristokratischen Kreises so vollkommen, mit so vieler Klarheit und Scheidung der sich berührenden Gebiete wurde der Gegenstand erörtert, der religiöse Sinn und Geist der älteren sächsischen und brandenburgischen Kurfürsten mit so vieler Wärme und zugleich geistiger Haltung dargestellt, und mit so vieler Ge-

wandtheit wurde darauf hingewiesen, wie von dem monarchischen Kirchenregimente aus eine zwar nicht eigentlich kirchliche, aber wahrhaft christliche und väterliche Beseelung aller übrigen Regierungszweige theils ausgegangen sei, theils hätte ausgehen können, daß die Gesellschaft ganz begeistert ihn halb im Ernst, halb scherzhaft für einen Neubegründer der ächten geschichtlichen Ansicht auf diesem Gebiete erklärte.

Wie hohl und unberechtigt, rief der Freiherr von W. aus, welcher eines der geistvollsten Mitglieder des Kreises war, erscheinen, nach dieser Auseinandersetzung, die Ansprüche auf eine demokratische Kirchenverfassung, welche auf gut amerikanisch die Wahlen der Majorität aller getauften Menschen zu Entscheidungen der höchsten Angelegenheiten des Reiches Gottes machen will, wie unberechtigt jeder Anspruch auf Lehrfreiheit, wodurch die feste, durch die Bekenntnisse vermittelte Ordnung des christlichen Staatslebens erschüttert wird.

Ludwig, zwar nicht unempfänglich für Lob, war doch zu verständig, um sich das ganze, was ihm diesen Abend gespendet wurde, zuzueignen; allein zugleich mit seinem Selbstgefühle stieg seine Hoffnung auf die Maaßregeln der Regierung und die Erfolge der Verwaltung, wenn die jungen Männer, die jetzt in den Vorhallen von beiden standen, höhere Plätze würden eingenommen haben.

Ludwig bewegte sich gern in glänzenden Kreisen, und es fehlte ihm nicht an Veranlassung, in ihnen aufzutreten. Auch an Hoffesten nahm er mehrmals Theil. Bei Empfänglichkeit für Glanz und Erscheinung behielt er immer Sinn und geistige Regsamkeit genug, um sich nie an dem bloßen Scheine zu freuen. Aber indem es ihm gelang, das Interessante, das künstlerisch Schöne und das geschmackvoll Gewählte in Personen und Dingen im Auge zu behalten, begegnete ihm oft die Täuschung, er habe auch das Gute und Große im Auge, ja wirklich selbst in den Händen, und auf diese Weise kam er zu Berührungen, Entdeckungen und Gesprächen, deren eigentliche Bedeutung er mehr zu haben glaubte, als hatte, und aus denen er siegreicher herausgegangen zu sein glaubte, als der Fall war. So geschah es wohl, daß wenn er einen Herrn vom Hofe mit Angelegentlichkeit von der Aufrichtung einer festen, durchaus gleichmäßig wiederkehrenden Liturgie hatte reden hören, er einen von tiefem Gefühle für die Würde des Gottesdienstes durchdrungenen Mann vernommen zu haben glaubte. Wenn ein Beamter mit einer gewissen Kühnheit, obwohl mit Kraft und Ueberzeugung, sich für die möglichst geringe Forderung kirchlicher Pflichten, ja selbst was Trauung und Taufe betrifft, an die Bürger als solche erklärte: so erschien ihm der Mann auf bedenklichem Wege, und mit einer Miene, die

seiner Jugend nicht ganz angemessen war, wußte er das Gespräch abzubrechen, sobald er nicht mehr hoffen konnte, die Gründe des Anderen zu widerlegen. Hatte er eine junge Dame zu Tische geführt, und dort oder in den Pausen des Tanzes ein Paar Bemerkungen von ihr gehört, aus denen hervorging, daß sie etwas von der Geschichte von Port Royal wußte, daß sie in William Cowper's Gedichten gelesen hatte, oder ein Interesse für die Reformazionsgeschichte zeigte, so schien sie ihm in Betreff ihrer geistigen und religiösen Stufe höchst ausgezeichnet. Und wie oft er auch von einzelnen dieser Urtheile wieder zurückkam: die Neigung, solche Urtheile zu fällen, und aus denselben schon tief gewurzelten Gründen einer gewissen Anschauung der Welt und Gesellschaft zu fällen, blieb unverändert.

Bei dieser Entwickelung von Ludwig's Sinnesart war es nicht zu verwundern, daß er mit Jünglingen, die weniger praktische Zwecke als die Ausbildung von Gedanken und Gefühlen verfolgten, sich nicht erfreulich einzuleben vermochte.

Wohnt hier der Referendarius von Botho, fragten eines Tages, nach dem Schlusse des akademischen Wintersemesters, zwei Studenten den Diener, der auf die stark angezogene Klingel im Botho'schen Hause öffnete.

Ja, sagte der Bediente, indem er die beiden Jüng-

linge, die mit Mütze und Halskragen ohne Binde ihren Stand und Standpunkt hinreichend zu erkennen gaben, etwas betroffen musterte.

Führen Sie uns zu ihm, wir bringen ihm Grüße von seinem Vetter in X. Die Studenten traten in Ludwig's nettes, ja fast zierliches Zimmer, ihm treuherzig die Hand bietend.

Sie kommen, sagte Ludwig, von Heinrich Reinold, seien Sie mir willkommen, was macht er, ist er immer noch der Alte?

Ich weiß nicht, sagte der Eine, sich auf den Sofa pflanzend, als welchen Alten Sie ihn nehmen. Student ist er nicht mehr ganz, denn er ist dem Doctor zu nahe, aber er liebt die Burschen, und vor Allem, er lebt in den Ideen, die einen wackeren deutschen Burschen heutzutage mehr als Alles erfüllen, geistige Einigung Deutschlands und freies Erkennen auch auf die unteren Klassen des Volks übergehend.

Daran erkenne ich meinen Vetter, sagte Ludwig, der immer Alles durch Denken und Wissen zwingen wollte, und übersah, wie dem sittlichen Elende des Volks auf ganz anderem Wege abgeholfen werden muß.

Nun, welche Wege meinen Sie denn, sagte der zweite Student. Ich vermuthe, religiöse Erziehung. Nun in der That, das wollen wir auch auf unsere Weise, denn in der freien Idee ist auch das Religiöse, nur daß es nicht auf die alte Weise durch

Katechismus und Lernen von Bibelsprüchen geschehe, sondern durch die tüchtige gymnastisch-psychische Entwickelung, die jede Kraft frei und den ganzen Menschen selbstständig macht.

Ludwig nahm eine ernstere Miene an, und sagte: die Entwickelung dessen, wodurch der Mensch seine gemeine Natur überwinden kann, wird wohl immer am besten durch Katechismen geschehen, die ihm den Inhalt der Bibel klar und kräftig einprägen.

Aber lehrt die Geschichte Sie denn nicht, sagte der Erste, daß diese Form sich überlebt hat, und daß jetzt ein Bewußtsein gepflanzt werden muß, wo das Christenthum in gewisser Weise nicht mehr und in anderer Alles ist, d. h. frei aus dem Inneren sich neu erzeugt.

Es sollte mich wahrhaft schmerzen, sagte Ludwig mit Bedeutung, wenn Heinrich Reinold in diesem Punkte ganz gleich mit Ihnen dächte, denn hierin sehe ich nichts Geringeres als das Verkennen unserer Uebel, sowie des wahren uns von Gott gegebnen Heilmittels.

Sie nehmen die Sachen, sagte der Zweite, sehr streng und, wie es scheint, fast politisch.

Es mag sein, erwiederte Ludwig, aber es ist nicht recht, daß wir sogleich in einen Disput gerathen sind, der sich leicht allzulang ausspinnen könnte. Erzählen Sie mir lieber etwas von Heinrich's Studien,

Lebensweise, geselligem Umgange, hier werden wir uns eher verstehen.

Vielleicht auch nicht, sagte der, welcher zuerst geredet, darum nur soviel: Heinrich ist gesund, er geht viel mit den Professoren K. O. und P. um, er studirt ungeheuer, er ist immer noch ein fideles Haus, einen Schatz hat er noch nicht. Und damit wissen Sie genug, nach Anderem fragen Sie ihn selbst, unsere Berichte würden Ihnen doch nicht genügen, wie wohl kaum unsere Personen. Darum Ade!

Mit diesen Worten nahmen sie ihre Mützen, und waren in wenigen Sekunden die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

Ludwig, allerdings ein wenig betroffen durch diesen raschen Abschied, konnte doch sich selbst keinen Vorwurf dabei machen, und nachdem er die Sache ein Paar Minuten überlegt, kam sie ihm weit mehr komisch als tragisch vor, und lachend fand er es sehr erklärlich und eigentlich ganz in der Ordnung, daß er mit Studenten aus einer ihm so entgegengesetzten Sfäre, wie die der Universität X., nicht zu einem verständigen Ergebnisse kommen konnte.

Schmerzhaft war ihm, der wahre Liebe für Heinrich hatte, die Beobachtung, wie dieser in allen seinen Briefen eine von der seinigen ganz abweichende, und, wie es ihm erschien, sehr irrige Geistesrichtung offenbarte. Es wiederholte sich in ihrem Briefwechsel in

einem weiteren Gebiete, was sich in dem Gespräche mit den Studenten derber zusammengedrängt hatte. Wo Ludwig konkret war, zeigte sich Heinrich ideal, wo jener geschichtlich verfuhr, philosophirte dieser, was jener für werdende Gesundheit ansah, erklärte dieser für Zeichen des Verfalls und umgekehrt; und dieser Gegensatz steigerte sich gerade durch den im Grunde liebevollen Eifer, mit welchem jeder den Anderen ganz auf seine Seite zu ziehen nicht nur wünschte, sondern auch versuchte.

Wir würden zur Veranschaulichung dieses sich unter den Freunden immer mehr spannenden Gegensatzes Bruchstücke ihrer uns zugekommenen Briefe mittheilen, wenn wir den Zweck nicht besser durch den Schluß des Briefwechsels zu erreichen hoffen dürften, in welchem beide auch in sofern eine Art Ultimatum niederlegten, als die Briefe, welche sich kreuzten, nicht lange vor einem für beide Freunde sehr folgenreichen Wiedersehen geschrieben wurden. Davon später, wenn wir erst den Lebensgang Heinrich's (soweit man eine fast nur innere Entwickelung so nennen kann) bis zu diesem Zeitpunkte kennen gelernt haben.

Ludwig brachte nur einen sehr kurzen Theil des Sommers bei seinen Aeltern auf ihrem Landgute zu, da ihn seine Beschäftigungen bei der Behörde, welcher er zugewiesen war, in die Stadt zurückriefen. Seine Arbeiten und Studien, seine Verbindungen

und Ansichten entwickelten sich in derselben Weise, wie sie beim Beginne des Winters ebensowohl aus seinem Inneren als aus seinen Verhältnissen hervorgetreten waren.

Im Spätsommer, und nachdem der letzte Brief an Heinrich, den wir erwähnten, schon abgesandt war, ereignete sich ein Vorfall, eine Begegnung vielmehr, welche vielleicht den Eifer in der von ihm eingeschlagenen Richtung hätte mindern können, wenn er nicht zu fest mit seinem ganzen Ideenzusammenhange, so wie mit seinem Gemüthsleben, schon wäre verwebt gewesen.

Die Prinzessin O. war eine Gönnerin, ja eine Freundin seiner Mutter, und dies Verhältniß hatte an Innigkeit gewonnen, seitdem Frau von Botho die Gegenstände und Wahrheiten des Glaubens mit Sicherheit umfaßte. Denn die Prinzessin gehörte zu denen Frauen, die zwar ein reines allgemeines Wohlwollen allen Menschen entgegentragen, welche aber einen vertrauteren Umgang nur mit solchen einzugehen vermögen, die geistliche Erfahrungen gemacht haben, und auch im Stande sind, sie in klarer, an die Schrift des Neuen Testaments sich anschließender Weise auszusprechen.

Frau von Botho hatte der Prinzessin nicht verschwiegen, wie viele Hoffnungen in allgemeinsittlicher wie in religiöser Hinsicht ihr Sohn errege, und die

fürstliche Freundin, die auch von anderer Seite her unterrichtet war, daß Ludwig die Sache des Christenthums mit Wärme umfasse, äußerte gegen Frau von Botho, welche für einige Tage in die Stadt gekommen war, den Wunsch, Ludwig zu sprechen.

Nicht ohne merkliches Vergnügen kündigte die Mutter dies dem Sohne an, und bezeichnete ihm die Stunde, in welcher er sich am folgenden Tage im Palaste der Prinzessin einfinden sollte.

Ludwig war diese Nachricht sehr überraschend, doch nach seiner Art entwickelte sich bald in ihm ein Bild von der Bedeutsamkeit, welche das Gespräch mit der Prinzessin für ihn selbst, ja vielleicht für andere Kreise, haben könnte. Denn ganz leer konnte es bei einer Dame von dem Geiste und der Gesinnung der Prinzessin, wie er zu sich selbst sagte, nicht ablaufen. Sobald es aber eine ernstere Wendung nahm: mußte es ihm nicht Gelegenheit geben, die ihm so wichtigen Gedanken von der Beförderung religiöser Gesinnungen in der Nazion durch festere kirchlich-politische Formen theils auszusprechen, theils zu berichtigen, und konnte ein solcher Ideenaustausch nicht die Prinzessin selbst zu Mittheilungen über diese Gegenstände in den höchsten Kreisen des Hofes anregen?

Dieser Gedanke, diese Aussicht erfüllte ihn nun fast ausschließlich den ganzen Vormittag des folgenden Tages bis zu dem Augenblicke, wo er in das Zimmer

der Prinzessin eintrat. Diese, eine Dame zwischen Vierzig und Funfzig, und von jener Art Geisteslebendigkeit, die ganz vom Gemüthe ausgeht, und dabei, ohne glänzend zu sein, das Feine und Abgeklärte einer sorgfältigen Bildung an sich trug, hatte neben einer fürstlichen Haltung soviel Gütiges, daß auch ein weniger gewandter junger Mann, als Ludwig, bald von Verlegenheit hätte frei sein müssen.

Nachdem sie das Gespräch durch einige Fragen nach dem Sommeraufenthalte seiner Aeltern eingeleitet hatte, sagte sie: Es wird wohl Ihrer Mutter schwer werden, die religiösen Versammlungen zu entbehren, die den Winter hindurch bei ihr Statt fanden.

Gewiß wird sie diese Art von Gesellschaft vorzugsweise vermissen, antwortete Ludwig, aber der Naturgenuß wird ihr Ersatz bieten.

Auch Sie haben an diesen Gesprächen Theil genommen, fuhr die Prinzessin fort.

Ludwig, welcher sich erinnerte, nur dreimal gegenwärtig gewesen zu sein, doch aber diese Beschränkung der Voraussetzung der Prinzessin nicht geradezu aussprechen wollte, verbeugte sich, und sagte: So oft ich beiwohnte, Königliche Hoheit, geschah es immer zu wahrem Geistesgewinn.

Es ist so schön, sagte die Prinzessin, daß das Christenthum, die Liebe zum Herrn, das eine Gebiet

ist, auf dem Alter und Jugend sich völlig einigen und verstehen können.

Und für uns jüngere Männer, erwiederte Ludwig, kommt noch der große Vortheil hinzu, daß wir durch die hier sich mittheilende Erkenntniß Stoff gewinnen für die uns bevorstehenden Lebensaufgaben.

Welche Lebensaufgaben meinen Sie, fragte die Prinzessin.

Jenen Beruf, Königliche Hoheit, den angehende Staatsdiener sich nicht tief und früh genug einprägen können, auch durch die Formen des politischen Lebens das Christenthum zu befördern, und ich gestehe, daß die Anregung für Entwickelung meiner Gedanken auf diesem eben so vernachlässigten als wichtigen Gebiete mir oft fast eben so bedeutend wurde, als die unmittelbare Auffassung einer christlichen Vorstellung oder Empfindung.

Die Prinzessin fühlte sich für einen Augenblick betroffen, aber mit Ruhe erwiederte sie gleich darauf: Dergleichen kommt freilich älteren und jüngeren Männern leicht in den Sinn, da sie den Beruf haben, die gesetzlichen Formen des Lebens zu kennen und zu erhalten, uns Frauen liegt das ferner.

Und doch, gnädigste Prinzessin, sagte Ludwig zwar gehalten, aber mit einem gewissen sich erhöhenden Feuer des Gefühls, ist gewiß der Gedanke, die oft blos dem gemeinen Nutzen dienstbaren Formen des

bürgerlichen Lebens für Pflanzung religiöser Gesinnung zu benutzen, und das kirchliche Leben als den edelsten Bestandtheil in das Nazionalbewußtsein hineinzuverpflanzen, auch der Theilnahme der edelsten weiblichen Seelen würdig, und würde, wie mir scheint, aus den Blüthen ihres Gefühls die schönsten Früchte des Lebens entwickeln.

Mein lieber Herr, sagte die Prinzessin, es sind ganz andere Früchte, zu deren Reifung ich, was mich betrifft, Gott um seinen Beistand bitte, nämlich die Früchte tieferer Selbsterkenntniß, stärkeren Vertrauens zu dem Heilande und reinerer Wirksamkeit der Liebe gegen meinen Nächsten und in meinem nächsten Berufe. Dazu gehören die Verfassungsfragen nicht. Ich weiß wohl, daß über beides, Staats- und Kirchenverfassung, unendlich viel jetzt geredet wird, aber ich besorge sehr, daß Mancher das Allerwichtigste und Nächste, die Verfassung seines eigenen Herzens, darüber aus dem Auge verliert. Ich sage dies als allgemeingültige Warnung, die ich mir selbst gebe, ja auch älteren Männern schon ausgesprochen habe, und darum auch mich nicht scheue, sie Ihnen an's Herz zu legen.

Ludwig verbeugte sich.

Nach einigen Sekunden fuhr die Prinzessin fort: So wenig ich davon verstehe, so weiß ich doch dies, daß die Wahrheit der christlichen Frömmigkeit in

Familien und der Segen des Glaubens in ganzen Gemeinen von den öffentlichen Formen wenig abhängt. Ich kenne in lutherischen Ländern, wie doch dieses, worin wir uns befinden, eigentlich ist, Seelen und Gemeinen, die innig an dem Herrn hangen, und kenne deren in reformirten Gegenden, wo die Gemeinen durch Aelteste regiert werden. Ja, ich habe Freundinnen und Freunde von wahrer christlicher Gesinnung, die der katholischen Kirche angehören, womit ich freilich nicht sage, daß alle Formen von dieser mir unschädlich erscheinen. Was ich meine, ist vorzüglich, daß das Wort und die Sakramente, sammt dem Gebete, wichtiger sind als alle Verfassungsformen.

Es trat ein Lakai in das Zimmer, welcher der Prinzessin einen anderen Besuch anmeldete. Nachdem sie ihn beschieden, trat sie an ihr Pult, und gab Ludwig ein sauber gebundenes Büchlein geistlichen Inhalts, und sagte: Ich bitte Sie, dies als ein kleines Andenken mitzunehmen, und es seiner Zeit durchzulesen.

Ludwig verneigte sich ehrerbietig, indem er fast verlegen seinen Dank aussprach, und entfernte sich.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß nicht nur seine Hoffnung, durch die Prinzessin Gelegenheit zu erhalten, seine Vorstellungen über Verbindung von Kirche und Staat des Weiteren auseinanderzusetzen, gänzlich gescheitert, sondern daß er im Grunde mit einer guten

Lehre nach Hause geschickt war. Sein Gefühl sagte ihm dabei, daß die Prinzessin sich eben so gütig als aufrichtig gegen ihn betragen hatte, und er gestand sich, daß er keinen Grund gehabt, ihr ein weiteres Interesse als an den inneren Wirkungen des Christenthums zuzuschreiben. Aber eben deswegen schloß er die Begegnung mit dem Urtheile ab, daß sie zwar eine Dame von Bildung und sehr guter Gesinnung, aber keinesweges von vorzüglichem Verstande sei.

Seiner Mutter erzählte Ludwig den Hergang des Gesprächs nur unvollständig und im Allgemeinen.

Drittes Kapitel.

Heinrich führte, nachdem er Göttingen verlassen, seinen Vorsatz aus, noch ein Jahr auf einer mitteldeutschen Universität zuzubringen, und langte in der Mitte des September an dem bestimmten Orte an.

Ein anmuthiger Herbst und eine freundliche Wohnung ließen es ihm bald wohl werden an seinem neuen Aufenthalte, zumal er seine Bücher (deren er ziemlich viele besaß) wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt, und ihm die Umgebungen der Stadt eben so neu waren als sie ihm eigenthümlich erschienen. Freundliche, wenn auch nicht hinlänglich bewachsene, doch grüne Hügel umkränzten die Stadt, und bildeten durch ihre Abdachung, ihr Vor- und Zurückspringen eine Reihe von höchst lieblichen Thälern, die das Bequeme ziemlicher Nähe bei der Stadt mit dem Heimlichen und Romantischen einer gewissen Abgeschlossenheit und Mannichfaltigkeit verbanden. Hier konnte Heinrich seinem Hange zu einsamen Spazier-

gängen ein Genüge thun, er stellte sich dabei vor, wie mancher bedeutende und für Deutschland wichtig gewordene Mann hier wohl oft möge gewandert sein, und dies gab ihm Anregung, seinen eigenen Gedanken von dem, was Wissenschaft und Kultur im Vaterlande am besten befördern möchte, mit einer ihm jetzt noch angenehmen Unbestimmtheit nachzuhängen. Einige wichtigere Empfehlungen, die er von Göttingen aus und von seinem Verwandten erhalten hatte, bereiteten ihm einen Empfang, der seinen Wünschen eben so sehr als seiner Stimmung entsprach.

Der Professor V., ein Philolog, empfing ihn auch als ein alter Bekannter seines verstorbenen Vaters mit vieler Artigkeit, indem er ihn einlud, an den zwei Abenden der Woche, an welchen er seine Freunde und näherstehende Schüler zu empfangen pflegte, sein Haus fleißig aufzusuchen.

Sie werden, sagte er nicht ohne eine gewisse Bedeutsamkeit, die gebildetsten Männer und Frauen der Stadt bei mir sehen, und werden, ich hoffe, mit uns die Erfahrung theilen, daß auch unter dem Zunehmen des Drucks und der Geistesbeschränkung in mancher großen Residenzstadt die besten Güter, die unsere geistige Errungenschaft bilden, in unserem kleinen Orte noch mit Freiheit genossen werden.

In ähnlicher Weise äußerten sich einige Theologen, ein Historiker, ein Philosoph, und Heinrich glaubte

bald wahrzunehmen, daß von der häufigen kleinlichen Entgegensetzung der Gesellschaftskreise in Universitätsstädten hier wenig oder nichts vorhanden sei, oder daß wenigstens die sich mehr vereinzelnden Richtungen durch eine gemeinsame Theilnahme für die Literatur überwogen würden.

Ein besonderer Umstand beförderte noch die Mannichfaltigkeit seiner Berührungen, obgleich er in anderer Hinsicht seiner Geistesstimmung etwas Unbestimmtes gab.

Heinrich bewegte sich in drei Studienkreisen, Philosophie, Theologie und Geschichte, vorzüglich Literaturgeschichte, und indem er noch nicht mit sich einig geworden war, welchem Zweige er sich recht eigentlich und mit ganzer Seele widmen wolle, sah er es als gleich wichtig an, mit Männern dieser verschiedenen Fächer in näheren Umgang zu kommen. Ja er freute sich, daß er auch Philologen, Juristen und Naturforscher in einem oder dem anderen der Häuser, mit denen er in nähere Verbindung trat, würde kennen lernen.

Seien Sie mir doppelt willkommen, sagte ihm einer der theologischen Professoren, als Heinrich ihm seinen ersten Besuch machte, da ich Ihren Vater so gut gekannt und so sehr geschätzt habe. Er war auch einer von den geistesklaren, freien Männern, die sich weder von neuer Philosophie noch von alter Recht-

gläubigkeit umdunkeln lassen, und ihren Geist an den Heroen unserer Literatur nähren. Diese Bahn wird, denke ich, der Sohn ebenfalls wandeln. Sie finden den Betrieb der Theologie, der Sie sich ja auch zum Theil zugewandt, bei uns in erfreulicher Einigung mit Philologie und Naturwissenschaften, und die Mehrheit unserer jungen Leute geht auf einer gesunden Mittelstraße zwischen Freigeisterei und Mystizismus.

Insofern, sagte Heinrich, Sie dadurch den ächtwissenschaftlichen Sinn, der die Wahrheit, und die Wahrheit in klaren Begriffen, sucht, bezeichnen, kann ich mich nur glücklich schätzen, in den Kreis solcher älteren und jüngeren Bearbeiter der Theologie einzutreten, und ich darf hoffen, viel für meine eigene Erkenntniß hier zu gewinnen. Wie zeigen sich die Wirkungen einer so erfreulichen Entwickelung auf das kirchliche Leben? Und schließen sich die gebildeten Stände mit Stätigkeit und Liebe an dasselbe an?

Dies, antwortete der Gelehrte, den wir den Kirchenrath nennen wollen, mit einer kleinen Herabstimmung seines Tons, kann man allerdings bis jetzt nicht sagen. Die Gebildeten sind zu lange der Kirche entwöhnt. Indeß das Volk ist im Ganzen noch immer anhänglich, und besucht den Gottesdienst ziemlich regelmäßig. Wenn wir, mit Hülfe der Regierung, noch einige tüchtige Redner werden in unsere Stadt ziehen

können, wird sich auch das finden, was hierin noch zu wünschen übrig bleibt.

Das Wesen und Treiben der Studirenden, soweit Heinrich, der nicht mehr eigentlich zu ihnen gehörte, es beobachten konnte, gefiel ihm gut, da es im Ganzen natürlich war, ohne roh, frei, ohne zügellos zu sein. Ein gewisser Trieb, wissenschaftliche Dinge zu besprechen, schien sich ihm mit jugendlicher Beweglichkeit zu mischen, und so unternahm er es bald, einen kleinen Kreis von Jünglingen um sich zu versammeln, unter denen er als älterer Freund auf eine recht ungezwungene und von jenen verstandene Weise sich bewegte. Zu diesem Kreise gehörten auch jene Beiden, die wir auf ihre eigene Weise bei Ludwig sich einführen sahen.

Am liebsten aber bewegte sich Heinrich in jenen geselligen Kreisen, wo gebildete Männer und Frauen einander auf eine geistigere Weise austauschten, indem häufig die Lesung eines schöngeistigen Werks oder eines populär-philosophischen Aufsatzes zum Anregungsmittel wurde. Arbeiten religiösen Inhalts waren ausgeschlossen, mit Ausnahme derer, welche die Religion von einem philosophischen Standpunkte aus in ihrer Beziehung zu Kunst und Philosophie zu zeigen suchten. Für diese Kreise war das Haus des Professors V., des Philologen, um so mehr Mittelpunkt, als in demselben Eleganz der Einrichtung mit vor-

züglichem geselligem Talente der Wirthe vereinigt sich darbot. Außerdem gehörte dieser Professor durch seine wissenschaftliche Bedeutung zu den Häuptern der akademischen Republik, wenn er nicht sogar das Haupt zu nennen war.

An einem Abende, an welchem ein kleinerer Kreis im Hause von V. versammelt war, und nachdem ein Paar Kapitel aus Leopold Schefer's Laienbrevier waren vorgelesen worden, sagte der Professor: Diese Auffassung der Religion, wonach sie nichts Eigenthümliches ist, sondern nur der gefühlvoll gestaltete Geist alles höheren Lebens, die wir mit so vieler Zartheit in Schefer's Werken ausgesprochen finden, wird und muß sich immer mehr unter den Gebildeten geltend machen, als die einzige, welche sich in der neueren Weltbildung halten kann.

Sie meinen, bemerkte Heinrich, jene tiefere und feinere Erfassung unseres Verhältnisses zur Gottheit, wo wir sie als in Allem gegenwärtig nicht nur erkennen, sondern auch empfinden, und durch die Auffassung jedes Verhältnisses, jedes Ereignisses, jeder Pflicht, in Bezug auf den Ewigen, die Religion im Leben wahrhaft verwirklichen.

Ganz recht, dies ist im Wesentlichen mein Gedanke, sagte V.

Aber Sie werden, fuhr Heinrich fort, damit nicht verneinen wollen, daß die Religion als Lehre und als

Kultus auch wieder ihre Selbstständigkeit, ihre Unabhängigkeit von Philosophie und Staat habe.

Dies räume ich keineswegs ein, sagte der Professor. Denn was kann sie als Lehre sein als eben das begrifflich entwickelte Bewußtsein des Unbedingten, und dies ist die Philosophie. Und was könnte sie als Kultus sein, als eben die vom Begriffe des wahren Staats ausgehende Anordnung der religiösen Zusammenkünfte derer, welche die gegenseitige Gefühlsanregung zu bedürfen meinen.

Wie wollen Sie aber dabei, erwiederte Heinrich, der Gefahr entgehen, daß das religiöse Bewußtsein, dem der politischen Machthaber untergeordnet, sich mehr und mehr verweltliche und veräußerliche?

Gerade so, wie ich überhaupt den Staat als Entwickelung des Volksbewußtseins betrachte, wobei das, was in dieser Entwickelung nicht aufgeht, dem Einzelnen bleibt, oder vielmehr dem Geiste als innerer freier Besitz.

Und dennoch, versetzte Heinrich, finde ich die Stimme der ersten Geister aller Nazionen und auch die der unsrigen darin einig, daß die Religion etwas vom allgemeinen Denken Verschiedenes und der Kultus der christlichen Völker keine Staatsanstalt sein dürfe. Es würde mir nicht schwer werden, Ihnen aus Lessing, Göthe und Schiller, so weit davon entfernt alle diese auch waren, der allgemeinen Bildung irgend etwas

zu vergeben, Stellen nachzuweisen, in denen sie den Werth der Religionslehre und des Gottesdienstes als von etwas Selbstständigen anerkennen.

Stellen, lieber Freund, sagte der Professor, welche sie theils in die Seele Anderer, theils in der ihrem Zeitalter noch immer angehörenden und auch wohl anstehenden Form der geselligen Vorstellungen und Ueberlieferungen geschrieben haben. Aber diese Stellen beweisen nichts, vielmehr wenn wir auf den innersten Geist ihrer Schriften sehen, finden wir eine entschiedene Selbstbefreiung von Religionslehre und Kultus, das Göttliche erscheint ihnen durchaus als Verwirklichung und Vollendung des rein Menschlichen, Göthe'n in der Gestalt naturgemäßer Kunst, Schiller'n in der poetischen Entwickelung der persönlichen und bürgerlichen Freiheit, und von Lessing kann ja jeder wissen, daß alle seine Bemühungen um klare und schlanke Begriffe in der Religion, ja selbst seine Abneigung gegen die Pfuschereien des früheren Razionalismus, nichts Anderes waren als dialektische, ja dialogische Uebungen, um an die Stelle alt-theistischer Vorstellungen das Bewußtsein des Weltgeistes zu setzen, wie uns Jacobi ja dies in seiner Weise erzählt hat.

Und Jacobi selbst? fiel ein jüngerer Professor ein, der bisher keinen Theil am Gespräche genommen hatte. Werden Sie auch in ihm Spuren dieser pan-

theistischen Richtung entdecken, die Sie allen unseren bedeutenderen Schriftstellern zuschreiben?

Gewiß, sagte der Philolog, gerade durch den Gegensatz, durch das so ganz subjektive, nur von Seiten des Gemüths schöne, sonst durchaus unhaltbare Sichstemmen gegen die Nothwendigkeit der Zeitentwickelung beweiset er diese selbst.

Und Herder, sagte Heinrich, mit seinen edelpopulären Predigten, seiner warmen Hinweisung auf die göttliche Vorsehung, seiner Begeisterung für das Bild Christi, sollte er nicht ein Beweis sein, daß nicht alle deutsche geistige Größe eine pantheistische Richtung nehmen müsse?

Hier sind wir gerade auf dem rechten Punkte angelangt, sagte der Professor. Erstens erlaube ich Ihnen gar nicht das, was ich im Sinne habe, schlechthin Pantheismus zu nennen, wenigstens über den spinozistischen sind wir durch Hegel hinaus, und einem geistigeren, mit warmem Gefühl verbundenen finden Sie entschieden in Herder, besonders, wenn Sie seine Geschichte der Menschheit unbefangen lesen, und bemerken, wie mühsam in seinen späteren, auch homiletischen, Schriften sich noch eine gewisse positive Form des Christenthums zu erhalten sucht.

Mir scheint doch, erwiederte hierauf der junge Gelehrte, daß gerade die Vergleichung der späteren Schriften Herder's mit seinen früheren zwar eine Ent-

wickelung zeigt, aber eine, die wir gar nicht für normal oder für ein Zeichen seiner eigenen Gesundheit und Harmonie ansehen dürfen. Wieviel Kraft und Feuer, wieviel Bestimmtheit und Tiefe z. B. in den Briefen über das theologische Studium, in denen er zugleich ganz positiv und entschieden gegen die Verpflanzung des Deismus auf deutschen Boden sich erklärt, und wie matt in Vergleich damit, wie aufgeregt polemisch, wie schwebend und schwimmend seine späteren theologischen Schriften; so daß man, wie mich dünkt, nicht einmal das hinzuzunehmen braucht, was seine Lebensbeschreiberin selbst von der Verstimmung seiner letzten Jahre erzählt, um anzuerkennen, daß der frühere, der mehr biblische Herder, der mit sich selbst einigere, der kraftvollere und der mehr deutsche ist, während der spätere zu kosmopolitisch und unruhig literärisch beschäftigt erscheint, um ein reines Abbild der besten Entwickelung unserer Literatur darzustellen. Außerdem scheinen mir zur vollen Anschauung von dieser auch Männer, wie Klopstock, Hamann, Claudius und Andere zu gehören, noch abgesehen von dem Tiefen und Lebendigen, was die Bedeutenderen der romantischen Schule geleistet.

Der Philolog, welcher sich nicht ganz fähig fühlte, etwas Tüchtiges dem eben Gesagten entgegen zu setzen, bemerkte, daß die Widersprüche, so wie die Rück- und Vorschritte eines bedeutenden Mannes das allgemeine

Gesetz einer Nazionalentwickelung nicht aufheben könnten. So fand er es ganz willkommen, als eine der anwesenden Damen mit etwas spottender Haltung zu dem jüngeren Gelehrten gewandt einfiel:

O ich bitte, verschonen Sie uns mit Ihren Gegensätzen, wir Frauen haben nicht Kraft und Neigung Ihnen darin zu folgen, aber besonders möchten wir uns die Hieroglyfen Hamann's und die häuslichen Szenen von Claudius, wenigstens für unsere Leseabende, verbitten, wo auch der Herder der Adrastea uns viel besser gefällt als der der theologischen Briefe.

Die Gesellschaft lächelte, und die Unterhaltung nahm eine leichtere und allgemeinere Wendung.

Heinrich verließ sie mit einem gemischten Gefühle, von dem er sich selbst keine klare Rechenschaft zu geben wußte, denn es war weniger der Gegensatz der Ansichten, der ihn beunruhigte, (er befand sich im Wesentlichen in der Richtung des Philologen) als die Unvollendetheit seiner eigenen Gedanken. Er nahm sich indessen vor, jenen jüngeren Gelehrten, einen Professor der Jurisprudenz, der ihm mit einem liebevollen Blicke Lebewohl sagte, nächstens aufzusuchen.

Allein das Vorhaben wurde sobald nicht ausgeführt. Angestrengte Arbeiten und ein gewisses Genügen an dem Kreise, in den er schon eingetreten war, hielten ihn davon ab. Und da er hier den jungen Juristen nicht wieder traf, so schob er den

Besuch Monate lang hinaus. Heinrich studirte ernstlich die Schriften Schleiermacher's, auch seine Glaubenslehre. Da er jedoch den belebenden Unterricht des persönlichen Schleiermacher nicht genossen, ihn nie predigen gehört: so drang das eigentlich religiöse Element der Werke des Lehrers nicht tief genug in ihn ein. Von jener Gemeinschaft mit der Person des Erlösers, welche dort den Ausgangspunkt bildet, hatte er selbst keine Erfahrung gemacht; und da er viel zu redlich war, um sich etwas dieser Art einzubilden, was nicht in ihm war, und zu frei, um sich etwas aufzunöthigen, was ihm nicht durch die Erkenntniß kam: so erschien ihm die Person Christi auch durch diese Schriften nur als das Ideal der religiösen Würde, und so erzeugten sie in ihm nichts wesentlich von dem Verschiedenes, was er schon früher durch Fries und de Wette kennen gelernt hatte. Auch die wichtigsten Schriften Hegel's laß er um diese Zeit. Hier zog ihn die Aufnahme der ganzen gegenständlichen Welt in das systematische Denken an, so oft ihn die Form abstieß. Durch eine tief in seinem Herzen lebende religiöse Ehrfurcht, ein Anbetungsbedürfniß, war er indeß unfähig, sich demjenigen hinzugeben, was sich in diesen Schriften als Gleichstellung Gottes und der Welt anzukündigen schien; ja er übte einen eigenen treuherzigen Unglauben daran, daß dergleichen wirklich der Sinn eines Philosophen,

wie Hegel, sein sollte. Immer meinte er, daß das sich so Ausnehmende nur dialektische Vorbereitung oder Form sein könne, hinter und nach welcher ihm einmal plötzlich ein redlicher und reiner Gottesglaube aufgehen werde. Dies war die Ursache, weshalb das Studium der Philosophie nicht eine Gährung in ihm hervorbrachte, die zerstörender gewesen wäre, als das ideale und ernste Streben, dessen er sich bewußt war, erhaltend und bildend in ihm wirkte. Allein er war weit davon entfernt befriedigt zu sein, und es gab Zeiten, wo die reine Sittlichkeit, deren er sich befleißigte, selbst nur dazu beizutragen schien, ihn mit einem gewissen Gefühle der Kälte und der Verlassenheit gleichsam zu überfallen. Dies wußte er sich schlechthin nicht zu erklären, auch wechselte es mit aller der geistigen Bewegung und Wärme, die das Studium der Geschichte und der schönen Literatur, und zwar glücklicherweise nicht blos der neuesten, ihm mittheilte.

In diesem Zustande begannen die Briefe Ludwig's, die immer dringender und entschiedener ihm Hingebung an die Bibel und Anschließung an den protestantischen Lehrbegriff anriethen, ja zur Pflicht machten, ihm lästig zu werden, zumal es ihm vorkam, daß sie in einem gewissen gebieterischen Tone geschrieben seien, in welchem er eine Verschlimmerung des Karakters seines Freundes zu bemerken glaubte. Er mochte nicht ganz Unrecht haben, allein er übersah,

daß es auch der noch nicht genugsam geprüfte Inhalt der Ueberzeugungen Ludwig's war, der ihn beunruhigte, und er schrieb die ähnliche Wirkung seiner Briefe an Ludwig nur einem entschiedenen Mißverständnisse von diesem zu.

In den Frühlingstagen besuchte Heinrich eines Abends den Kirchenrath, in dessen Hause sich ebenfalls wöchentlich ein verwandter Kreis, wie in dem des Philologen, versammelte. Er hatte diesmal den besonderen Zweck, dem Kirchenrathe für die Güte zu danken, mit welcher er ihn eingeladen hatte, Taufzeuge bei der auf einen der nächsten Tage festgesetzten Taufe seines neugebornen Sohns zu sein, und seine Gegenwart persönlich zuzusagen.

Kaum war er eine Viertelstunde dort, so trat einer der jüngeren Geistlichen der Stadt, den er sonst nie hier gesehen hatte, in das Gesellschaftszimmer.

Der Mann, der etwas sehr Höfliches und Geglättetes in seiner Erscheinung hatte, zeigte sich etwas verlegen, und es schien dem Hausherrn, als wolle er ihm etwas Besonderes mittheilen.

Doch der junge Pfarrer lehnte dies mit Verbeugungen ab, und erklärte, daß das Wenige, was er zu bemerken habe, auch im Beisein des gegenwärtigen Herrn gesagt werden könne.

Herr Kirchenrath, sagte er, Sie haben die Güte gehabt, mich zu der morgen zu verrichtenden Tauf-

handlung bei Ihrem Söhnchen aufzufordern. Es versteht sich, daß ich es mir zu besonderer Ehre und Freude rechne, die Handlung bei Ihnen, verehrter Mann, zu verrichten. Ich bin aber in einiger Verlegenheit wegen der dabei zu gebrauchenden Agende. Sie wissen, die ältere, welche in unserem Lande immer noch die allein bestätigte ist, enthält immerhin manches Gute und Kräftige, wie wir ja darauf zurückgekommen sind, dies bei unseren Vorfahren anzuerkennen, allein es sind doch auch einige so starke Stellen darin (hier lächelte er ein wenig) und gewisse dogmatische Vorstellungen sind so unumwunden ausgedruckt, daß ich mir die Frage erlauben wollte, ob es Ihnen vielleicht angenehmer wäre, daß ich eine neuere, der Aufklärung mehr ihr Recht gebende, obwohl sie freilich ganz ein Privatwerk, nämlich des Generalsuperintendenten in P. ist, gebrauchen soll. Sie ist, wie gesagt, nicht genehmigt, und die Neu-Altgläubigen werden freilich nicht mit ihr übereinstimmen, allein ich bin gewiß, der Superintendent wird nichts dagegen haben, und gern suche ich dem Gefühle der Gebildeten bei solchen Handlungen nachzugeben.

Das machen Sie, wie Sie wollen, mein geehrter Freund, fiel der Kirchenrath rasch ein, und als wünsche er das Gespräch bald zu beendigen. Sie wissen, wie geringen Werth ich auf diese Verschiedenheiten lege. Die Handlung muß sein, und sie hat ihre edle,

erweckende Seite, möge sie mit diesen oder jenen Worten verrichtet werden.

Der Geistliche, wie selbst überrascht durch die gar zu kurze Beantwortung seiner Frage, fand doch keine Veranlassung, den Gegenstand weiter zur Sprache zu bringen, und nach einem kurzen Verweilen empfahl er sich mit derselben Ergebenheit, mit welcher er erschienen war.

Heinrich, auf welchen, er wußte selbst nicht gerade weshalb, dieses Gespräch einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht hatte, wurde doch bald durch den Eintritt anderer Besuchenden, die den Abend zu bleiben vorhatten, davon abgezogen.

Es fand sich nach und nach eine ganz heitere und ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammen.

Haben Sie schon gehört, sagte einer der anwesenden Gelehrten zum Kirchenrathe, auf welche neue verletzende, ja fast empörende Weise in den Blättern der Mystiker ein Angriff auf die Lehrfreiheit gemacht worden ist, so daß es scheint, nicht allein freie, fröhliche Scherze in den exegetischen Kollegien, sondern selbst Abweichungen von den Lehren der symbolischen Bücher sollen wieder unseren Docenten zum Verbrechen gemacht werden.

So? Ist etwas Neues der Art erschienen? erwiederte der Kirchenrath. So widrig es mir ist, ja so verächtlich: so kann ich es doch nicht für wichtig

ansehen. Es ist das letzte Aufgähren eines untergehenden und untergegangenen Sinnes, und alle Gebildeten werden sich mit Widerwillen davon abwenden.

Sagen Sie das nicht, fuhr jener fort, wohl bei uns, aber nicht bei unseren nördlichen und östlichen Nachbarn, und was soll daraus werden, wenn auch Männer, wie Schleiermacher, öffentlich der Irrlehre beschuldigt werden?

Gerade in Ansehung seiner ist mir die Sache fast erwünscht, sagte der Philolog, der sich auch in der Gesellschaft befand, denn diese Angriffe werden ihn nöthigen, mit der Sprache rein herauszugehen, sich für den Razionalismus entschieden zu erklären, und den Obskuranten das Vergnügen zu nehmen, ihn halb oder viertelsweise zu den Ihrigen zu zählen.

Dieser Erfolg wäre freilich vortrefflich, sagte der Kirchenrath, allein ich bezweifle, daß er zu Tage kommen wird. Nicht als wenn Schleiermacher nicht den Muth hätte, auch ganz anderen Leuten entgegenzutreten als diesen coccejanischen Wiedererweckern des alttestamentlichen Studiums; allein seine Vorliebe für eine gewisse herrnhutische und mystische Auffassungs- und Ausdrucksweise wird bewirken, daß er einen Theil dieser Menschen schont und überhaupt sich nicht so ausspricht, daß der spezifische Unterschied der christlichen Religion von der allgemeinen verschwindet. Dies ist nun einmal seine Liebhaberei, seine Eigenthümlich-

keit, wenn Sie wollen, er selbst giebt sie im Grunde nicht für mehr aus, aber es schadet seiner Wirksamkeit.

Sollte es aber, versetzte Heinrich, nicht mehr sein, sollte es nicht jener geistreiche Realismus in Schleiermacher sein, vermöge dessen er die kirchliche Rede immer als etwas in die Entwickelung der Gemeine Gehöriges und insofern also auch als Zurückführung des Gefühls auf die Person Christi betrachtet?

Ganz recht, sagte der Philolog, das ist es bei ihm, und so wie er es behandelt, ist es auch ganz liebenswürdig, allein das Schlimme ist nur, daß es den Schein gewinnt, als erkenne auch er eine Abhängigkeit des freien Menschengeistes von irgend einer übernatürlichen Gnade an, die er nicht wollen kann nach der Stärke seines sittlichen Selbstbewußtseins, und die wir nicht brauchen.

Und dies kommt wieder daher, erwiederte der, welcher zuerst gesprochen, daß er nicht das allgemeine Denken als den Ausgangspunkt der religiösen Lehre ansieht.

Ohne Zweifel, sagte der Philolog, hätte er im Sinne oder in der Aehnlichkeit Hegel's dies gethan: so würde er, nach vollendeter Arbeit des Geistes, für die religiöse Rede auch eine höhere und freiere Kunstform gefunden haben, als diese, wie soll ich sagen, Zinzendorfische und Taulerische, die wohl das ist, was wir Alle aus seinen sonst gediegenen Ausführungen

hinwegwünschen. Aber, würde sie, erwiederte Heinrich, dann noch eine religiöse, eine kirchliche Rede sein können?

Und wozu soll sie dies sein, antwortete der Philolog. Sie wird Rede sein, freier, schöner, im edelsten Sinne populärer Ausdruck des Geistes, und das Zusammensein von Menschen, die für das Höchste des Menschengeistes Sinn haben, wird der beste, der einzige Gottesdienst sein, dessen wir bedürfen. Täuschen wir uns doch nicht, meine Freunde, mit einer Aufrechthaltung oder Wiederbelebung des Begriffs von Kirche, der für immer aufzugeben ist. Auch Schleiermacher erkennt dies ganz, es ist nur eine gewisse künstlerische Eigenheit, die ihn bei dieser Darstellungsweise verharren läßt.

Ein Diener trat in's Zimmer und meldete dem Hausherrn einen Fremden, der Erlaubniß bitte, einen Augenblick einzutreten.

Hat der Herr sich nicht genannt, sagte jener.

Nein, er wollte nicht genannt sein, es ist ein Durchreisender, ein kleiner Herr.

Nun, wenn Sie nichts dagegen haben, meine Herren und Damen — laß ihn nur eintreten.

Nach wenigen Minuten trat rasch in den Saal Schleiermacher, schüttelte dem Kirchenrath herzlich die Hand, wandte sich an die Wirthin und darauf mit wenigen entschuldigenden Worten an die Gesellschaft.

Ich überfalle Sie als fremd und ungeladen zugleich; aber auf der Durchreise, und nur für diesen Abend hier, konnte ich's nicht über's Herz bringen, Ihnen vorbeizugehen, und bringe die schönsten Grüße von meiner Frau, die nur zu ermüdet war, um mich zu begleiten.

Ein gewisses Gemisch von Verwunderung und Verwirrung, ein Gefühl von Erregung und von Lähmung zugleich bemächtigte sich für die ersten Augenblicke der Gesellschaft, besonders derjenigen, die so eben mit bedeutender Sicherheit die innerste Richtung, ja den Werth des Mannes auseinandergelegt hatten, ähnlich der Gemüthsstimmung eines Menschen, der mit größter Bequemlichkeit eine Handlungsweise sich vorgenommen, zu welcher er erst in fernerer Zeit glaubte Gelegenheit zu erhalten, und der, nach kaum vollendetem Gedanken, durch die Verwickelung der Umstände zum Handeln genöthigt und beim Worte genommen wird.

Der Wirth erkundigte sich nach der Ursache des unerwarteten Besuchs, und erfuhr, daß Schleiermacher die etwas längeren Osterferien, nach dem Feste, benutzt hatte, um Herrnhut nach langer Zeit zu besuchen und vorzüglich seinen Jugendfreund, den Bischof von Albertini, wiederzusehen, und daß er jetzt auf rascher Rückreise begriffen zu seinem Berufe zurückeile.

Und wie, sagte der Kirchenrath, nachdem die älteren

Männer einen vertraulicheren Kreis unter sich gebildet hatten, mit einiger Befangenheit, wie haben Sie die Gemeine gefunden, sind Sie zufrieden?

Ueberaus, sagte Schleiermacher, so daß ich all das Gerede von ihrem Verfalle geradezu für nichtig und falsch erklären muß. Auch abgesehen davon, daß Albertini mein Freund ist, in dem eine so tiefe christliche Frömmigkeit mit reicher Genialität verbunden ist, und den ich ganz als den Alten wiedererkannt: so bin ich ganz erquickt durch den Wiederumgang mit der Gemeine und durch die Theilnahme an ihren Gottesdiensten. Ja, wenn wir das in unserer großen Kirche, und in unserer freieren Weise, erreichen könnten, was sie haben, Mitwirkung Aller zum Ausdrucke des eigenthümlich christlichen Gefühls im Gottesdienste und eine Disziplin, welche das entschieden Fremdartige ausscheidet, dann und nur dann würden wir uns wieder recht als Kirche fühlen, denn die evangelische Predigt, die ich freilich dazu rechne, wird sich schon durch die ächte Theologie wieder bilden. Dahin lassen Sie uns doch Alle streben, damit uns nicht eine vornehme politische Kirche, die mit der Idee des Staats zusammenfallen will, über Nacht emporwachse.

Diese Worte wurden mit einem solchen Ausdruck von Gefühl, Muth und Treuherzigkeit zugleich gesprochen, daß keiner zweifeln konnte, wie mächtig den Redenden die Sache bewege, und es erfolgte eine

Stille, in welcher es den Hörenden selber ungewiß zu sein schien, ob sie diese Ansichten in sich theilten oder zurückwiesen.

Das Gespräch nahm bald darauf eine andere Wendung, man kam auf Gegenden, Bekannte und Politik, und nach einer kleinen Stunde empfahl sich Schleiermacher. Da einige der anwesenden Herren ihn in den Gasthof begleiteten, zerstreute sich die Gesellschaft gleichzeitig. Heinrich vernahm nicht, daß in den folgenden Zusammenkünften wieder von Schleiermacher die Rede war.

Heinrich freute sich nicht wenig, Schleiermacher gesehen zu haben, und fühlte wohl, daß die Vorstellung, die er sich von ihm gebildet hatte, der Wahrheit wenig gemäß war. Allein einen tieferen und bleibenden Eindruck ließen die Gespräche des Mannes nicht bei ihm zurück. Er war einmal zu sehr in der Richtung, Alles, was nicht als allgemeiner Gedanke sich gestalten konnte, sich nicht in einen solchen verwandeln ließ, blos als menschliche Eigenthümlichkeit zu betrachten, um das Verlangen Schleiermacher's nach der Kirche für etwas Anderes als die Art und Weise dieses Mannes anzusehen; und so fand er sich nur mit der Anschauung einer merkwürdigen Persönlichkeit mehr bereichert.

In der Mitte des Sommers wurde Heinrich durch einen unbedeutenden Umstand an seinen Vorsatz erinnert,

jenen jungen juristischen Professor aufzusuchen, der sich vor ungefähr einem Vierteljahre im Hause des Philologen den vorherrschenden Ansichten der Gesellschaften entgegengesetzt hatte. Obwohl er demselben einen Besuch nicht versprochen, erschien es ihm als wirkliche Versäumniß, jenen so manchem Anderen nachgesetzt zu haben, und er holte das Vergessene in der offenen und unbefangenen Weise nach, die ihm eigen war.

Der Jurist (wie wir ihn bezeichnen wollen) empfing ihn ohne Empfindlichkeit, doch mit einem gewissen Ernste, der noch einen andern Grund zu haben schien, als die lange Entbehrung des Vergnügens, Heinrich zu sehen. Dies war nun freilich kein Gegenstand der Nachfrage; allein bald genug trat hervor, was den jungen Mann im Innersten beschäftigte.

Haben Sie, sagte er, wirklich, wie man mir sagt, die Absicht, als Privatdozent unter uns aufzutreten?

Weder daß es überhaupt, noch daß es hier geschehe, erwiederte Heinrich, ist eine bei mir ausgemachte Sache. Allein ich bekenne, daß ich mich gern dem Gedanken hingebe, da das akademische Amt mir von jeher als eines der geistigsten und zugleich fruchtbringendsten erschienen ist.

Besinnen Sie sich ja, ehe Sie sich fest entschließen, sagte der Jurist. Ja es ist an sich eines der edelsten,

aber es ist eines der unfruchtbarsten zu dieser Zeit und vorzüglich an diesem Orte.

Und was kann Sie zu einer so strengen, ja selbst trüben Aeußerung bewegen, erwiederte Heinrich.

Alles, sagte jener, was ich nun seit vier Jahren hier gesehen und erfahren habe. Sie wissen wahrscheinlich, daß es mir nicht ganz an Beifall in meinem Fache fehlt, in einem Fache, das ich liebe, also dies ist es nicht, was mich unbefriedigt und mehr als ernst stimmt, es ist vielmehr der Geist unserer jungen Leute oder richtiger der Geist der Lehrer, derer, die diese im Ganzen unverdorbene, gemüthvolle Jugend heben, bilden, lehrend erziehen sollten, dieser ist es, der mir den Beruf erschwert, der mich von wegen der Theilnahme, die Sie mir einflößen, wünschen läßt, daß Sie dieses Fach nicht erwählen.

Ich erstaune, sagte Heinrich; je wohler mir in den hiesigen Kreisen geworden ist, je höher ich die bedeutendsten Glieder derselben schätze, desto mehr verlangt mich, Aufschluß über den Grund Ihrer so ganz abweichenden Meinung zu erhalten.

Die Männer, die hier wirken, persönlich betrachtet, in allen Ehren, fuhr der Jurist fort, wenigstens finden darin bedeutende Unterschiede Statt, und der Einzelne ist überhaupt schwer zu beurtheilen, wenn man ihn nicht zugleich als abhängig von der Atmosfäre betrachtet, in der er athmet; aber eben diese Atmosfäre

ist die eines stolzen, kalten Hinweggehens nicht nur über unsere herrlichste Vergangenheit, nicht nur über die tiefsten Bedürfnisse des deutschen Volkslebens, sondern über das Evangelium selbst, und eines halb starren, halb schwärmenden Hinblickens auf ein Ideal von politischer Glückseligkeit, das zu realisiren jede Wissenschaft, jedes Streben, ja alles Talent und alle Jugendkraft der Seele als einzig bestimmt angesehen wird.

Und dies sagen Sie von Männern, versetzte Heinrich, die theils durch ihr tiefes Wissen in den Gebieten des Alterthums, theils durch ihre Begeisterung für die Helden der deutschen Literatur, wohl mehr als Andere davor gesichert sind, die Vergangenheit über den Anforderungen der Gegenwart zu vergessen?

Lassen wir, sagte der Professor, vorderhand das tiefe Wissen des Alterthums, das, als solches, wohl Philologen, aber keine in einem christlichen Volke kräftig und liebend lebende Menschen bilden kann, und fragen wir uns, wie es mit der Begeisterung für unsere großen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts steht. Ich bitte Sie, ist denn die Bewunderung von Göthe und Schiller, Lessing und Winkelmann Alles, was den Gelehrten, den Denker, den Gebildeten und den tüchtigen Mann macht? Kommt es denn nicht darauf an, daß diese Schriftsteller wahrhaft verstanden, als Entwickelungsmomente eines

größeren Ganzen, unserer Vorbildung, unseres geistigen Strebens erkannt, und daß sie dann also auch gemessen werden an dem, woran der Christ alles Menschliche messen soll, wenn er sich nicht davon soll blenden und knechten lassen, an der ewigen göttlichen Wahrheit, wie sie in dem Evangelium ist? Seien Sie gewiß, diese Bewunderung, wie sie wenigstens von den Meisten hier getrieben wird, ist nahe daran in die kälteste Kritik umzuschlagen, ja sie hat diese schon an sich, denn da sie eigentlich (ich rede nicht von Allen) eine leere, eitle Bewunderung des lieben Selbst ist, das sich hier miteinbegriffen sieht: so schlägt sie nothwendig in öde Reflexion über das ganze wirkliche Leben um, wenn es sich zeigt, daß mit jener Bewunderung weder etwas Tüchtiges gelernt noch geleistet wird. Wie? Hat eine Nazion denn keine andere Güter als ihre Philosophie und ihre Dichter eben in ihrem persönlichen und literärischen Vorhandensein? Sind denn nicht jene berufen, die Wahrheit zu suchen, die mehr ist als ihre Begriffsformen, und deutet nicht das Höchste in der Dichtkunst selbst darauf hin, daß es ein Höheres giebt, als sie, nämlich Leben, Liebe, Glaube, Recht und Tugend im Volke? Ich kenne nichts Elenderes als diese Bewunderung der schönen Darstellung des Naiven, Frommen und Großen, wenn man selbst kein Mittel weiß, um wieder im rechten Sinne naiv, fromm und groß

zu werden, wenn man, aus der Literatur und Gesellschaft herausgetreten, nichts als eine Wüste vor sich hat, wo keine Quelle für den innersten Durst der Seele rinnt.

Und wer wäre denn so verkehrt, sagte Heinrich, alles Gemüth und Streben in Philosophie und Dichtkunst aufgehen lassen zu wollen?

Wer so ist? erwiederte der Jurist. Hier Alle, die den Ton angeben. Die größten Geister in der Literatur haben Schwächen, Flecken, ja sie spiegeln auch die Verkehrtheiten, Unwahrheiten und Sünden ihres Zeitalters ab. Und ein Christ sollte sich zu gut halten, um sich blind vor diesen niederzuwerfen, und sie zu bewundern, als wären sie das Schöne und Wahre selbst. Das Schöne der Literatur erreicht die tiefsten Gebiete, nicht nur des Volkslebens, sondern auch unserer eigenen Brust keinesweges. Dafür ist uns das Christenthum gegeben, die Bibel und eine ächtbiblische Literatur, die christliche Predigt, der geistliche Gesang in seinen tiefen Psalmentönen der Buße und der Begnadigung, die innige Gemeinschaft des Gottesdienstes, das sind auch Kräfte und die mächtigsten in der Geschichte, und wer davon nichts weiß und wissen will, wie die Meisten hier, der mag mit Göthe und Schiller bis an's Ende der Welt reisen, aber tüchtig wirken, tüchtig leben und lieben wird er nicht.

Heinrich sagte nach einer Pause: Soviel Wahres ich in Ihren Worten finde, und so hoch ich die christliche Betrachtungsweise gerade bei einem Manne Ihres Faches achte: so ist es mir doch nicht zweifelhaft, daß Sie die Sachen mit zuweit gehendem Eifer betrachten, und daß Sie übersehen, wie die ächten Bewunderer des Geistigen und Schönen immer das Wahre und Gute, wenn auch unbewußt, mit im Auge haben und es suchen.

Suchen — das thun freilich alle Seelen, die nicht sich ganz von Gott abwenden, sagte der Andere, allein es kommt auf das Finden und Anwenden an, und blos unbewußt sollten diejenigen das Wahre und Gute nicht in sich tragen, die Philosophie, Theologie und Geschichte lehren wollen. — Ja, fuhr er in sanfterem Tone fort, ich mag wohl die Dinge zu übel ansehen, aber übel sind sie. Ich darf Entschuldigung hoffen, wenn ich zuweilen gereizt und scharf mich gerade über den hiesigen Zustand äußere, denn ich habe viel unter ihm gelitten. Ich kam hieher mit Liebe zur Geschichte und zum Christenthume, und, ich darf es sagen, frei von dem gesuchten und gemachten Dogmatismus, der mir herzlich zuwider ist, aber mit Wärme habe ich mich geäußert über die durch die ganze neuere Geschichte sich hindurchziehende Macht des göttlichen Worts in der Schrift, des Glaubens, der reineren kirchlichen Gemeinschaft, und die Refor-

matoren, dann Andreä, Moser, Möser, Hamann, Claudius, der frühere (nicht der katholisch gewordene) Stolberg waren und sind noch die Gegenstände meiner Liebe, weil ich in solchen kräftigpopulären Zeugen des Göttlichen die Anlehnungspunkte eines besseren Volkslebens sehe, und auch als Jurist weiß, wie mit diesem sich auch der Rechtssinn und die Gerechtigkeit im Volke berührt. So habe ich mich hier geäußert, unbefangen aber nicht aufdrängend. Aber mit welcher Kälte und Vornehmheit bin ich abgewiesen worden, mit welchem Hohn bin ich zu den Veralteten, wo nicht gar zu den Pietisten geworfen worden! Und, was mir weher gethan, als alles dies, wie werden die Sachen selbst über Bord geworfen! Und wie zum Ueberdrusse habe ich das ewige Abstrahiren, das Nichtbeachten des Konkreten, das Verfolgen fast nur der einzigen Idee einer Volksvertretung anhören müssen, ja habe sehen müssen, wie traurig irreleitend und von dem lebenvollen Reichthume der Geschichte abführend dies auf die Jugend wirkt, noch abgesehen davon, wie dieser geschmeichelt wird, als wäre sie schon fähig nach außen zu wirken, ehe sie sich noch an den großen aufopfernden Menschen der Vorzeit gestärkt hat — dies habe ich nun Jahre lang vor Augen gehabt, urtheilen Sie selbst, ob ich Ursache habe, unzufrieden zu sein, und ob ich mich in den Kreisen von V. und K. glücklich fühlen kann.

Ich kann jetzt, erwiederte Heinrich, besser verstehen, wodurch Ihre Stellung beengt wird, und ich kann es nur als einen Beweis Ihres Vertrauens zu mir ansehen, daß Sie diese Gesinnungen mir offenbaren. Aber ich bitte Sie, auch die andere Seite in's Auge zu fassen, und den Genuß so vieler schönen Elemente der Bildung, wie sie hier versammelt sind, sich nicht zu verkümmern.

Ich bin weder trübselig noch gallsüchtig von Natur, glauben Sie mir, sagte der Jurist mit einer gewissen sanften Würde. Es ist mir nicht um meinetwillen. Meine Studien und ein Paar liebe Familien sind mir genug. — Und von hier aus nahm er einen ungezwungenen Uebergang zu Gegenständen des persönlichen Lebens, in welchem sich ein milder und heiterer Geist wohlthuend zu erkennen gab; wie nach einem heftigen Gewitterregen im Sommer sich eine freundliche Abendsonne über der getränkten Erde ausbreitet.

Es gelang ihm, Heinrich zu einer Anregung zutraulicherer Art zurückzuführen, wie er sie diesem wohl schuldig war, nachdem er ihm so ergreifend seinen Schmerz mitgetheilt, und Heinrich kam allmälig zu dem Bewußtsein, daß die Bewegung des Professors weder eine so krankhafte noch eine so leidenschaftliche gewesen war, als sie ihm zuerst erschienen; weshalb er auch das Unternehmen, das Feuer zu löschen, bald als ein überflüssiges erkannte und aufgab.

Viertes Kapitel.

Heinrich verließ den jungen Gelehrten nicht ohne Bewegung des Gemüths und eine gewisse Art nachdenklicher Verwunderung; aber er glaubte ihn doch in einer gereizten Stimmung befangen. In seine Art zu denken und sich auszudrucken konnte er sich nicht vollständig hineinversetzen. „Als ein Christ sich zu gut halten," „an dem Evangelium Alles messen" dies waren Gedanken und Ausdrücke, die dem Heinrich nicht auf seinem eigenen Boden gewachsen waren, und die er zu frei war blos von außen anzunehmen, auch wenn ein so liebenswürdiger Mensch, als der Jurist, sie gesprochen hatte. Umgekehrt, sagte er zu sich selbst, hätte er sagen sollen, das Wahre und Schöne, auch in Göthe und Schiller, ist das Maaß alles Anderen, und hieran können wir erst erkennen, was auch im Christenthume das Bleibende ist, und dessen werden wir uns dann um so gewisser

freuen, wenn wir den Muth haben, uns von allen Voraussetzungen der Ueberlieferung frei zu halten.

Einige Wochen darauf erhielt Heinrich einen Brief von Ludwig, in welchem sich die Stimmung desselben, die ihn fast ein Jahr lang wachsend beunruhigt hatte, gesteigert, und, wie es ihm erschien, sehr leidenschaftlich zusammengedrängt aussprach, und kurz vorher hatte er, so daß die Briefe sich kreuzten, in einer Weise an Ludwig geschrieben, die diesem als eine Frucht eines unvermerkt eingeschlagenen Irrweges erschien. Wir glauben beide Briefe unseren Lesern mittheilen zu müssen.

Ludwig an Heinrich.

Deinen letzten Brief vom . . ., lieber Heinrich, habe ich empfangen, und darf es nun nicht länger aufschieben, Dir etwas ausführlicher und recht offen Alles auszusprechen, worin ich von Dir abweiche, ja was mich in Ansehung Deiner philosophischen und religiösen Richtung wahrhaft besorgt macht.

Erst ein Jahr lang habe ich Deinen eigenthümlichen Gang beobachtet, und immer mehr habe ich zu bemerken geglaubt, daß er im Grunde doch nicht eigenthümlich ist, sondern, laß es mich heraussagen, der allgemeine Gang, den das Zeitalter, insofern es die Offenbarung hintansetzt, nun schon seit einem halben Jahrhundert nimmt, nur jetzt gesteigert und verfeinert

durch die logische und Sprachbildung des Jahrhunderts. Eben weil ich Dein Herz kenne und Dich um Deines Herzens willen liebe, beklage ich tief, daß Dein Kopf einen so kalten Triumf über das feiert, was auch Dir ehemals theuer war. Ich weiß, was Du sagen wirst.

Die Vernunft, sagst Du, will ihr Recht haben, sie muß sich entwickeln, was ich in sie nicht aufnehmen, mit meinem eignen Geiste nicht ergreifen kann, das ist für mich nicht da, es kann mir nichts sein, ich werfe es über Bord, und habe das Recht dazu, weil ich so erst sittlich frei werde. Und Du siehst nicht, Heinrich, wie hinter diesen schön klingenden Phrasen sich nicht nur die größte Unbestimmtheit, sondern die entschiedenste Anmaßung verbürgt. Denn eben Deine Vernunft soll, wie Dein ganzer Mensch und die ganze Menschheit, erzogen werden, es soll ihr etwas gegeben werden, wozu sie nur die allgemeinen Denkformen mitbringt, und dieser ganze Inhalt kommt nicht aus ihr, sondern aus der Erfahrung, aus den Thatsachen, aus den uns glaubwürdig überlieferten Thatsachen der Bibel, die die reichste Lehre über Gott und göttliche Dinge mit den anschaulichsten Exempeln enthalten, und auf diese Weise ein Ganzes bilden, was allein uns Klarheit, Gewißheit und Kraft zum Handeln mittheilt.

Dies ist die Quelle, aus welcher die größten

Geister, die zugleich die edelsten und tugendhaftesten Menschen waren, geschöpft haben, die Reformatoren, ein Baco, Pascal, Fenelon, Newton, Haller, Hamann und Andere. Die reinste Zusammenstellung der biblischen Wahrheiten ist in den Bekenntnißschriften der evangelischen, vorzüglich der lutherischen, Kirche enthalten, und der belebende Mittelpunkt von diesem Allen ist das sich für die Menschheit dahingebende Leben Christi, welches in den Sakramenten uns stets von Neuem geschenkt wird. Dies bildet auch die Substanz der römisch=katholischen Lehre, die dem wahren evangelischen Lehrbegriff, ungeachtet ihrer Zusätze und Umhüllungen, ungleich näher ist, als die schwebenden Vorstellungen der Neologen.

So lange das protestantische Deutschland an dem in seinen symbolischen Schriften Ausgesprochenen und Ueberlieferten festhielt, war es im Ganzen achtungswerth, geordnet und glücklich, aber seitdem es von jenen festen Grundlagen gewichen, fällt sein sittlicher Zustand tief unter den des katholischen Volks, bei welchem doch immer noch das Gefühl der Ehrfurcht vor der Offenbarung und dem Bestehenden, der Sinn für Gehorsam und Buße, eine Abwehr des äußersten Verderbens ist. Wohin aber soll es und wird es kommen mit unserem Volke, unserer gebildeten und ungebildeten Jugend, wenn mehr und mehr der Ernst

des göttlichen Gesetzes weicht und die Bande der gottesdienstlichen Ordnungen locker werden?

Und Dich, lieber Heinrich, mitwirken zu sehen zur Verbreitung jener philosophischen Denkart, wo Gott nur das höchste Gedachte, der höchste Gedanke ist, nicht die wirkliche Quelle aller Freude und Seligkeit, nicht der, zu dem ich vertrauend und kindlich beten kann, sondern nur der, dem ich denkend und spekulirend mich nähere und mich ihm eigentlich gleich fühle: dieser Gedanke ist mir fast unerträglich.

Wirst Du nicht ingeheim lächeln, wenn ich bei unserem früheren oder späteren Wiedersehen Dir erzähle von jenen schönen Zusammenkünften edler und erweckter Gemüther zur Erforschung der Bibel, wirst Du auch noch die Poesie in dem Sinne mit mir genießen wollen, in welchem ich sie fast allein aufzunehmen im Stande bin, nämlich als Ausdruck des gläubigen Gefühls oder als Symbol religiöser Ideen aus der Tiefe der Offenbarung? Aber sei gewiß, ich werde mich nicht hineinreißen lassen in die Bewunderung jener theils die Zerrissenheit der Herzen, wie Byron, theils den Atheismus des Gedankens und die Umwälzung aller politischen Ordnungen, athmenden Poesie unserer Neueren, die ein nothwendiges Ergebniß jenes titanischen Stolzes ist, mit dem jetzt die Unerfahrensten und sittlich Unbefestigtsten sich zu

Herrschern des Zeitalters aufwerfen wollen. Ich glaube den Beruf zu erkennen, der mir geworden ist, und werde ihn erfüllen, wie wenig erkannt auch von dem, dessen Anerkennung und Beifall mir so lieb wäre. Ich werde mit edlen Freunden, mit den begabtesten Geistern der Hauptstadt darnach ringen, daß die juristischen und administrativen Verhältnisse mehr und mehr von christlichen Grundsätzen und Formen durchdrungen und allmälig umgestaltet werden, von da aus wird sich (zweifle nicht) eine neue festere Ordnung der kirchlichen und klerikalischen Verhältnisse des Volks und der Gemeinen bilden, und so wird an der Hand einer weisen, väterlich-christlichen Gesetzgebung eine Besserung der Sitten erfolgen, die die Philosophen verspotten, aber die sie nicht wieder zerstören werden.

Und wenn ich dann Dich, Heinrich, unter diesen kalten Philosophen sehen werde, denen die Wissenschaft und zwar eine vom Leben, vom religiösen Leben, gelös'te Alles, ja ihr Gott ist, wenn Du nicht mit mir studiren, dichten, lieben und fühlen wirst, und Deine ganze Denkart und Lebensweise Dich in jene falsche Höhe erhebt, wo Du Gottes und seiner Offenbarung vergissest: dann werde ich zwar nicht unmännlich weinen, aber ich werde um so tiefer empfinden, daß ein so natürlich edler Mensch, wie Du, dennoch zum rechten Leben nicht kommt, wenn er sich der

Kirche und den ihr anvertrauten Schätzen der Wahrheit und Gnade entzieht.

Glaube mir, dies Alles fließt aus warmer Theilnahme und Liebe, von welcher mein Herz auch jetzt noch für Dich erfüllt ist.

Heinrich an Ludwig.

Lieber Ludwig, laß mich einmal recht offen zu Dir reden in Ansehung der Richtung und Gefühlsweise, die aus Deinen Briefen mir entgegentritt, und mit der Du nun schon seit länger als einem halben Jahre mich zu warnen für nöthig findest, als wenn ich in wer weiß welcher Gefahr schwebte.

Gern glaube ich, daß redlicher Eifer und Freundschaft von Deiner Seite dabei zum Grunde liegen, aber ich bitte Dich, jenen zu mäßigen und diese mit dem ganzen Vertrauen zu durchdringen, welches ich als Freund und im Namen der freien wissenschaftlichen Entwickelung, in der ich begriffen bin, von Dir fordern darf.

Du thust, als wenn ich dem Unglauben in die Arme laufe, und doch hast Du dazu keinen anderen Grund, als daß ich ernstlich Philosophie studire. Hiedurch, lieber Freund, hoffe ich mir gerade den Glauben, der diesen Namen verdient, am sichersten zu gründen, jene innere lebendige Ueberzeugung, die ein wirkliches Wissen ist und eine begriffene Wahrheit.

Und einen anderen Glauben mag ich nicht. Nimm mir nicht übel, gerade der Glaube, den Du jetzt als den einzigen anzusehen scheinst, und der in den von Dir fast ausschließlich geliebten Kreisen gilt, ist mir keiner, ist mir eine Art Unglaube, nämlich Mangel an Vertrauen an die Geistigkeit und freie Selbstmacht der Religion. Umhülle es, wie Du willst, mit dem Namen des Alterthums, des Positiven, ja selbst der Offenbarung: so lange dies Alles mir äußerlich als Form, ja als Gesetz und Ueberlieferung dasteht, ist es todt, und kann auch nur Todtes erzeugen. Und so sehe ich alle Erneuerungen der kirchlichen Autorität, ja der kirchlichen Ordnung an, die Deine nur allzu juristischen Freunde, wenn auch in noch so protestantischer Form, im Sinne haben.

Was kann die Kirche jetzt noch sein, als der freie Verein religiös denkender und klar erkennender Geister? Wie allerdings all unser Denken und Philosophiren religiös sein, d. h. die Idee Gottes lebendig in sich tragen soll: so muß auch unsere religiöse Gemeinschaft denkend sein, dadurch allein wird sie wahr sein. Auch nur so kann das Volk zu ächter Sittlichkeit erzogen werden, es muß angeleitet werden, im Geschichtlichen der Bibel die ewige und bleibende Idee aufzufassen, und so wird es dann den ewigen Christus, der durch die Geschichte geht, lebendig erfassen. Mit Freuden sehe ich daher schwinden das Dogmen- und Katechismus-

wesen, und glaube, die Zeit kann nicht fern sein, wo ein Pestalozzi der ächten religiösen Lehrmethode die Wahrheit des christlichen Gedankens Knaben und Mädchen so anschaulich machen wird, wie Form und Zahl in ihrer Art.

Sieh hierin meine feste Ueberzeugung und laß ab, theurer Freund, mich von dem Wege, der mir nothwendig ist, abhalten zu wollen. Wir leben hier weder so irreligiös noch so unerfreulich, als Du Dir zu denken scheinst. Ein Kreis edler, geistreicher Männer und Frauen ist es, in dem ich manchen Gewinn für mein inneres Leben erlange; ein lebendiges Interesse auch für die bürgerliche Fortbildung Deutschlands erfüllt diese Menschen, und eben die Gleichartigkeit der Hauptgrundsätze von der einen, verbunden mit der reichen literärischen Mannichfaltigkeit von der anderen Seite, ist es, die mir einen wohlthätigen Reiz zum Studium gewährt.

Ich will nicht sagen, daß ich nicht eine gewisse Wärme, eine gewisse Einfachheit zuweilen vermisse, aber wo möchte sich Alles zusammen finden! Und wie achtungsvoll in Bezug auf Personen und sittliche Formen die Kreise sein mögen, in denen Du Dich bewegst: für mich wären sie nicht. Mir würde angst werden unter den vornehmen Herren und Damen, die sich zu ausschließlich geistlichen Gesprächen nöthigen, weil ich immer fürchten würde, wo die freie geistige

Bewegung fehle, da müsse auch etwas von der rechten Wahrhaftigkeit vermißt werden. Darum bitte ich Dich so dringend ich kann, laß mich meinen eigenen Weg gehen, und gehe den Deinigen so, daß Du Dir selbst sagen kannst, ich suche die Wahrheit, d. i. das Leben im Geiste. Und nimm auch dies gut auf, wie es redlich gemeint ist.

Beide Freunde fühlten sich, jeder in seiner Art, verletzt durch die, wie es einem Jeden schien, mißverstehende und ungerechte Weise, in welcher der Eine die Richtung des Anderen beurtheilte, und Jeder mußte sich selbst sagen, daß sein letztes Schreiben nur dazu beitragen konnte, die ungünstige Meinung des Anderen von des Schreibenden Ansicht zu verstärken. Indem aber, durch den Zufall der Kreuzung der Briefe, dieses Bewußtsein, den Tropfen hinzugegossen zu haben, der den Becher überschäumen machte, jeden gleichmäßig erfüllte, war schon dafür gesorgt, daß Beide für einen vermittelnden Gedanken empfänglich waren.

Ein solcher ging von Ludwig aus, der in einem nach einigen Wochen erfolgenden Briefe, in welchem ein schmerzhaftes Gefühl, doch mit Mäßigung und ohne Bitterkeit, sich äußerte, dem Freunde den Vorschlag that, daß Beide sich gegen Ende des August

auf mehre Wochen im Pfarrhause ihres ehemaligen Lehrers Arnold zusammenfinden möchten, um dort im Umgange mit diesem trefflichen Manne und in der Heiterkeit des dortigen Familienlebens ihre Gemüther zu erfrischen, zu entlasten, und wo möglich zu einer reineren Verständigung und Ausgleichung zu bringen.

Heinrich nahm diesen Vorschlag an, und Ludwig, welcher es übernommen hatte, Arnold ihren Besuch anzukündigen, erhielt, auf seine eben so offen als mit Zartgefühl ausgesprochenen Andeutungen über den Beweggrund ihres gemeinschaftlichen Aufenthalts bei ihm, eine herzliche Antwort und Einladung, in welcher indeß der ehemalige Lehrer dringend bat, in seinem Hause mehr ein, wie er ja hoffe, erfrischendes Familienleben, als, von seiner Seite, länger ausgesponnene wissenschaftliche Unterhaltungen zu erwarten.

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Das kleine Land, in welchem Arnold das Amt eines Pfarrers verwaltete, war eines von den Fürstenthümern Mitteldeutschlands, welche sowohl durch Beschaffenheit der Natur als Sinnesart und Lebensweise der Einwohner die Eigenschaften von Süd- und von Norddeutschland vereinigen und vermitteln, und denen, mehr nach der westlichen als der östlichen Gränze Deutschlands gelegen, auch noch etwas, und gerade genug, von dem lebendigeren Verkehr der Rheingegenden zu Theil geworden ist.

Ein anmuthiger Hügelkarakter, ein im Allgemeinen ergiebiger Boden und eine nicht übertriebene Industrie machten das Volk zu einem, wie man wohl sagen darf, glücklichen, wo zu eine von langem her verständige und gerechte Regierung etwas Vorzügliches beitrug. Eine gewisse Genüge am Herkommen und ein Mangel an kräftigerem Verkehr der höheren Stände mit den Bestrebungen der übrigen Deutschen hatte wohl eine

Art von Stehenbleiben hervorgebracht; wiewohl es gar nicht an unterrichteten Männern in allen Zweigen der Verwaltung fehlte. Jenem hielt überdies das Gleichgewicht ein nicht geringes Maaß von guter väterlicher Sitte und frommer Ueberzeugung in dem Mittelstande und in den niederen Klassen, wie sich denn dies vorzüglich von der Erhaltung reinerer kirchlicher Gründungen herschrieb. Der kleinere, aber um die Hauptstadt umherliegende und im Ganzen wohlhabendere Theil des Landes gehörte der reformirten Kirche an, so wie auch das fürstliche Haus. Der größere, meist durch spätere Erwerbungen und Erbvereinigungen hinzugekommene Theil des Landes bekannte sich zur lutherischen Konfession, und es schien ein lange bestehendes Herkommen, obwohl vielleicht mehr durch Zufall herbeigeführt, daß die Gemahlin des Fürsten aus einem lutherischen Hause war, und wenigstens die Kommunion in dieser Kirche zu nehmen pflegte. Die reformirten Gemeinen des Landes hatten presbyterianische und synodalische Verfassungsformen, obwohl nicht in genfischer oder schottischer, nicht einmal in alt-rheinländischer Weise, sondern mit einer Art von patriarchalischem Fürstenrecht in der Kirche in Verbindung gesetzt, im Wesentlichen so, wie wir sie in den älteren Witgensteinischen, Wiedischen und Nassauischen Kirchenordnungen wiederfinden.

Die Gemeinen regierten sich durch Aelteste, die Synoden, deren zwei verschiedene sich jährlich versammelten und fünfjährig eine Gesammtsynode, bestimmten über das Doktrinäre und Liturgische, und die oberste Genehmigung aller organischen Veränderungen war unmittelbar beim Fürsten, ohne Dazwischenkunft des Konsistoriums, welches dagegen die Angelegenheiten der lutherischen Gemeinen durch Superintendenten auf die herkömmliche Weise verwaltete. Eigentliche Reibungen beider Kirchenparteien erfolgten schon seit langer Zeit nicht mehr, eben so sehr wegen eines erschlafften Interesses an dem Eigenthümlichen beider Konfessionen als durch die Duldsamkeit und Weisheit des größeren Theils der angeseheneren Geistlichen des Landes, welches ungefähr zwanzig reformirte und fünfundzwanzig lutherische Gemeinen umfaßte.

In der Residenzstadt war eine ansehnliche reformirte Gemeine, in welche außerdem noch eine benachbarte Dorfgemeine eingepfarrt war, obwohl es zugleich die Gemeine war, zu welcher der Hof, mit Ausnahme der Fürstin, gehörte. Daneben waren in der Stadt zwei lutherische Gemeinen, zusammen von größerem Umfange als die reformirte.

Dies waren die kirchlichen Zustände des Landes und der Stadt, in welcher wir Herrn Arnold als alleinigen Pfarrer der reformirten Gemeine wieder-

finden. Man könnte schließen, er sei ein Hofprediger gewesen; allein dieser Titel war nie gebräuchlich. Früher wohl der des Schloßpfarrers deshalb, weil die ziemlich stattliche Kirche gewissermaaßen einen Theil des Schlosses ausmachte. Allein, da der größte Theil der Gemeine aus Bürgern, und, wie wir gesehen haben, ein kleinerer sogar aus Bauern bestand, und da die früheren Fürsten selbst bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hinein in einem sehr schönen Sinne einen Werth darauf legten, mit zu der größeren Stadtgemeine zu gehören: so wurde der Name Schloßpfarrer selten gebraucht, meist nur offiziell, und die Leute aus der Stadt und vom Lande nannten ihren Geistlichen Herr Pfarrer schlechthin, während die lutherischen sich den Titel Pastor nicht gern nehmen ließen.

Arnold war der Sohn eines schon vor langer Zeit verstorbenen Kammerraths des vorigen Fürsten, auch die Mutter lebte nicht mehr. Mehre Brüder waren ziemlich in der Welt zerstreut. Eine jüngere Schwester von etwa zwanzig Jahren, wohnte in Arnold's Familie, und wurde von ihm fast in väterlicher Weise geliebt. Arnold's Vater war ein Mann gewesen nicht nur von Ehrenhaftigkeit, sondern von einer rein und ernst kirchlichen Gesinnung nach der Weise älterer Reformirten, allein ohne Härte, vielmehr mit vielem Sinne für Bildung, auch mit einem

gewissen Halten über feineren Formen des häuslichen und geselligen Tons; zugleich von einer sehr aufrichtigen Frömmigkeit. Entbehrte Arnold durch seine Abstammung den Vorzug (von Vielen wird er wenigstens dafür gehalten werden), unter den Augen eines Vaters, der selbst ein Geistlicher war, aufgewachsen zu sein: so ward dies in gewisser Weise gut gemacht durch die Freiheit von jedem blos überkommenen pfarramtlichen Eindrucke, so daß ihm seine eigene Bestimmung zu diesem Amte um so reiner zum Bewußtsein kam. Wie früh die Liebe zu demselben in ihm erwacht war, darüber sprach er sich nur selten und zu ganz vertrauten Freunden aus; nur daß das kirchliche Leben überhaupt ihm durch die treue und werkthätige Theilnahme seiner Aeltern an dem Gemeinleben und an den Angelegenheiten der Kirche früh unentbehrlich geworden sei, dies erwähnte er öfter, und daraus erklärte sich auch zum Theil die Art und Weise, sein eigenes Hauswesen zu regieren.

Arnold war seit zwölf Jahren verheirathet mit der Tochter eines französisch-protestantischen Pfarrers, dessen Gemeine seit den Zeiten der Dragonaden unter Ludwig dem Vierzehnten von den Vorfahren des Fürsten war aufgenommen worden, und sich bis auf diesen Tag erhalten hatte, ungefähr in der Weise wie die anziehende Gemeine zu Friedrichsdorf bei Homburg. Entbehrte also Arnold's Frau, die wir, nach

ihrem wirklichen Vornamen, Marie oder die Mutter Marie nennen wollen, den Karakter einer deutschen Hausfrau im eigentlichen Sinne des Worts, hatte sie vielmehr in ihrem Wesen und Betragen einen ziemlich merklichen Anflug von dem häuslichen und gesellschaftlichen Tone in den gebildeten Familien der französischen Kolonie: so war doch genug deutsche Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit durch das Leben und den Umgang ihrer Familie mit deutschen Nachbarn und Freunden auf sie übergegangen, um nichts eigentlich Fremdes an ihr wahrnehmen zu lassen, zumal ihr Wesen von einem seltenen Gehalt weiblicher Einfachheit, Pflichttreue und Zartgefühls belebt war. Der französischen Sprache war sie vom Hause ihrer Aeltern her gewohnt; in Arnold's Hause aber kam jene als Familiensprache nie vor. Arnold hatte drei Kinder, zwei Knaben von eilf und neun Jahren, und eine Tochter von vier.

Arnold hatte einiges Vermögen von seinem Vater geerbt, und war dadurch im Stande, sein Hauswesen auf einen etwas angenehmeren Fuß einzurichten, als es den meisten Geistlichen, die nicht in großen Städten wohnen, oder reich dotirte Stellen bekleiden, möglich ist. Doch soll darunter nicht verstanden werden, daß seine häusliche Einrichtung eben glänzender gewesen wäre, als es in einer anständigen bürgerlichen Familie pflegt der Fall zu sein, vielmehr war Ausstattung

der Zimmer, Geräth, Gedeck und dergleichen zwar durchaus anständig, aber eigentlich sehr einfach, ja fast schlicht. Aber worauf er etwas wendete, das war eine recht geräumige Wohnung, um im Sommer Freunde und Fremde, d. h. die beides waren, auf eine gewisse Zeit aufzunehmen, weshalb er auch seiner Amtswohnung einen eigenen Flügel angebaut hatte, mit der Bestimmung, daß dieser Eigenthum der Gemeine, so wie das Haupthaus, bleiben solle. Hiemit in Verbindung stand seine Neigung, im Sommer und Herbst Durchreisende, die auch nicht bei ihm wohnten, in einigen Abendstunden gesellig aufzunehmen und zu bewirthen: eine Gewöhnung, zu welcher ihn zunächst eine ziemlich ausgedehnte, auf Reisen erworbene Bekanntschaft gebracht hatte, und welche dann durch die Nähe eines freundlichen Badeorts bei seinem Wohnorte unterhalten wurde.

Wenn ihm Freunde wohl zuweilen bemerkt hatten, daß Viele diese bei aller Einfachheit doch kostspielige Lebensweise nicht übereinstimmend fänden mit der Verpflichtung eines Pfarrers, eingezogen und sparsam, um den Armen um so mehr wohlthun zu können, zu leben: so versicherte er, er sei bei sich gewiß geworden, daß dies Verhalten für ihn das rechte sei, und er glaube, auch seine Pflichten gegen die Armen nicht zu versäumen.

Arnold's Familie hatte Morgen- und Abend-

andachten, an denen auch die Dienstboten Theil nahmen, mit Ausnahme Eines, welcher alle Störung während dieser Zeit von der kleinen Versammlung fern hielt. Arnold hatte schon an zwei Stunden gearbeitet, wann die Familie zusammen kam. Ein kurzer Gesang fehlte in der Regel nie, darauf wurde ein Abschnitt aus der Schrift gelesen, mit wenigen erklärenden Bemerkungen, oft ohne diese. Darauf ein Gebet des Hausvaters. Kurz darauf begann das gemeinschaftliche Frühstück, das nie lange dauerte und nicht auf schottische oder englische Weise zur Mahlzeit wurde. Darauf ging jedes an seine Pflichtarbeiten.

Die Söhne wurden von Arnold an strenge Benutzung der Zeit gewöhnt. Auch pünktlich zu sein, galt in diesem Hause für einen Ehrenpunkt. Müßigsein und mit der Zeit willkührlich schalten hielt man für sehr tadelnswerth. Dafür aber hatte man Stunden und Tage der Erholung, die um so herzlicher ersehnt und froher begrüßt wurden. Die Nachmittage der Mittwoche und Sonnabende verstanden sich für die Knaben von selbst. Oftmals erfolgte am Mittwoch eine weitere Wanderung. Um fünf Uhr Nachmittag, wenn Arnold von seinen fast täglichen seelsorgerischen Besuchen zurückkam, unterhielt er sich eine Stunde mit seinen Söhnen oder gab ihnen Unterricht, wie man es nennen will. Um sechs Uhr begann die regelmäßige Theestunde der Familie, und hier war

es, wo in Arnold's Hause sich in den Monaten des Sommers und Herbstes häufig ein Kreis von Freunden des Hauses und von Fremden, Durchreisenden, versammelte, entweder im sehr geräumigen Wohnzimmer oder in dem kleinen Gartensaale, der an ein Weizenfeld gränzte.

Wie verschiedenartige Menschen, nicht nur Vornehme und Geringe, sondern man möchte beinah sagen, wofern es nur nicht gar zu buchstäblich genommen wird, Gute und Böse, oft hier zusammenkamen und dann wieder einzeln auftraten, alle aber doch geeinigt durch Achtung vor Arnold und einen gewissen Zug nach der Art und Weise dieses Hauses: dieses werden wir noch später Veranlassung haben an einigen Beispielen bemerklich zu machen. Daß man gegen acht Uhr sich wieder entferne, war Allen bekannt, denn man wußte, daß Arnold und seine Frau die letzten Stunden des Tages mit den Ihrigen, außer seltneren Fällen, gern allein zubrachten. Nach dem Abendbrot fand eine Schlußandacht Statt, welche in einer kurzen Lesung einer christlichen Betrachtung, einem eben so kurzen Gesange und einem Segensspruche bestand. Die Knaben küßten ihren Aeltern die Hand (denn die Kleine war längst zu Bette), die Erwachsenen gaben sie sich einander, und der Tag war vergangen, das abgerechnet, was der Einzelne etwa noch mit seinem Tagesgeschäfte oder seinem Gemüthszustande in Ord-

nung zu bringen hatte. Die theologischen Arbeitszeiten Arnold's waren die Stunden des Vormittags, die ihn nicht zu seinen Katechumenen führten.

Dies war die einfache und geordnete Lebensweise der Familie, in deren Mitte Heinrich und Ludwig jetzt, wie sie beide aufrichtig wünschten, zur Erholung ihrer Geister und zur Wiederannäherung ihrer Gemüther sich begaben. Beiden war zu wenig bekannt, daß ihrer hier eine feste und gleichmäßige Hausordnung warte, dergleichen sie beide niemals gewohnt gewesen waren, beide aber hatten eine zu wohlbegründete, tiefe Achtung und zuviel Zutrauen zu Arnold, als daß sie nicht hätten das Beschränkende und Nöthigende, was für sie in dieser ihnen fremden Lebensweise lag, übersehen sollen um des Gewinns willen, mit Arnold und seiner trefflichen Familie eine Zeitlang nah zu verkehren.

Für ihre Ankunft in dem Wohnorte Arnold's war die Verabredung getroffen, daß sie beide sich an einem bestimmten Nachmittage in einem vor der Stadt gelegenen Gasthofe treffen sollten, wo dann Arnold sie abholen wollte.

Die Verabredung gelang. Die Freunde sahen einander wieder, und die erste Freude des Wiederbesitzes verdrängte die Gefühle der Verstimmung, die doch eigentlich in Bezug auf ihre Verschiedenheiten tief in ihrer Seele hafteten. Schon nahm das Ge-

sprăch eine Wendung, wo erst von der einen, dann von der anderen Seite eine gewisse leise Wiederaufnahme des alten Gegensatzes sich zu frühzeitig und doch zu wenig versprechend ankündigte, da trat Arnold in das Zimmer, nun ein mehr als Vierziger, allerdings gealtert, aber mit denselben edlen und noch ruhigeren Zügen, dem noch fast jugendlichen Haarwuchse, der schlichten, aber feinen Kleidung, und umarmte herzlich seine jungen und doch alten Freunde.

Sie kommen, sagte er, so vertrauend zu mir, kann Ihnen das Leben bei mir und mit mir, das meines Hauses, Etwas geben von dem, was Sie bedürfen, wie will ich mich freuen. Nur von ausdrücklichen und vorgenommenen Mittheilungen über die Gegenstände, die Sie vielleicht am meisten beschäftigen, erwarten Sie wenig. Aber nun nach Hause, daß die Meinigen sich mit mir freuen.

Zweites Kapitel.

Ludwig und Heinrich waren kaum einige Tage in Arnold's Hause: so merkten sie, daß das letzte Wort Arnold's völlige Aufrichtigkeit von seiner Seite enthielt. Er war zu beschäftigt, als daß sie ihm ihre Streitfragen und Gegensätze gleichsam zur Entscheidung hätten können vorlegen, gesetzt auch, er hätte sich zugetraut, den Mittelmann zwischen ihnen abzugeben. Sie sagten einander, daß sie schon zufrieden sein wollten, wenn sie im Familienkreise ihn gelegentlich ausforschen könnten; denn wirklich hatten sie beide noch immer Vertrauen genug zu ihm, um bei ihm mehr zu erwarten, als bei ihren anderen älteren Freunden.

Dabei kamen sie in eine Verlegenheit anderer Art.

In einer Familie, in welcher alle Glieder so fleißig und mit geordneter Zeiteintheilung beschäftigt waren, mußten sie viel für sich sein, während sie doch auch nicht eigentlich in der Stimmung waren,

um sich halbe Tage lang zu einander zu setzen oder mit einander zu wandern und sich gegenseitig auszutauschen. Sie machten also eben so offen als freundschaftlich mit einander aus, daß jeder für sich leben sollte, und nur von Zeit zu Zeit und besonders am Schlusse ihres Aufenthaltes gedachten sie dann ihre Erfahrungen und Beobachtungen einander mitzutheilen, und wie sie beide treuherzig hofften, einen gemeinschaftlichen Gewinn zu ziehen. Erleichtert wurde dieser Plan dadurch, daß sie jeder ein abgesondertes freundliches Wohnzimmer erhielten, und daß jeder ein Paar wissenschaftliche Bücher und Vorarbeiten mitgebracht hatte, deren Vollendung ungefähr die Zeit von sechs Wochen, die sie für ihren Aufenthalt bestimmt hatten, wie sie hofften, ausfüllen werde. An Abkürzung dieser Zeit dachten sie aber um so weniger, weil Natur, Familienleben und besonders der väterliche Freund, der ihnen nahe war, von Anfang an sie beide, auf verschiedene Art, vielleicht eben wegen einer gewissen Zurückhaltung, die sie hier antrafen, angezogen hatte.

Eines Tages kam Heinrich etwas früher als gewöhnlich in den Gartensaal, wo sich die Familie gewöhnlich gegen sechs Uhr versammelte, und fand Arnold mit seinen beiden Söhnen beschäftigt, wie er gewöhnlich pflegte um diese Zeit. Er wollte sich entfernen, aber Arnold sagte ihm, es stehe ganz bei ihm zu bleiben, wenn es ihm nicht langweilig wäre, die

Katechisazion anzuhören, die er einmal angefangen habe.

Nun, sagte Arnold zu dem ältesten Knaben, der Ferdinand hieß, sage mir dein biblisches Pensum, was ich euch für den heutigen Tag aufgegeben.

Ferdinand fing an: der König Ahas war gottlos, opferte und räucherte auf den Höhen und unter allen grünen Bäumen. Darum gab ihn der Herr in die Hand des Königs zu Syrien und in die Hand des Königs von Israel, daß er sehr geschlagen ward. Pekah, der König von Israel, erwürgete in Juda hundert und zwanzigtausend, lauter streitbare Männer. Und dann führten sie noch fort zweihunderttausend Weiber, Söhne und Töchter, und nahmen großen Raub mit sich.

Hu! sagte der kleinere Sohn, Walter, Vater, wie schrecklich viel Menschen wurden todt und gefangen gemacht.

Ja, es waren sehr Viele, antwortete Arnold, aber der die Chronik abgeschrieben hat, hat sich, wie man glaubt, manchmal verschrieben, und so waren es doch vielleicht nicht ganz so Viele.

Ach, das ist gut, sagte Walter.

Aber nun unterbrich Ferdinand nicht wieder.

Ferdinand fuhr fort: Nun war da ein Profet, der hieß Obed, der sprach zu dem Heere, das die Gefangnen brachte: Der Herr, eurer Väter Gott,

war zornig über Juda, darum gab er sie in eure Hände. Aber ihr habt sie grausam erwürget, daß es in den Himmel reichet. Nun aber gedenket nicht daran, sie zu euren Knechten und Mägden zu machen, denn ihr seid ja selbst nicht ohne Schuld bei Gott. Gehorchet nun mir und bringt die Gefangnen zurück, denn sonst wird der Zorn des Herrn über euch ergrimmen. Da machten sich Etliche auf von den Vornehmen unter den Kindern Efraim und gingen entgegen den Kriegern, und sprachen zu ihnen: Ihr sollt die Gefangenen nicht in die Stadt bringen, denn das würde nur unsere Schuld vor Gott vergrößern, und die ist doch schon groß genug, und der Zorn ist über Israel ergrimmet. Da ließen die Geharnischten die Gefangenen und den Raub vor den Obersten und vor der ganzen Gemeine. Und die Männer, die vorher zu den Soldaten geredet hatten, nahmen die Gefangenen, besonders die unter ihnen, die bloß waren, zogen ihnen die geraubten Kleider und Schuhe an, und gaben ihnen zu essen und zu trinken und salbeten sie und setzten die auf Esel, welche schwach waren, und brachten sie gen Jericho zur Palmenstadt zu ihren Brüdern und dann kehrten sie zurück nach Samaria.

Du hast gut erzählt, Ferdinand, sagte Arnold. Aber warum hast Du die Namen der Männer ausgelassen, die den Rath des Profeten in's Werk rich-

teten? Von so braven Leuten behält man doch wohl die Namen.

Ferdinand: Asarja, Berechja, Jehiskia —

Arnold: Nun der Letzte?

Walter: Ich weiß ihn, Amasa.

Arnold: So recht, die Namen der Väter braucht Ihr euch nicht zu bemerken. Nun aber von den Namen der Männer zu ihren Thaten. Auch hier gab es Gottlose und Gerechte. Walter, welche waren die Gottlosen?

Walter: Zuerst Ahas, der König von Juda, dann Pekah, der König von Israel und Sichri, ein Gewaltiger in Efraim, den hat Ferdinand ausgelassen, ich merkte es gleich.

Arnold: Und die, welche gefangen geführt wurden, waren sie gottlos oder fromm, Ferdinand?

Ferdinand: Wohl gemischt, Manche das Eine, Manche das Andere.

Arnold: Das ist richtig. Und nun, Walter, nenne die Gerechten.

Walter: Erstens Obed, der Profet, der den guten Rath gab, dann die Vornehmen, die den Soldaten zuredeten, und dann Alle, die die Gefangenen zurückleiteten.

Arnold: Alle, das können wir nicht behaupten, denn Manche thaten es wohl nur aus vorübergehendem besserem Gefühle, das wieder verschwand. Aber

was gehörte dazu, um, wie Obed, den Kriegern diesen Rath zu geben und ihnen ihre bisherige Grausamkeit vorzuwerfen?

Ferdinand: Muth.

Arnold: Was gehörte dazu, um, wie die Angesehenen und die ihnen folgten, sich zurechtweisen zu lassen?

Ferdinand: Demuth.

Arnold: Wo beides zusammen ist, da ist der rechte Mann, der Gott gefällt. Aber wenn nur Eines da ist: was ist dann das Bessere?

Ferdinand: Muth.

Arnold: So? Womit kann der Muth noch verbunden sein, womit die Demuth nicht?

Ferdinand: Mit Hochmuth.

Arnold: Also ist der Muth für sich nicht das Bessere, sondern das weniger Gute, denn Hochmuth (welcher noch dabei sein kann) ist ein Greuel vor Gott. Aber Demuth, wenn sie aufrichtig ist, was giebt ihr Gott, Walter?

Walter: Gnade.

Arnold: Nach welchem Spruch?

Walter: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.

Arnold: Und wem Gott gnädig ist, wie macht Gott dessen Herz, muthig oder muthlos?

Walter: Muthig.

Arnold: Also siehst Du, daß der Demüthige auch immer Muth bekommt, der Muthige aber nicht immer Demuth. Und was übten die Männer, welche die Gefangenen bekleideten und zurückführten?

Walter: Barmherzigkeit.

Arnold: Also um was daraus zu lernen hat Gott durch den heiligen Geist diese Geschichte uns aufschreiben lassen?

Walter: Barmherzigkeit.

Arnold: Blos dies? Was sehen wir an Oded, antworte, Ferdinand.

Ferdinand: Daß ein muthiges Wort von Gott gesegnet wird.

Arnold: Und was sehen wir an Ahas und seinem Volke?

Ferdinand: Daß Gott ihren Abfall von seinem Dienste strafte.

Arnold: Und welche Geschichte haben wir im Neuen Testamente, woraus wir auch Barmherzigkeit lernen?

Ferdinand schweigt.

Arnold: Das weißt Du nicht? Walter?

Walter: Die vom barmherzigen Samariter.

Arnold: Richtig. Welche Aehnlichkeit findet hier Statt?

Walter: Dieser Mann half auch einem Anderen in seiner Noth.

Arnold: Welcher Unterschied, Ferdinand?

Ferdinand: Der Samariter that einem fremden Manne wohl. Jene denen, die sie selbst vorher verwundet oder mißhandelt hatten.

Arnold: Gut. Nun denn, denkt nach, ob das Eine oder das Andere schwerer war. Davon das nächste Mal. Und nun, ihr Knaben, heraus in den Garten, und holt von der Mutter euer Vesperbrot.

Da haben Sie einmal eine ganze Katechisazion mit angehört, lieber Heinrich, sagte Arnold. Aber ich mochte es nicht unterlassen, sie kommen sonst so leicht heraus.

Ich danke Ihnen herzlich, erwiederte Heinrich, daß Sie mich zuhören ließen. Ich bin erstaunt, was Sie aus dem Texte zu machen wissen.

Zu machen, mein Freund? sagte Arnold. Ich bitte Sie, habe ich irgend etwas hineingelegt, oder auch nur umgewandt? Lag nicht Alles in der Geschichte, gab sie mir nicht Alles reichlich in die Hand und noch vielmehr als das?

Heinrich: Ja es ist wahr, diese Geschichte ist schön, und ich will es nur gestehen, sie war mir neu. Aber daß Sie aus einem so entlegenen und trocknen Buche, wie die Chronik, ihre Söhne lernen lassen, ist mir so merkwürdig, daß ich mich noch nicht ganz darein finden kann. Diese Kriegsgeschichten, diese Zahlen, die in's Ungeheure gehen, diese vorchristlichen

Zustände, Alles scheint mir doch noch immer, abgesehen von Ihrer Behandlung, so wenig dem Geiste des Christenthums angemessen, so wenig für Kinder geeignet.

Arnold: Warum sehen Sie von meiner Behandlung ab, mein Freund? Dies geht gar nicht an, sage ich Ihnen, denn meine Behandlung war die Sache. Billigen Sie also jene, so auch diese. Und bleiben Sie mir nur, ich bitte, mit dem Geiste des Christenthums ferne, wo es sich vom Sinne der Bibel und von bibelgemäßer Belehrung handelt. Hier redet der heilige Geist, und wo der ist, da brauchen wir den Geist des Christenthums nicht. Aber Kriege, Strafen, Gefangene, Grausamkeiten und vor- oder wenn Sie wollen unchristliche Zustände, die haben wir noch alle Tage vor Augen, und die sollen meine Knaben, wie alle Christenkinder, beurtheilen lernen nach der Schrift und nicht anders.

Heinrich: So wollen Sie die Schrift beider Testamente zur Bildung des Urtheils über allgemeinmenschliche Dinge machen?

Arnold: Das ist alles Ernstes meine Absicht, weil die allgemeinmenschlichen Dinge in der Schrift selbst nahe zusammengerückt sind mit dem Urtheile Gottes durch Wort und That, woran wir denn bis an das Ende der Tage noch nicht auszulernen haben.

Heinrich: Und Sie wollten, mein Verehrter,

wirklich das Große und Bildende der Weltgeschichte, der griechischen, römischen und neueren, so wie der Dichter und Redner alter und neuer Zeit, ihren Schülern entziehen und es der Lesung und Einprägung der heiligen Schrift nachsetzen?

Arnold: Entziehen? Wer sagt Ihnen das? Davon bin ich weit entfernt, und ich hoffe, daß meine Knaben bald von Odyssee und Nibelungen eben so viel wissen als die besten Terzianer in Dresden oder Berlin. Aber nachsetzen — daß ist mein fester Wille, wie es meine feste Ueberzeugung ist, daß die Schrift als wahres Wort Gottes uns dazu gegeben ist, daß wir nicht blos fromm im Sinne des Gefühlslebens, sondern verständig im Sinne Christi und seines Geistes werden, und daß das göttlich Wahre und Wirkliche den Primat in uns erlange über das menschlich Gebrechliche der Weltgeschichte und Weltliteratur. Lassen Sie uns denken an das Hamannische Wort: Die Bibel sollte unser Lexikon und unsere Grammatik sein.

Heinrich: Ich glaube Sie wenigstens theilweise zu verstehen, bin aber völlig unklar über die mögliche Durchführung.

Nun davon vielleicht ein anderes Mal, erwiederte Arnold, und begrüßte Frau und Schwester, die mit Ludwig und einigen anderen Freunden in das Gartenhaus traten.

Drittes Kapitel.

Die Anfänge der evangelischen Union, welche in dem Jahrzehend, in welches diese Geschichte fällt, so viel Eifer dafür und dawider in der preußischen Landeskirche fanden, hatten sich nicht in das Fürstenthum verbreitet, in welchem Arnold lebte. Man hätte sagen sollen, es sei gerade in dem duldsamen Nebeneinanderbestehen beider evangelischen Bekenntnisse Veranlassung für diesen Einigungsversuch vorhanden gewesen; allein der Eifer entzündete sich vielleicht deshalb nicht, weil beide nicht nur duldsam, sondern ziemlich geordnet und nicht ohne einen milderen Wetteifer nebeneinander bestanden. Was in der Kirche eines großen, den bedeutendsten Entwickelungen doch nicht entgehenden Landes als Erneuerung und Stärkung zugleich rathsam und wünschenswerth erscheinen mußte, davon kündigte sich in unserem kleinen Lande kein dringendes Bedürfniß an. Zwar wurde die Union von einem angesehenen lutherischen Geistlichen, der

zugleich erster Rath des fürstlichen Konsistoriums war, sehr gewünscht und in einem gewissen Maaße betrieben, allein der Fürst war nicht erwärmt genug dafür, um, bei manchen Schwierigkeiten, gern in die Sache einzugehen.

Und als einer der Hauptgegner einer Union, wie jener Konsistorialrath sie wollte, erwieß sich eben Arnold. Zwar nicht aus dogmatischen Gründen, vielmehr glaubte er, daß der Unterschied der deutschreformirten und der lutherischen Kirche in der Lehre mehr theologisch als kirchlich sei, daß es nur darauf ankomme, die wirkliche Gegenwart und Selbstmittheilung des Herrn in seinem Mahle festzuhalten, und daß von jeher unzählige Lutheraner mehr helvetisch und eben so viele Reformirte mehr augsburgisch von diesem Mysterium gedacht hätten, also insofern die Union gewissermaaßen schon da sei. Aber was er fürchtete im Namen der reformirten Kirche aufgeben zu müssen, wenn er jetzt schon für eine Union sich erklärte, dies war die wohlausgebildete Gemeinverfassung und das damit in Verbindung stehende Synodalwesen, deren sich jene Kirche im Fürstenthum erfreute. Er sah eben diese Zusammenwirkung von Dienern des Worts und von Aeltesten und Diakonen in den Gemeinen, so wie von den beiden ersten auf den Synoden, als einen so wesentlichen Vorzug der reformirten Kirche vor der lutherischen nach dieser Seite des Zusammenwirkens

und der kirchlichen Lebensordnung an, daß er ein Unrecht zu begehen glaubte, wenn er jenen für eine Union dahingab, bei welcher dieses Element, wie er voraussah, nicht würde geschont werden.

Denn es war bekannt, daß jener Konsistorialrath die Presbyterialverfassung der reformirten Gemeinen nicht ungern aufgelöset und das Konsistorialregiment ganz eben so, wie über die lutherischen Gemeinen, auch über jene ausgedehnt hätte.

Obwohl nun Arnold aus einem ganz entgegengesetzten Grunde, als aus welchem viele Geistlichen in Preußen der Union widerstrebten, ihr, für das Fürstenthum, abgeneigt war: so konnte doch leicht bei oberflächlichen Beurtheilern, und solchen, welche mehr nur regierungsmäßig die Sache anzugreifen wünschten, der Schein entstehen, als stehe Arnold in derselben Richtung, welcher jene von angespanntem dogmatischem Eifer angeregten Unionsgegner sich hingegeben hatten.

Den einsichtsvolleren der lutherischen Geistlichen des Fürstenthums (die im Allgemeinen der Union nicht abgeneigt waren) war der eigentliche Sinn von Arnold's Entgegensetzung wohl bekannt und wurde wenn nicht völlig gebilligt, so doch geachtet. Aber die Wenigen, welche in wesentlich gleicher Richtung mit den preußischen und sächsischen Unionsgegnern sich befanden, und wohl wußten, daß Arnold in Ernst und Festigkeit für das Wesentliche des evangelischen

Lehrbegriffs ihnen nicht nachstand, konnten sich an seiner Ablehnung der Union erfreuen, und, das dogmatisch Konfessionelle vorderhand bei Seite lassend, sahen sie ihn als ihren Bundesgenossen in der Bekämpfung der Union an, indem sie, nicht ohne eine gewisse Unredlichkeit gegen sich selbst, sich und Anderen die Sache so vorstellten, als wenn Arnold's, eines so ernstlich und christlich gegründeten Mannes, Beispiel deutlich vor Augen stelle, daß ein dogmatisch-fester Standpunkt die Genossen beider Kirchen verhindern müsse, an der Union Freude zu haben, daß diese Freude vielmehr an sich schon ein Zeichen einer laxen und unkirchlichen Auffassungsweise der christlichen Lehre sei.

In dieser Ansicht und Gemüthsrichtung befand sich Bertram, ein lutherischer Pfarrer des Fürstenthums, der durch Verbindungen mit sächsischen und preußischen Geistlichen tiefer als andere in die bezeichnete Auffassungsweise der kirchlichen Gegensätze eingetreten war, zu welcher schon die natürliche Beschaffenheit seiner Anlagen und Neigungen ihn vorbereitet hatte. Von tiefem und innigem Gemüth, und zugleich von starkem Bedürfnisse, seine Ueberzeugungen in bestimmten Begriffen und Worten festzuhalten, nicht ohne eine gewisse geistige centrale Energie des Herzens, aber ohne Fähigkeit, die beziehungs-

weise gleich berechtigten Begriffe durch Anschauungen auszugleichen, endlich mit einem guten Theile sinnlich-empirischen Vorstellungsbedürfnisses ausgestattet, auch Neigung zur Aengstlichkeit, wo die gewohnten Geleise seines Ideenkreises und seiner Gefühlsformen ihm fehlten, war er zu der Ansicht gekommen, es gebe kein Heil für die evangelische Kirche als in der strengsten Repristinazion des Vor-Spenerischen Lutherthums, es gebe namentlich keine Festhaltung der Realität der Gnadenwirkungen und der Gegenwart Christi in seiner Gemeine als die Bewahrung der Theorie der Konkordienformel über die Gegenwart Christi im Abendmahle. In diesem Sinne war er höchst verletzbar geworden für jede Zumuthung einer Union mit der reformirten Kirche, womit nur das in einen ihm selbst oft seltsam erscheinenden Gegensatz trat, daß er den sittlichen und religiösen Zustand der reformirten Gemeinen, die sich ganz in seiner Nähe befanden, unmöglich im Allgemeinen für schlechter ansehen konnte, als den der lutherischen, deren einer er selbst vorstand und deren Flecken, verbunden mit mangelhafter Erkenntniß der Heilslehren, ihm nur zu wohl bekannt waren. Dazu kam, daß er früher sich herzlich an Arnold, der wenige Jahre älter als er war, angeschlossen, mit ihm auf das Offenste und Friedlichste über den Kern und Mittelpunkt der Heilslehren verhandelt und nur in der letzten Zeit, nicht ohne Ein-

fluß seiner sächsischen Freunde, sich von dem Manne mehr zurückgezogen hatte.

Vor wenigen Wochen war Bertram vermittelst Briefe, die ihm aus der Residenz zugekommen waren, durch die Kunde erschreckt worden, das Konsistorium gehe eben jetzt mit einem förmlichen Unionsplane um, dessen Billigung von dem Fürsten, der, als reformirt, schon deshalb als gleichgültig vorauszusetzen schien, zu erwarten sei, und mit welchem die Regierung gewiß nächstens beiden Abtheilungen der Landeskirche mehr oder minder dringend gegenübertreten werde. Gesetzt auch die Kunde, welche Bertram zugekommen war, habe größere Wahrscheinlichkeitsgründe für sich gehabt, als in der Beurtheilungskraft des Briefstellers und in der Bedeutung der von ihm angeführten Beweise lagen: so wäre doch die Peinlichkeit und die Aufregung, in welche Bertram sich versetzt sah, unverhältnißmäßig gewesen. Er schlief mehre Nächte nicht, durch seine Amtsthätigkeit zog sich eine schwere, trübe Stimmung, und ein Paarmal kamen entschieden theologische Kontroversien auf die Kanzel. Die Briefe, die er mit seinen Freunden außer dem Fürstenthum wechselte, waren weniger geeignet, ihm eine würdige Haltung mitzutheilen, als die Vorstellung von der Gefahr durch einen sich gegenseitig überbietenden Affekt zu steigern. Da er in seiner nächsten Umgebung, unter seinen Amtsgenossen gleicher Kon-

fession, nur eine sehr geringe Theilnahme an seinen Besorgnissen fand: so brach er den Umgang auch mit solchen ab, die er bisher aufrichtig geschätzt hatte. Er zog mehre seiner Gemeinsglieder, vorzüglich aus der geringeren Klasse, in das Geheimniß, und der Erfolg war, daß die Gefahr einer einzugehenden Union von diesen geradezu als die Gefahr der Verleugnung Christi und seines Worts aufgefaßt wurde.

Bertram war gewissenhaft genug, um zu fühlen, wie verantwortlich er selbst für die weiteren Entwickelungen einer solchen Stimmung sei. Er suchte einige Schritte zurückzuthun, aber dies mißlang wenigstens bei Einigen durchaus. Er wurde immer unruhiger und unklarer, seine Gebete selbst gaben ihm den Frieden und die Freudigkeit nicht wieder, die er bis vor der erhaltenen Kunde gehabt zu haben glaubte, in der That aber schon seit längerer Zeit nicht mehr voll besaß.

In dieser Zeit trat ihm, wie von höherer Einwirkung, einige Male das Bild Arnold's und der vielen heiteren, kräftigen, theologischen Austausch über biblische Wahrheiten gewährenden Stunden, die er mit ihm verlebt, vor die Seele. Er gedachte daran, daß auch Arnold ein Gegner der Union sei, diese Eigenschaft überwog ihm, nach seiner jetzigen Stimmung, das Uebel des Reformirtseins. In einer Art von gemischter Hoffnung, durch Arnold sich zu

verstärken und zugleich ihn sich näher zu bringen, durch welche die Möglichkeit, von Arnold vielleicht selbst umgestimmt zu werden, nur wie ein schwacher Schimmer aus einem unklaren Gebiete seiner Seele hindurchzog, beschloß er, Arnold aufzusuchen und mit ihm zu verabreden, wie sie gemeinschaftlich der der Reinheit ihrer beiderseitigen Kirchen drohenden Gefahr entgegen zu treten hätten.

Arnold befand sich auf seinem Studirzimmer in der Gesellschaft von Ludwig, als Bertram an einem Nachmittage hereintrat.

Ludwig hatte Arnold über manches sich auf den Unterschied beider evangelischen Kirchenparteien und die frühere Entwickelung dieses Gegensatzes in Deutschland Beziehendes gefragt; Ludwig hatte seine Vorliebe für strengere Aufrechthaltung der symbolischen Lehre zu erkennen gegeben, und Arnold war eben im Begriffe, auf einem Umwege, den er für ihre beiderseitige Verständigung rathsam hielt, ihm seinen eigenen Standpunkt zu erkennen zu geben, als die Erscheinung Bertram's ihr Gespräch unterbrach.

Mit dem Ausdrucke eines lange gehegten Seelenschmerzes und einer gewissen Befangenheit, doch nicht ohne wirkliche Wärme, die ihm der Anblick des zu lange gemiedenen Amtsbruders mittheilte, begrüßte Bertram Arnold'en, und sagte zu ihm: Ich komme nach längerer Zeit wieder zu Ihnen, um mit altem

Vertrauen eine höchst wichtige Sache mit Ihnen zu besprechen.

Dann kann meine Gegenwart nur störend sein, fiel Ludwig ein, und war im Begriffe, das Zimmer zu verlassen.

Arnold, der seinem jungen Freunde die Bekanntschaft des älteren aus mehr als einer Rücksicht wünschte, stellte Ludwig dem Bertram vor, und sagte: Mein früherer Zögling, von dessen Interesse an kirchlichen Fragen ich Ihnen, wenn ich nicht irre, früher einmal erzählt habe.

Derselbe, fragte Bertram, der Ihnen einst einen Aufsatz über das Verhältniß der brandenburgischen und sächsischen Kurfürsten zur lutherischen Kirche zugeschickt hat?

Der nämliche, erwiederte Arnold.

O dann bitte ich Sie, mein Herr, sprach Bertram zu Ludwig, uns nicht zu verlassen. Vielleicht können Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen in dem, was ich unserem verehrten Freunde an's Herz zu legen habe.

Ich mache gern, antwortete Ludwig von Ihrer beiderseitigen Erlaubniß Gebrauch, Ihrem Gespräche zuzuhören, in der Voraussetzung, daß ich nur als ein Hörer gegenwärtig sein darf.

Beiden Kirchen des Fürstenthums, sagte Bertram, indem sie Platz nahmen, steht eine große Gefahr

bevor, und ich komme zu Ihnen, mein theurer Arnold, um Sie mit mir zu vereinigen in Abwendung des drohenden Uebels.

Arnold: Eine Gefahr, ein drohendes Uebel, was kann das sein?

Bertram: Können Sie fragen, wenn Sie sich den Karakter und die theologische oder vielmehr untheologische Denkart des Konsistorialraths vergegenwärtigen? Er sinnt entschlossener als je auf eine Union, der Widerstand des Fürsten soll schon besiegt sein, die meisten meiner Amtsbrüder werden sich fügen, auch von den Ihrigen, fürchte ich, werden Viele sich schwach zeigen, und vielleicht sind in diesem Augenblicke wir die beiden Einzigen, die eine feste Ueberzeugung von der Verderblichkeit der Union haben, und dies, denke ich, mein Freund, muß uns zusammenführen, muß uns enger als je aneinanderschließen.

Arnold: Und woher haben Sie die Nachricht, daß der Konsistorialrath seine alten Plane wieder aufnimmt?

Bertram: Ich unterlasse für jetzt, Ihnen zu sagen, wer mich benachrichtigt habe, ich versichere Sie aber, daß diese Nachricht der Hauptsache nach zuverlässig und daß keine Zeit zu verlieren ist, um mit einer gemeinschaftlichen Vorstellung uns jedem Ansinnen dieser Art entgegen zu stellen.

Arnold: Mit einer Vorstellung, lieber Bertram,

bevor noch eine Aufforderung, eine Anfrage an uns gekommen ist?

Bertram: Lassen Sie uns den Anfängen begegnen, denken Sie, wie es in Preußen gegangen ist, wo die meisten Geistlichen gleichsam im Schlafe überrumpelt wurden und ihnen die Sache über den Kopf weggenommen.

Arnold: Es sei dahingestellt, ob es sich in Preußen mit der Union wirklich so übel verhalten habe, als Sie sagen: auch im schlimmen Falle folgt daraus nur, daß wir wachen sollen, nicht aber, daß wir schreiben, ehe an uns geschrieben worden.

Bertram: So lassen Sie uns einig werden über das, was wir, für den wahrscheinlich nahen Fall, schreiben wollen.

Arnold: Dies ließe sich hören; allein auch dazu müssen wir doch wissen, wie Herr Rembold (der Name des Konsistorialraths) diesmal die Sache zu behandeln gedenkt.

Bertram: O, es kann nur die alte Weise sein, die wir ja an dem Manne kennen, büreaumäßige Nivellirung des Individuellen, Indifferentismus in Ansehung der evangelischen Unterscheidungslehren, Emporbringung des Unbestimmten und Schwebenden in den religiösen Vorstellungen, Untergrabung der Rechte beider Kirchen.

Arnold: Lauter Dinge, die mir so widerwärtig

sind, als sie Ihnen nur sein können, die aber der Fürst, wie ich hoffe, nie zulassen würde, und die auch nicht nothwendig mit der Union verknüpft sein müßten.

Bertram: Nicht mit ihr verknüpft? Sagten Sie mir nicht oft selbst, daß Sie die Union im Sinne Rembold's nicht möchten, weil nach seiner Idee die Presbyterialverfassung Ihrer Kirche fallen würde?

Arnold: Eben deshalb, lieber Bertram, weil ich Ihnen dies sagte, befürchte ich, ich würde als ein gerader und offener Mann nicht dasselbe mit Ihnen sagen können, was Sie gegen die Union einzuwenden haben, weder mit Rücksicht noch ohne Rücksicht auf ein förmliches Anerbieten, wie es auch ausfiele.

Bertram: Nun, Sie würden doch sagen können, ja sagen müssen, daß die Rechte unserer beiderseitigen Kirchen verletzt werden würden.

Arnold: Dies würde ich wahrscheinlich sagen, aber doch in einem anderen Sinne als Sie, lieber Freund. Als das Recht meiner Kirche würde ich, wie Sie ganz richtig bemerken, die Erhaltung des presbyterialen Prinzips zugleich mit der Bewahrung der Freiheit, die symbolisch-reformirte Abendmahlslehre auch in dem, worin sie von der lutherischen abweicht, lehren zu dürfen, aussprechen; Sie aber würden das Recht, die reformirte Abendmahlslehre, auch insofern sie voller als die Zwinglische ist, zusammt der Pres-

byterialverfassung abzuwehren von jeder ihrer Gemeinen, als das Recht Ihrer Kirche in Anspruch nehmen. Würden wir also einig sein?

Bertram: Nicht in der Materie, aber in der Form, und darauf kommt hier Alles an.

Arnold: Erlauben Sie mir, darauf kommt nicht Alles an in dieser Sache. Vielmehr sehe ich die Idee der Union als eine so große und wesentlich-christliche an, daß ich unter der Abwehr einer solchen Union, die meine Gemeine verschlänge, sei es durch Tyrannei oder durch Indifferentismus, dies würde im Wesentlichen gleich sein, mich nothwendig gedrungen fühlen würde, einer Union, die nicht vernichtete, sondern die erhielte und austauschte, das Wort zu reden. Ich würde also offen sagen, daß ich eine konservative Union, die doch die Kirchengemeinschaft in christlich freier Weise herstellte, über Alles schätzen würde; ich würde sagen müssen, daß ich, weit entfernt, die reformirte Vorstellungsweise als die absolut richtige anzusehen, zufrieden wäre, wenn sie gestattet würde, wie ich auch die lutherische, auch die symbolisch-lutherische, nur ohne verdammende Härte und Einseitigkeit, gern in meiner Kirche zulassen würde. Ich würde laut sagen, daß ich das presbyteriale Prinzip zwar den lutherischen Gemeinen keinesweges aufgedrängt wissen wollte, daß ich aber doch das Verhältniß der Konsistorien zu den Gemeinen im

Ganzen so gestaltet wünschte, daß ein Hervorgehen presbyterialer und disziplinarischer Elemente aus dem Kerne der belebteren Gemeinen als freie That und christliche Bewegung möglich wäre; ich würde endlich sagen, daß ich, bei der stärksten Festhaltung der symbolischen Schriften, den Feinden der Kirche und den muthwilligen unevangelischen Vernünftlern innerhalb der Kirche gegenüber, es für das völlig Rechte halte, daß die Kirche, nach dem Maaße ihres Lebendigwerdens in Glauben und Erkenntniß, immer freier werde von der buchstäblichen Form der Symbole, vorausgesetzt einen nach Schrift und Symbolen gebildeten und überwachten festen liturgischen und agendarischen Kanon; ich würde sagen, daß ich um den Preis einer solchen Union den Namen reformirt mit Freuden aufgeben würde. Alles dies und Verwandtes würde ich sagen wollen und müssen, und darin würden Sie mir sicher nicht beistimmen wollen.

Nein, gewiß nicht, erwiederte Bertram, in lebhafter Gemüthsbewegung, denn ich würde mich theilhaftig machen unzähliger seelenverderblicher, grundstürzender Irrthümer, die aus der einen unseligen Richtung hervorgehen, der Sie, Arnold, huldigen, daß Sie die wirkliche Gegenwart Christi, nämlich auch seiner Menschheit nach, in der Kirche verkennen und verleugnen.

Sie mißverstehen mich sehr, sagte Arnold ruhig.

Wenn ich hier ein Wort einmischen darf, fiel Ludwig ein, so ist es das, daß von den frühesten Zeiten der Belehrung, die ich durch Herrn Arnold empfangen, bis hinein in die letzten Jahre brieflichen Verkehrs gerade das mir am entschiedensten als sein Grundsatz entgegengetreten, daß der Herr gegenwärtig sei in seiner Gemeine, gegenwärtig nach seiner göttlichen und seiner menschlichen Natur zugleich.

Ja in der Gemeine, erwiederte Bertram, das ist die falsche, geistige Weise, wie die ganze reformirte Kirche den Herrn auffaßt, ich weiß es wohl, aber es kommt darauf an, daß er gegenwärtig sei im Abendmahle.

Das Abendmahl, sagte Arnold, ist nicht außerhalb, sondern innerhalb seiner Gemeine, und es ist die höchste und kräftigste Art, wie es ihm gefällt, seine volle Gegenwart zu besiegeln und zu vermitteln.

Alles täuschende, spiritualistische Worte, die mich nicht trösten und nicht nähren, sagte Bertram im Eifer, und stand auf. Aber lassen wir den Streit darüber, er führt zu nichts. Ich habe es gut gemeint, ich wollte Sie warnen und Sie zu redlichem Kampfe gegen die Unterdrückung der Kirche ermuntern. Sie gehen nicht darauf ein, sondern adoptiren nun selbst das laxe Prinzip der Union, das Sie früher bestritten. Mögen Sie nicht einst, oder vielmehr, mögen Sie noch einst bereuen, sich nicht an mich

angeschlossen und dadurch sich selbst der lutherischen Kirche, der einzig wahren Mitte der Gegensätze, genähert zu haben. Leben Sie wohl.

Und mit diesen Worten verließ er, den beiden Zurückbleibenden kaum zur Erwiederung des Abschiedgrußes Zeit lassend, rasch das Zimmer und das Haus.

Nach einer Pause sagte Ludwig: Wie weit geht dieser Mann, und wie empfindlich nahm er Ihren Widerspruch auf.

Ja leider, erwiederte Arnold, aber ich mußte auf die Gefahr hin, daß dies erfolgen würde, ihm meine ganze redliche Meinung sagen. Sie sehen, lieber Freund, wie eng und ängstlich man werden kann auf diesem Wege der ausschließlichen Gründung der Kirche auf symbolische Dogmatik; selbst ein Mann, wie Bertram, in dem so viel Vortreffliches ist. Ich kenne die Kreise, in denen sich dies jetzt entwickelt, und ich fürchte, die Folgen werden übel genug sein, wofern nicht die, welche schriftmäßig und evangelisch denken, und denen jene selbst dies zugestehen müssen, ihnen standhaft widersprechen.

Bertram erkannte, daß sein Plan völlig gescheitert war. Er war zu edel, um persönliche Bitterkeit gegen Arnold wegen des Vorgefallenen zu hegen; aber seine Stimmung wurde noch düsterer und herber. Er konnte den Reiz nicht überwinden, mit einigen der ihm anhänglichsten aber auch heftigsten Glieder seiner

Gemeine aus dem Handwerksstande von dem Vorfalle zu sprechen.

Die Wirkung war übel. Der ihnen immer schon als Gegner der Verbreitung des reinen Lutherthums verdächtige Arnold erschien ihnen nunmehr fast als Feind des Christenthums.

Zwei von ihnen begaben sich zu Arnold und stellten ihn zur Rede. In einem seltsamen Gemische von Demuth und Anmaaßung, von Weisheit und Unwissenheit, versicherten sie ihn, daß seine fortgesetzte Anhänglichkeit an die Irrlehren der Reformirten drohe, ihn nach und nach dem Zeit- und Weltgeiste ganz zum Raube werden zu lassen, wofern nicht Gott ihr Gebet erhören werde, daß er ihm das Licht über die einzigwahre Lehre aufgehen lasse.

Arnold blieb ruhig, gab sich sogar Anfangs Mühe, ihnen zu zeigen, worin er, auch in Betreff der Kommunion, gleich mit ihnen denke. Aber dies spannte ihren Eifer über alles Maaß hinaus. Es blieb ihm nichts übrig, als sie in ihrer Leidenschaft ausreden zu lassen, und dann durch ein Paar ernste, gehaltene Worte sie soweit zu sich selbst zu bringen, daß sie gingen.

Viertes Kapitel.

Zwei Stunden von der Hauptstadt befand sich die einzige römisch-katholische Gemeine des Fürstenthums. Sie wurde, ziemlich ansehnlich wie sie war, von einem Pfarrer und einem Kaplan bedient.

Der erste, ein ältlicher Mann von achtungswürdigem Karakter und durchaus untadelhaftem Lebenswandel, pflegte Arnold'en alle Sommer ein Paarmal zu besuchen, einige Nachmittagsstunden bei ihm zuzubringen; ja man konnte wohl bemerken, daß er sich zu Arnold hingezogen fühlte. Er hatte seine klerikalische Bildung in einer Zeit empfangen, in welcher es den kirchlichen Oberen selbst noch nicht zur Fleckenlosigkeit eines katholischen Geistlichen zu gehören schien, daß er mit keinem protestantischen umging. Seine Entfernung von den übrigen Klerikern seiner Diözes machte ihn bedürftiger eines gemüthvollen Umgangs mit evangelischen Geistlichen; und da er sich einer großen Anhänglichkeit an die Grundformen des Katho-

lizismus bewußt war: so glaubte er keine Art von Gefahr zu laufen, wenn er sich über theologische Fragen von Zeit zu Zeit mit jenen unterhielt. Er besuchte auch Andere, aber Arnold war ihm der liebste, weil er neben einem ausgebildeten Wissen Diskrezion in Ansehung der Unterscheidungslehren bei ihm fand. Zwar hatte Arnold einmal ausführlich und offen ihm seine ganze Meinung über das, was ihm in der römischen Kirche unevangelisch erschien, gesagt, und Herr Justus (der Name des Pfarrers) hatte ihm geantwortet, ohne daß beide einander verständigten. Aber ihre Herzen blieben einander nahe, und die Folge war nur, daß die Unterhaltung eine noch etwas vorsichtigere Haltung annahm, ohne an Treuherzigkeit und Offenheit über exegetische und dogmatische Fragen zu verlieren. Dies wird man erst dann ganz begreiflich finden, wenn man erfährt, daß Justus mehrmals erklärt hatte, er sehe die Messe vorzüglich als ein Gedächtniß und als ein Opfer in einem geistlichen Sinne an, und betrachte das, was mit den Elementen vorgehe, als ein Geheimniß, worüber er die Erklärungen der Kirche annehme, ohne sie gerade ganz buchstäblich zu fassen. Der Cärimoniendienst war in seiner Gemeine, durch den Einfluß der protestantischen Umgebung und durch einen josefinisch gesinnten Vorgänger des jetzigen Pfarrers, schon länger auf sehr mäßige Gränzen zurückgeführt.

Der gute Sechziger trat an einem heiteren Nachmittage in Arnold's Garten, um diesen, der ausgegangen war, zu erwarten, als sich Ludwig von Botho zu ihm gesellte. Beide stellten einander vor.

Das Ansehn von Justus, ziemlich beleibt zwar, aber dabei kräftig und nicht sinnlich, war wohl geeignet, Ludwig zu einem allmälig eingehenderen Gespräche zu veranlassen. Sein Interesse für kirchliche Erscheinungen und selbst seine bisherige Unbekanntschaft mit katholischen Geistlichen zog ihn dazu hin, und seine feste symbolisch-protestantische Ueberzeugung, die ihm sogleich ganz gegenwärtig wurde, gab einen Reiz mehr dazu, einen, wie er hoffte, recht musterhaften Polemiker darzustellen. Und es dauerte kaum eine Viertelstunde, so war er, durch allerlei gewandte Vermittelungen, wie er denn solche in seiner Gewalt hatte, bei der Rechtfertigungslehre.

Auch wenn Sie, ehrwürdiger Herr, sagte Ludwig, noch auf eine bestimmtere Weise, als Sie so eben mir anzudeuten schienen, die Feier der Messe als eine sich immer wiederholende kirchliche Darstellung des Todes Christi, den auch wir als den höchsten Gegenstand der Glaubensbetrachtung ansehen, bezeichnen sollten: sehe ich doch nicht ein, wie hier eine Annäherung unserer Kirchengemeinschaften Statt finden könnte, so lange Sie die Rechtfertigung allein durch den Glau-

ben, die unsere evangelische Grundlehre ist, nicht mit uns annehmen.

Da ist er schon wieder, der alte Zankapfel, sagte Justus, der so unnöthiger Weise gleich beim Beginne der Reformazion so viele ernstliche Bemühungen der Vereinigung und des Zusammenbleibens zu nichte machte.

Ludwig: Ja, er ist da und muß da sein, weil dies der Kardinalpunkt jedes richtigen Bewußtseins von dem Verhältnisse des Sünders zu Gott ist.

Justus: Aber, lieber Herr, leugnen wir Katholischen denn, daß der Mensch, der Sünder, allein aus Gnade, um Christus willen, von Gott angenommen werde? Sagen wir denn nicht auch, der Tod Christi sei die einzige verdienende Ursache unseres ewigen Heils? Was wollen Sie mehr?

Ludwig: Wir wollen, daß zugleich erkannt und bekannt werde, daß die Werke nichts beitragen zur Rechtfertigung bei Gott, sondern allein der Glaube.

Justus: Wie Ihr das zum Gegensatze macht, ihr lieben Leute, was keiner ist. Ist denn nicht in jedem guten Werke der Glaube mit darin, ja selbst, wie unsere Kirchenlehre sagt, vorangehend, so daß es ja stets auch durch ihn eine Rechtfertigung giebt, aber nur im Zusammenhange mit wahrhaftig guten Werken, die, wie Jacobus so ausdrücklich lehrt, die Bewahrung des Glaubens und die Vollendung der

Rechtfertigung sind. Ihr aber, wenn Ihr die Rechtfertigung nur an das Eine knüpft, allein an den Glauben (welches Wort „allein" in Luther's Uebersetzung nicht richtig ist), dann trachtet Ihr so leicht nach diesem Plötzlichen, stark Empfundenen, von dem göttlichen Zeugnisse „dies ist mein lieber Sohn" Losgerissenen, was gar nicht gut ist und was, wie ich mir habe sagen lassen, die Methodisten so stark treiben, oder Ihr thut Euch etwas zu Gute auf Eure fertige Rechtfertigung, und seid vielleicht nicht so unermüdlich in Liebeswerken, als die Jünger des Herrn sein sollen.

Ludwig: Ich leugne auf das Entschiedenste, daß das Eine oder das Andere die Folge unserer Lehre sei, oder auch nur sein könne, denn gerade durch das Bewußtsein, ohne alles Verdienst, blos wegen des Glaubens an Christus, von Gott begnadigt zu sein, entsteht uns nothwendig der stärkste Trieb der Dankbarkeit und die Quelle immerwährender guter Werke; dagegen die Unbekanntschaft mit dieser Lehre nothwendig Stolz oder Verzagtheit in den Gliedern Ihrer Kirche wecken muß.

Justus: Wollten Sie in beiden Beziehungen sagen, nothwendig? Wenn nothwendig bei Ihrer Fassung der Sache die Liebe entsteht: warum so mancher Stolz, manche Kälte bei denen, die Ihre Lehre festhalten? Wenn das zweite Nothwendig bei der unsrigen: woher, wie Sie nicht leugnen werden,

so viele wahre Liebeswerke bei treuen Gliedern unserer Kirche?

Ludwig: Wenn unsere Lehre nicht die rechten Früchte bringt: so ist es, weil sie mißverstanden wird, weil sie blos mit dem Kopfe gefaßt, nicht im lebendigen Herzensgefühl gehegt wird.

Justus: Eben das ist es, worauf ich hinaus will, und was auch der unsrigen zu gut kommt. Wer mit rechtem Herzensglauben den Herrn Christus umfaßt, und in ihm den Vater und den heiligen Geist: nun der ist gerechtfertigt, mag er es stärker oder schwächer oder mag er es zu Zeiten gar nicht fühlen, und mag er eine Rechtfertigungslehre haben oder nicht, und der thut dann auch gleich Werke, wie Ihr Luther selbst sagt. Glauben, nicht blos mit dem Kopfe, sondern von Herzen, redlich, das heißt gerechtfertigt, angenommen, Kind Gottes sein, ohne daß wir die Sache zum besonderen Wissen oder Erfahren machen, denn Gedanke und Gefühl sind zu schwach für das Wunder der Gnade, der Glaube nicht an die Lehre, sondern an Gott den Herrn, ist die Hauptsache. Den hält uns die Kirche vor, und sagt zugleich: Erweiset ihn in Werken, und ich denke, darin sollten beide Kirchen sich einigen: so wäre ein großer Schritt zur Annäherung gethan, und es bedürfte nicht des Drängens zum Glauben an eine Rechtfertigungslehre, gleichsam als wäre diese der Heiland selbst.

O, rief Ludwig nicht ohne Heftigkeit aus, wie sehe ich hier zusammengedrängt Alles, was unter dem schönen Scheine der Deutlichkeit und Vernünftigkeit der fruchtbare Keim von so vielen todten Werken, so vieler pharisäischen Mönchsgerechtigkeit, so vielen Mangels an Sündenerkenntniß, und einer so laxen Auffassung des wirklich Guten in den Werken ist! Wann wird dieser tiefe Irrthum weichen und mit ihm das ganze Gebäude von falscher Frömmigkeit, worauf der Romanismus ruht!

Er sagte die letzten Worte laut und mit leidenschaftlicher Gestikulazion in dem Augenblicke, wo, von Ludwig im Eifer nicht früher bemerkt, Arnold herangetreten war.

Wie, sagte dieser, mit dem Ausdrucke der Verwunderung, der sich ziemlich ernst auf Ludwig richtete, ein lebhafter, eifriger Streit zwischen den beiden Herren?

Und rasch und herzlich zu Justus sich wendend, sprach er: Willkommen, lieber alter Freund, wie geht es Ihnen?

In diesem Augenblick, erwiederte Justus mit einer würdig beherrschten Empfindlichkeit, nicht allzugut, wofern ein Angriff auf das, was uns am theuersten ist, immer wehe thut.

Ludwig hatte nicht das Herz zu sagen, daß auch er von demselben Schmerze ergriffen sei, aber seine

Miene verrieth, daß ein solcher Gedanke seine Brust durchzog.

Arnold, ohne sich besonders um Ludwig zu bekümmern, sprach zum alten Manne, indem er den etwas Angegriffenen führte: Kommen Sie, kommen Sie in's Gartenhaus, meine Familie erwartet Sie, lassen Sie uns fröhlichere Dinge sprechen und der milden Herbstsonne genießen.

Ludwig folgte den Beiden, und es gelang Arnold und den Uebrigen, die Stimmung des alten Pfarrers bald wieder herzustellen, so daß er selbst mit Ludwig, der vorzüglich verbindlich war, einige unbefangene Worte wechselte, und ziemlich spät auf das geduldige Reitpferd stieg, das ihn zu Freunden und Pfarrkindern und wieder heim in ruhigem Trabe zu führen pflegte.

Arnold und Ludwig gingen mit einander von der Stelle zurück, bis wohin man, vom Garten aus, den geistlichen Herrn begleitet hatte.

Sie schwiegen gegeneinander. Dann hob Ludwig an: Ich bereue, meine Meinung, als Sie uns trafen, mit Heftigkeit gegen einen Mann geltend gemacht zu haben, der nach dem Eindrucke, den er gewährt und nach der Art, wie Sie ihn behandeln, eigentlich nur Sanftmuth einflößen sollte. Allein mich entschuldigt einigermaaßen die Art, mit der er das angriff, was mir im protestantischen Lehrbegriffe das Herrlichste ist.

Dennoch, sagte Arnold, nicht ohne eine gewisse

Strenge, haben Sie gefehlt, lieber Freund. Ich habe einen Theil Ihres Gesprächs gehört; ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie die richtigere Meinung aussprachen, allein Sie konnten ihm anmerken, daß die seinige von einem gläubigen und treuen Gemüthe gehegt wird, und daß er sie nicht auf gewöhnliche Weise durchdacht hat. Gewiß er ist ein Gerechtfertigter und er ist es durch den Glauben; und wir würden uns selbst berauben, unrichtig uns stellen gegen die allgemeine Kirche, wenn wir solche Geistliche der römischen nicht mit aller Schonung behandeln wollten.

Fünftes Kapitel.

Arnold besaß ein sehr ausgebildetes Talent, gut vorzulesen, auch Dramen, und er übte dasselbe nicht sehr häufig, aber von Zeit zu Zeit um so lieber, weil er das Beste dieser Art auch als eine Pädagogie für den Geist seiner Familie, besonders für seine bei ihm lebende junge Schwester Sophie und seine beiden Knaben betrachtete.

Jetzt nun wurde er von Ludwig und Heinrich, die beide noch eine lebhafte Erinnerung davon hatten, wieviel Genuß sie von den früheren Vorlesungen Arnold's während seines Hauslehrerstandes empfangen hatten, dringend gebeten, ihnen wieder diese Freude zu bereiten; wobei sie denn von der ganzen Familie unterstützt wurden.

Beide waren dabei um so freier von Nebenabsichten, weil sie wohl wußten, daß Arnold das Vorlesen eines Dramas mit sogenannten vertheilten Rollen nicht liebte und schon immer behauptet hatte, daß es nur

unter sehr seltenen Bedingungen gelingen könne, und er deshalb das Lesen eines Stücks durch einen Einzelnen, oder der verschiedenen Akte durch Abwechselnde, vorziehe. Diesmal aber zögerte Arnold, dem Verlangen seiner Hausgenossen nachzugeben, und als die Hausfrau, mit ihm allein geblieben, in ihrer sanften Weise ihn nach den Gründen seiner Weigerung fragte, antwortete er: Liebe Frau, es ist nicht etwa eine unbestimmte Abneigung oder bloße Unaufgelegtheit, was mich bedenklich macht, euren gemeinschaftlichen Wunsch zu erfüllen, sondern es ist die Besorgniß, gestört zu werden durch einen Besuch, den ich in diesen Tagen erwarte. Ich denke mir, daß Herr von Gebhard, wie er mir vom Bade aus angekündigt, erscheinen wird.

Nun, sagte die Frau, das wäre ja wohl gerade ein Gesellschafter für eine Göthische Vorlesung, da Du ihn mir immer als einen großen Bewunderer der Poesie beschrieben.

Das ist er, erwiederte Arnold, aber ich fürchte, jetzt sehr in einer anderen Weise, als ich es bin, oder vielmehr, daß ich es jetzt in anderer Weise bin, als er.

Und sollte diese Abweichung Dich stören, lieber Arnold, wenn Du in Deiner Weise fortführest, uns ein Paar Aufzüge zu lesen? An Deinem Lesen soll er nicht viel auszusetzen haben, ich verbürge mich.

Gewiß, es ist nicht das, sagte Arnold, es ist die Beschaffenheit des Mannes, die ich nur zu gut kenne, die mich gerade in diesem Genusse stören würde. Ich war früher einig mit ihm in gewissem Grade, was Poesie und Kunst betrifft, aber schon als ich ihn vor einem Jahre wieder sah, nahm ich an ihm eine Art und Weise, Leben und Kunst nicht zu vereinigen, sondern zu vermischen, wahr, die mir sehr verletzend ist, und Du mußt mir darin glauben, obwohl ich Dir die Sache jetzt nicht vermag deutlich zu machen.

Ich glaube Dich zu verstehen, sagte Marie, möchte nur vermuthen, das Uebel sei auch im schlimmsten Falle gering, abgesehen davon, daß er eben so gut morgen oder übermorgen kommen kann.

Du hast Recht, sagte Arnold nach einer kleinen Pause, mache Anstalt, liebe Frau, daß in einer Stunde alle beisammen sind. Ich will um fünf Uhr anfangen aus der Iphigenie zu lesen.

Die Hausfrau ging hin und verkündigte den Uebrigen das Versprechen Arnold's, was auch den beiden Knaben, Arnold's Söhnen, Freude erweckte.

Sophie brachte noch eine jüngere Freundin mit, die, uneingeweiht in die Poesie, wie sie war, dennoch durch Sinn und Gefühl eine aufmerksamere Hörerin abzugeben versprach.

Zur rechten Zeit war die Familie im Gartensaale versammelt, und Arnold, der an seinen beiden jungen

Freunden mit innerem Antheil eine Stufe der Bildung wahrnahm, auf die er seine eigenen Söhne nach und nach zu erheben wünschte, begann, ausdrücklich an diese Letzteren gewendet, mit folgenden Worten: Euch Knaben, die ihr zum ersten Male die Vorlesung eines Werkes dieses Dichters hören werdet, welches uns in die Zeit der alten griechischen Geschichte versetzt, will ich etwas zur Einleitung sagen, um so mehr, da ich dieses Stück nicht von Anfang an lesen werde. Es ist die Geschichte der Iphigenie, Tochter Agamemnon's, von der ihr hören werdet, die, von Diana nach Tauris entführt, um sie beim Beginne des Trojanerkrieges vor dem Tode zu schützen (wie ihr dies wißt), sich von dort hinwegsehnt. Ihr Bruder Orestes, wegen der Ermordung seiner Mutter umgetrieben und Beruhigung suchend, kommt nach Tauris, und will die Schwester hinwegführen. Diese aber will nicht durch Unwahrheit ihre gemeinsame Flucht bewirken, entdeckt vielmehr dem Könige von Tauris den Plan ihres Bruders und seines Freundes, und erlangt so von dem menschlichfühlenden Könige ihre und der beiden Freunde Entlassung nach Griechenland. Wir haben hier, im Gewande der griechischen Geschichte, ein Bild davon, daß Gott die Wahrheit des Sinnes und der Rede schützt und segnet. Und wenn wir uns fragen, mit welchem Rechte ein so reiner Sinn einer griechischen Jungfrau beigelegt wird, welcher der

wahre Gott und sein Wort unbekannt war: so müssen wir uns antworten, daß diese und die anderen Personen Bilder menschlicher Gesinnungen und Schicksale überhaupt sind, und daß zu dem Ende der Dichter auf erlaubte Weise voraussetzt, daß auch den Griechen unter der Unvollkommenheit und dem Irrthum ihrer Religion es nicht gefehlt habe an geheimen Mittheilungen göttlicher Weisheit. Gebet nun recht Acht auf die Zeichnung des Karakters der Redenden und auf die Wahrheit und Schönheit der Rede. Die Anspielungen auf die Geschichte der Griechen werdet ihr meistens verstehen. Und nun beginne ich mit dem zweiten Akte.

Arnold laß deshalb sehr gut, weil er, mehr aus reinem Geschmack als aus Berechnung der Gränze, immer Leser blieb und nie Darsteller wurde, also ohne Ueberspannung und falschen Pathos. Dabei eine durchaus reine und klare Aussprache und richtige Betonung. Eher konnte man den Ton zuweilen zu prosaisch finden, doch hing Alles so wohl zusammen, daß in den Höhepunkten der szenischen Entwickelung die ganze Macht des Gefühls und der großen Anschauung des Lebens, die in diesem Stücke herrscht, auf natürliche Weise zum Vorschein kam. Daher war die Wirkung auf sein kleines Publikum die ihm selbst erwünschteste. Zwar erlaubte er nicht Ausrufungen während des Lesens, auch nicht ausführliche Reflexionen

zwischen den Szenen und den Akten, wohl aber kurze Pausen mit einem Paar Bemerkungen hin und wieder.

Die jungen Männer waren in Begeisterung, die Knaben von einem geheimnißvollen Wohlgefallen an dem Gedichte und ihrem Vater zugleich ergriffen; die Frauen empfanden das Schöne in ruhigerer Heiterkeit. Als Iphigenie gewiß geworden, ihren Bruder wiedergefunden zu haben, und dieser des Wahnsinns ledig wird, um mit frischem Muthe nach großer That zu jagen, erfolgte eine längere Pause, in der eben ein etwas freierer Ausdruck der Bewunderung sich in der häuslichen Gesellschaft Bahn machen wollte, als ein dienendes Mädchen hereintrat und anmeldete den Baron von Gebhard.

Marie sah auf ihren Mann, und dieser, nach einer Bewegung, die, von den Anderen nicht bemerkt, ihr hinreichend sagte, wie lästig ihm diese Erscheinung sei, antwortete: Wir müssen ihn bitten lassen herein zu kommen.

Der Baron von Gebhard, der jetzt in das Gartenzimmer trat, war mit Arnold auf dessen Reisen in mehren größeren Städten zusammengetroffen, und hatte nachher auf den Gütern von Ludwig's Aeltern vielfach sich mit ihm berührt. Damals war Beider Verhältniß fast Freundschaft gewesen, soweit eine gemeinschaftliche Liebe zur Poesie und Literatur und ein

gegenseitiges persönliches Wohlgefallen eine solche begründen können.

Gebhard wurde von Arnold angezogen durch die geistvolle und kräftige Weise, mit welcher dieser die Literatur mit den höheren Lebensfragen in Verbindung setzte, und Arnold schloß sich an Gebhard an als an einen mit persönlicher Liebenswürdigkeit und lebhaftem Geiste ausgestatteten Jüngling, der Feinheit der Sitten mit Hinwegsetzung über Standesunterschiede bei geistiger Ebenbürtigkeit verband.

Dennoch war in Gebhard etwas, was Arnold schon damals hinderte ganz vertraut zu werden, die theils spielende, theils schwärmende Art, mit der er die höchsten Gegenstände behandelte, und ein nur durch die angenehmste Eleganz verdeckter Zug von Leichtsinn und Frivolität. Arnold erhielt später, als ihre Wege äußerlich auseinander gegangen waren, hinreichende Beweise, daß dieser Karakterzug zwar nicht die Neigung des begabten Mannes zu Poesie und Kunst verdrängt, aber diese sich so mit jenem verschmolzen hatte, daß diese Verschmelzung ein eigenthümlich von ihm mit Bewußtsein festgehaltenes Gepräge geworden war. Arnold konnte daran um so weniger zweifeln, als ein bald abgebrochener Briefwechsel ihn von der Richtigkeit der Nachrichten Anderer über Gebhard überzeugt hatte, so wie auch eine Zusammenkunft im Bade zu B. vor zwei Jahren ihn

die Entschlossenheit dieser Denkart bei Gebhard bestätigt hatte. Gebhard war ein geistiger Wollüstling, der den sinnlichen nicht ausschloß, sondern nur verfeinerte. Seine Grundsätze waren um so gefährlicher, da er, bei nicht gewöhnlichem Sinne für spekulative Reflexion und bei sehr ausgebildetem Geschmacke für die Künste, bei sich selbst gewiß war, daß seine ganze Richtung eine berechtigte sei. Er war unverheirathet, und sah das Band der Ehe als viel zu beschränkend für sich an. Dabei knüpfte er jede Verbindung mit Personen des anderen Geschlechts an, die er sich selbst in den Rahmen des Geistreichen oder Naiven zu bringen, oder die er mit der Gewandtheit eines reichen und klugen Weltmannes wieder in's Dunkel zu begraben wußte. Religion und geistreiche Anschauung der Welt mit verfeinertem Sinnengenusse waren ihm Eins geworden, und er behauptete, jeder Mensch habe dazu, je nach dem Maaße seiner Sfäre und seiner Geistesgaben, Recht und Gelegenheit. Er war nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, aber nur soweit als sie ihn selbst nicht nur nichts kostete, sondern durch anscheinende Liebenswürdigkeit ihm etwas einbrachte. Er verfolgte keine Zwecke, als sich in seiner Weise zu bilden, durch Genuß und zum Genusse, wenn er nur geistreich war. Das einzige Laster, das er unversöhnlich haßte, war Rohheit nnd Geschmacklosigkeit. Er suchte etwas darin, obwohl nicht aus

Eitelkeit, sondern aus Gefallen an dem Interessanten, mit den bürgerlichen Ständen zu verkehren, wenn er in ihnen Geist und Originalität wahrnahm. Eben dies erhielt auch ein Interesse für Arnold in ihm lebendig. Er war unwiderstehlich in seinen Manieren, weil sie höchst ungezwungen und geschmackvoll frei, und nur demjenigen verrätherisch waren, der seine Grundsätze kannte. Er war nachgiebig im Gespräche, so lange er dem Gegenpart durch leichte Wendungen entgehen oder ihn durch vornehme Gleichgültigkeit zum Rückzuge bewegen konnte. Aber wenn man mit Grundsätzen, die für die seinigen tödtlich waren, nachhaltig auf ihn eindrang, kehrte sich auf Augenblicke sein gefährdeter Egoismus, seine ganze erkünstelte Theorie heraus, hier verließ ihn die Liebenswürdigkeit, die Maske des vollendeten Welttons fiel ab, und das kalte und herrische Innere seiner eigentlichen Person blickte die Gesellschaft beleidigend an.

So war der Gast beschaffen, der jetzt in den kleinen freundlichen Kreis des Arnoldischen Hauses eintrat, und im Wesentlichen so kannte ihn Arnold, der also wohl Ursache hatte, nicht allein die Störung eines Leseabends, sondern den Eintritt dieses Mannes in den Kreis seiner Familie ungern zu sehen. Allein er war früher zu vertraut mit ihm gewesen, und hatte zu unvollständig seinen Gegensatz gegen Gebhard diesem selbst ausgesprochen, als daß er es

irgendwie als angemessen betrachtete, den Baron nur auf seinem Studirzimmer zu empfangen.

Gebhard wurde von der Hausfrau, welche ihn früher schon kennen gelernt hatte, mit der ihr eignen Artigkeit empfangen, und auch Arnold ließ es an dem, was sich gebührte, nicht fehlen. Da aber der Baron die Bücher sah und die Stimmung der Familie wahrnahm, drang er in Arnold, den letzten Aufzug des Dramas zu lesen, und machte Miene wegzugehen, wenn ihm nicht diese Bürgschaft gegeben würde, daß er nicht störe.

Arnold vollendete das Stück, und Gebhard ergoß sich bald darauf in das Lob desselben, indem er versicherte, als Darstellung der sittlich idealen Seite des Lebens sei die Iphigenie die Vollendung aller Poesie, ja gewissermaaßen der poetische Ausdruck aller Religion.

Insofern Sie, erwiederte Arnold, das Religiöse, dessen auch die Griechen theilhaftig waren, im Sinne haben, bin ich Ihrer Meinung.

Nein, sagte Gebhard, aller Religion, denn die christliche Religion kann im Drama wohl auftreten als individuelle Erscheinung einzelner Menschen, z. B. (mit einem Blicke auf die jungen Mädchen) als Frömmigkeit und kirchliche Andacht in den Zügen liebenswürdiger junger Damen, aber sie hat sonst keinen Werth für die Kunst.

Arnold: Wenn Sie damit sagen wollen, daß sie

selbst als ein Ganzes nicht darstellbar sei durch die Poesie, eben weil sie über aller Poesie steht: so bin ich völlig mit Ihnen Eins. Was aber ihre Lehren von göttlicher Weltordnung und Gerechtigkeit betrifft, sollten sie nicht von dem Dramatiker noch viel reicher und kräftiger verarbeitet werden können, als in der Iphigenie geschehen ist, und als in ihr, nach ihrer ganzen Idee, möglich war.

Gebhard: Dies muß ich stark bezweifeln, da die Poesie die Weltbewegung darstellt, und in dieser die menschliche Entwickelung als edle Gesinnung und That nicht nur das Höchste, sondern Alles ist.

Hiemit würden Sie, sagte Ludwig, das freie Wirken und Regieren eines selbstbewußten Gottes fast in Abrede stellen.

Der Baron, mit einer Miene, nach der er sich fast ungern zur Antwort dem jungen Manne gegenüber entschloß, antwortete: Und wenn ich es thäte, wenn ich überhaupt den Satz aufstellte, daß wir dieser Stützen für das edle Handeln nicht bedürfen, daß die Anschauung einer schönen Natur, wie der Iphigenie, vermittelst der Dichtkunst, Alles sei, dessen der Mensch bedarf, um sich seiner Eigenthümlichkeit gemäß zu entwickeln: was hätte ich damit anders gesagt, als was Lessing, Göthe, Schiller, Fichte und Schelling, in seiner früheren Epoche, sämmtlich gelehrt haben, und was nur verhindert wird, Gemeingut zu

werden, weil man die Religion wieder als eigentliches Christenthum behandelt, welches ein Rückschritt ist.

Es entstand ein Stillschweigen.

Marie glaubte in den Blicken Arnold's zu lesen, und, von einem häuslichen Geschäfte Veranlassung nehmend, empfahl sie sich dem Baron mit einigen Worten und nahm die beiden jungen Mädchen mit sich fort. Die Knaben hatten schon früher das Zimmer verlassen.

Sollte ich, begann Arnold, die an meinen jungen Freund gerichteten Worte für mehr als eine ästhetische Voraussetzung, ein philosophisches Paradoxon, nehmen: so müßte ich glauben, lieber Baron, daß Sie mit der christlichen Vorstellung von Gott auch die von einem göttlichen Gesetze und also auch die von der dadurch aufgedeckten Sünde des Menschen, also endlich auch die von einem Erlöser von der Sünde verwerfen.

Lieber Arnold, erwiederte Gebhard, mich wundert nichts mehr, als daß Ihnen bisher unbekannt war, daß ein göttliches Gesetz, welches etwas Anderes ist als der Inbegriff unserer eigenthümlichen sinnlich-seelischen Naturanlagen, mir unerträglich ist, und Sie begreifen wohl, daß vollends eine Anerkennung von Sünde, die etwas Anderes sein soll als das Zurückbleiben hinter unserer Harmonie mit dem Universum, wofür wir allein uns verantwortlich sind, mir etwas

so Veraltetes und Knechtisches zu sein scheint, daß ich Sie, mein Freund, und diese beiden jungen Herren eben so frei davon wünschte, als mich selbst.

Auch wenn ich, fiel hier Heinrich ein, von einem geoffenbarten Gesetze ganz absehe, muß ich doch ein Gesetz annehmen, welches über dem Gesetze meiner individuell geistig-sinnlichen Natur ist, und, insofern ich es nicht ganz erfüllen könnte oder erfüllt hätte, von einem allmächtigen und gerechten Wesen irgendwie in Vollzug gesetzt werden muß.

Wie veraltet Kantisch, junger Mann, antwortete der Baron; machen Sie erst in sich und im Leben reichere Erfahrungen: so werden Sie inne werden, daß man mit dem Gesetze und der Vorstellung desselben nichts ausrichtet, sondern mit Anschauung der Natur und Kunst und einem gesunden Sinn für das Rechte in allen Dingen.

Damit Sie mich, als den soviel Aeltern, Ihnen an Jahren Gleichen, fiel Arnold ein, nicht etwa für anderes Sinnes halten mögen, als meinen lieben jungen Freund, möchte ich Sie versichern, Herr Baron, daß ich noch viel bestimmter, als er, nicht nur das Sittengesetz, sondern das Gesetz Moses und der Profeten als das wahre göttliche Gesetz verehre.

Meine Behauptung hat ihren Anwalt gefunden, sagte Heinrich, indem er sich mit einer leichten Verbeugung entfernte.

Ludwig war im Begriffe dasselbe zu thun, als der Baron ihm zurief: Bleiben Sie nur, Herr von Botho, wenn Sie nicht auf meine Seite treten wollen, so ist es mir doch ganz lieb, daß Sie meine Entgegnung anhören, denn ich will weder den Jünglingen noch den Männern anders erscheinen als ich bin. Und Sie, mein trefflicher Arnold, wie verändert erscheinen Sie mir, habe ich Sie doch selbst gekannt als mit mir glühend für Poesie und Schönheit in einer Weise, durch welche Sie weit hinweg über Vorstellungen dieser beschränkten Art waren. Sie wissen, daß ich die Bedeutung des Christenthums für die unteren Schichten der Gesellschaft schätze, auch es völlig eines Mannes von Ihrem Geiste würdig achte, in einer populären väterlichen Weise die symbolischen Begriffe der Bibel zu benutzen, um ein gewisses Maaß von Sittlichkeit unter dem Volke, in Ihrer Gemeine, zu erhalten, ja die Thätigkeit eines Landpfarrers hat, wie ja Göthe selbst einmal sagt, etwas sehr Ansprechendes. Allein wenn Sie im Ernste die Begriffe Sünde und Gesetz, Versöhnung und Gericht, in Ihren Ideenkreis aufgenommen haben: so erkenne ich darin weder den Geist noch den Karakter meines alten Freundes.

Was soll ich darauf antworten, sprach Arnold jenem ernst und fest in's Gesicht sehend. Daß Sie, Baron, mich deshalb für einen beschränkten und zurück-

gegangenen Menschen halten, weil ich an ein geoffenbartes Gesetz Gottes und an das Evangelium glaube, dies ist nichts Besonderes, was etwa nur mir widerführe, auch nichts von meiner Seite Unerwartetes in Ihnen; allein daß Sie anzudeuten scheinen, ich sollte ohne Glauben an Gott und das Evangelium ein Prediger von beiden in der christlichen Kirche sein, das ist die Zumuthung einer Unwahrhaftigkeit, deren mich fähig zu halten ich Ihnen, wie mich dünkt, nie Veranlassung gab.

Unwahrhaftigkeit ist ein weites, unbestimmtes Wort, erwiederte Gebhard. Wir sind wahrhaftig, wenn wir mit uns übereinstimmen und Anderen verhelfen, mit sich übereinstimmend und zufrieden in ihrer Sfäre zu sein. Bin ich unwahrhaftig, wenn ich meine Anschauung nicht jedem auf der Gasse mittheile? Und wenn ich voraussetzen darf, daß Sie auf demselben Wege, wie ich, zu denselben Ergebnissen werden gelangt sein: warum sollte ich Ihnen auferlegen, ein Amt, in dem Sie nützen, aufzugeben?

Aber sie konnten wissen, Baron, daß ich nicht auf den Wegen wandele, wie Sie, sagte Arnold.

Meinen Sie im Denken oder im Leben? erwiederte der Andere.

In Beidem, sagte Arnold fest. Denn wie die Verachtung des göttlichen Gesetzes im Leben, wie Schrankenlosigkeit des Genusses, Mangel an Bezäh-

mung der Lüste, auch die Lust, der strengen Lehre loszuwerden, wirkt, und die Macht pantheistischer Vorstellungen verstärkt: so sind wir mit Einem auch für das Andere verantwortlich, und da Sie schon seit Jahren ganz von den Ihrigen verschiedene Grundsätze an mir kennen: so durften Sie nicht sagen, daß ich auf demselben Wege, wie Sie, auch zu denselben Ergebnissen kommen würde.

Sie predigen, lieber Arnold, und das ist es nie gewesen, was ich bei Ihnen gesucht und geschätzt habe.

Ich wollte und will predigen, wäre es auch nur, um Ihnen Beiden und mir selbst zu zeigen, daß ich Prediger bin aus dem Ganzen meines Wesens heraus. Hier aber ist noch der Drang, dem ehemaligen Freunde die Wahrheit zu bezeugen, ob er noch einst sie erkenne und ergreife.

Lassen Sie uns abbrechen, sagte der Baron, wir sind zuweit auseinander, und ich that Unrecht zu vergessen, daß sie Pfarrer sind.

Arnold schwieg.

Wo sind sie angestellt, Herr von Botho, sagte Gebhard zu Ludwig, und gewährt der Staatsdienst Ihnen Interesse?

Nur in dem Maaße, antwortete Ludwig, tief erregt durch das, was er gehört hatte, als er mir in Verbindung zu stehen scheint mit der religiösen und sittlichen Entwickelung des Volks.

Nun diese Verbindung ist schwer und leicht, wie Sie wollen, sprach Gebhard.

Jetzt trat die Hausfrau in den Gartensaal, und lud die Herren ein, in dem Wohnhause den Thee zu trinken.

Gebhard nahm es an, blieb eine Viertelstunde, wandte sich mit einigen leichten Bemerkungen an die Frau und mehr noch an die Mädchen, und empfahl sich dann, um mit seinem Diener den leichten Wagen, der ihn nach dem Bade zurückbringen sollte, zu besteigen.

Ludwig konnte sich nicht versagen, noch spät, nachdem die Familie sich getrennt hatte, auf Heinrich's Zimmer zu gehen, und ihm den Ausgang des Gesprächs zwischen Arnold und Gebhard mit großer Anschaulichkeit vorzutragen. Beide vereinigten sich in Freude über Arnold's Betragen und in Aeußerungen ihres Widerwillens gegen Gebhard, und kamen durch dieses Gespräch einander in Wärme und Vergessenheit ihrer eigenen Gegensätze näher, als sie sich lange gefühlt hatten.

Sechstes Kapitel.

Zu den recht nahen Hausfreunden der Arnoldischen Familie gehörte Robert, ein Engländer von noch nicht dreißig Jahren, der sich fast schon ein Jahr in der kleinen Residenz aufhielt, um deutsche Sprache, Literatur und Sitte zu studiren. Er war eigentlich ein Rechtsbeflissener, der auch in Berlin Savigny gehört hatte, sich aber für Philologie, und auch Philosophie in seiner Weise, interessirte. Er war ein Mensch von gutem Kopfe und redlich tüchtigem Karakter englischer Art, doch viel mehr geöffnet für das Gute der Deutschen, als sich sonst bei diesen Inselbewohnern findet, glücklicher Weise aber auch wieder nicht in dem Sinne der Hingenommenheit für das Deutsche, wie er den Engländern in der Regel nicht wohl ansteht. Vielmehr konnte er es nicht lassen, bei sich darbietender Gelegenheit die Deutschen, die ihn umgaben, ganz eigentlich zur Rede zu setzen, warum dies und jenes bei ihnen so sei und nicht besser, und nur wer ihm

männlich Bescheid mit tüchtigen Gründen gab, war sicher davor, daß er nicht das letzte Wort behielt. Im Kirchlichen war er zwar ein guter und wirklich ernsthafter Anglikaner, dachte aber freier als Viele, und war schon deshalb von dem puseyitischen Anglokatholizismus sehr weit entfernt, weil der edle Namensverwandte unseres Freundes, Thomas Arnold, als dieser noch in Laleham ein Privatinstitut leitete, sein Lehrer gewesen war. Unserem deutschen Arnold war er von einem Verwandten, der jenen in der Schweiz kennen gelernt, empfohlen, und Robert gewann ihn so lieb, daß er vorzüglich um seinetwillen solange in Arnold's Wohnorte blieb, da er die Ansicht faßte, von seinem Umgange mehr lernen zu können von deutscher Literatur und Geschichte, als wenn er auf einer Universität sich unter Büchern vergraben oder bei gar zu verschiedenen Männern Raths erholt hätte. Des Deutschen war er ungewöhnlich mächtig.

Dieser junge Mann von kräftiger Gestalt und blühend-frischem Ansehn fand besonderes Wohlgefallen an Heinrich, der hinwiederum sich an ihn anschloß, und es war anziehend, oft auch ergötzlich, wie Einer vor dem Andern die deutschen und die englischen Gedanken geltend zu machen suchte, wo dann nach längerer Kampfrede der Sieg zuweilen sich entschied, oft aber zweifelhaft blieb. In der Regel aber zeigte sich Heinrich empfänglicher aufnehmend, eben weil er

als Deutscher das Gemälde in einen weiteren Rahmen zu fassen verstand, und dennoch den Vortheil zu schätzen wußte, praktische Ideen von dem politisch gebildeteren Britten anzunehmen.

Wenn sie mir nur sagen wollten, mein theurer Heinrich, sagte Robert einst zu seinem Freunde, was die Philologen bei Euch Deutschen für Leute sind, und wie sie zu dem hohen Tone, den die Meisten von ihnen anstimmen, gekommen sind, leider auch gegen Christus und seine Kirche. In aller Welt, man studirt auch bei uns die Alten, ich selbst bringe ein Viertel meines Tages mit ihnen hin, und unsere Tutors in Oxford und Cambridge wissen uns ganz tüchtig in Aristoteles und Demosthenes einzuführen. Ich will Ihnen gleich heute vierzig Parlamentsglieder nennen, die Thucydides und Livius wenigstens so gut gelesen haben als Eure Minister, ja vielleicht als Eure Professoren. Aber diese Leute, die uns in die Alten einführen, haben Respekt vor unserer Verfassung, bürgerlicher und kirchlicher, und vor Allem sie haben Respekt vor Gottes geoffenbartem Wort und Heiliger Schrift. Sie denken wenigstens nicht daran, um der Alten willen die Offenbarung für unnütz zu erklären, oder gar um der klassischen Dikzion willen sich erhaben zu dünken über Gebrauch und Genuß der Bibel mit ihrer überklassisch-göttlichen Majestät und Plastik. Da tritt nun aber so ein

deutscher Direktor oder Oberlehrer auf, beweist in einem Programm (ich würde es nicht sagen, wenn ich es nicht selbst gelesen), daß das Studium der Alten dem Jünglinge Alles gebe, was er zur Entwickelung seiner menschlichen Natur bedürfe, und weil er Aristoteles Logik logisch, und Plato's Philosophie philosophisch findet: so nimmt sich ein solcher heraus, zu behaupten, die Bücher dieser Alten enthalten die wahre Theologie, nach der die der Profeten und Apostel müsse gemodelt werden, wenn man sie überhaupt noch brauchen wollte. Hat man je so etwas erhört? Und das thun junge Leute, die jünger sind als ich, und nicht viel älter als Sie, und es ist, als wenn keine Kirche, kein Bekenntniß, kein Sabbath, ja kein Gott und Christus im Himmel wäre. Und Ihr Deutschen laßt Euch das gefallen? Ihr habt so vielen Respekt vor dieser heidnischen Theologie Eurer Jungendlehrer, daß die Theologie der Kirche Christi dabei zu Grunde geht! Ich weiß wohl, daß es hie und da besser wird, aber oft nur wie durch eine Gnade der Philologen, die erlauben, daß auch Profeten und Apostel den Mund aufthun. Wo sind denn Eure Theologen und Religionslehrer an den Gymnasien, und warum trotzen die denn nicht auf die rechte Weise auf die ewige Wahrheit und Schönheit der Bibel? Und wie hoch stellen sich manche von Euren Philologen. Und thun sie nicht, als wenn sie der

Inbegriff aller Stärke und Schönheit wären. So las ich neulich: In eine Philologenseele kommt keine Sentimentalität. Was soll das heißen? Ist Sentimentalität ein Fehler: seid Ihr denn dieser menschlichen Schwachheit überhoben? Ist sie etwas menschlich Sanftes und Gutes: schlimm genug, wenn sie nicht in Eure Seele kommt. Laßt uns mit Jonathan und David, mit Paulus und Johannes sentimental sein!

Heinrich hatte kaum Zeit, einige deutsche Gedanken in diese streitbare Rede dazwischen hineinzuwerfen, die er denn endlich am Schlusse dadurch zu vervollständigen suchte, daß nun einmal die deutsche Bildung eine Trennung des philologischen und des theologischen Lehrstandes hervorgebracht habe, und daß mit Lehrvorschriften und kirchlichen Symbolen, womit man die Sache in England halte, in Deutschland auf jeden Fall gar nichts auszurichten sei.

Robert leugnete, daß das Gesetz allein einen anderen Geist in England hervorgebracht habe, und blieb dabei, daß wenn es nicht anders werde in Deutschland und die Philologie der Gymnasien sich nicht in ein lebendiges Verhältniß zur christlichen Religion, zur Bibel und zu den Größten nnd Klarsten der Kirchenväter zu setzen wisse, die deutschen Aesthetiker und Kritiker modernisirte und abgeschwächte Griechen und Römer, nicht aber christliche Deutsche,

die Schule und der Staat ein Experiment der Philologie und Philosophie, nicht aber ein organisches Gebilde der Geschichte und des Christenthums, sein werde.

Und hiegegen half auch keine Hinweisung Heinrich's auf die deutschen Universitäten, die Robert als unvermögend, diesen Schaden gut zu machen, ansah.

Endlich sagte Heinrich: Alles ganz wahr, aber Sie vergessen, daß in den ächten Philologen durch die fortgesetzte Anschauung reiner Denk- und Sprachformen, sich wie von selbst ein gewisses Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit, weniger der eigenen, als der überhaupt in der Menschheit vorhandenen, entwickelt, mit welchem sich eine stille Anerkennung der Religion und Offenbarung wohl verträgt.

Recht gut, erwiederte Robert, aber sind diese Leute davon entbunden, unsern Heiland zu bekennen?

Das freilich nicht, antwortete Heinrich.

Derselbe Robert, welcher sich in allerlei Bekämpfungen der deutschen Fehler und Tugenden zur Zeit also heftig einzulassen pflegte, war dann doch wieder der gutmüthigste und heiterste Theilnehmer an den Vergnügungen der Familie, dergleichen im Sommer vorzüglich im gemeinsamen Genusse der kräftigen Waldreviere bestand, die sich etwa eine halbe Meile von der Stadt in der anziehendsten Mannichfaltigkeit ausbreiteten.

Eine solche wurde wenige Tage nach der Szene, welche im vorigen Kapitel beschrieben worden, veranstaltet.

Nachmittags in den ersten Tagen des September rüstete sich Alles zur Wanderschaft, und die Hausmädchen selbst, bis auf eine alte Hüterin, wurden nicht allein der Dienstleistung, auch des Naturgenusses wegen, mitgenommen.

Die Mutter Marie war, wie sich von selbst versteht, die Anordnerin und Führerin der ganzen Karavane, aber in der Ausführung zeigte Sophie eben soviel Heiterkeit als Geschick.

Dieses junge Mädchen, zwanzig Jahre alt, und zwanzig Jahre jünger als Arnold ihr Bruder, war seit seiner Verheirathung in seinem Hause, und ganz durch ihn und ihre Schwägerin gebildet. Anmuthig und kräftig wie sie war von Gestalt und Gesichtsbildung, hatte sich früh ein Verstandesinteresse, welches sich vorzugsweise auf christliche Lehre und Schriftinhalt warf, bei ihr entwickelt. Dies erklärte sich aus dem sorgfältigen Unterrichte, den ihr Arnold ertheilt hatte, und aus dem noch immer fortgesetzten gemeinschaftlichen Lesen und Durchsprechen des Gelesenen, das er mit ihr betrieb. Ja es verlautete sogar, er habe sie soviel Griechisch gelehrt, um das Neue Testament in der Grundsprache lesen zu können, allein zur Gewißheit konnte man darüber nicht kom-

men. Die Gefahr eines einseitigen Hervortretens der Verstandesthätigkeit, die bei einer solchen Beschäftigung eines jungen Mädchens Statt fand, erkannte Arnold, und mußte sich zuweilen gegen die Bedenklichkeiten Marien's darüber rechtfertigen. Allein er behauptete, es sei genug in Sophien's Wesen, was dem das Gleichgewicht halte, und dann, setzte er hinzu, wird ihr Verstand nicht vorzugsweise klar im Evangelium, so wird sie Philosophie und neueste Literatur lesen mehr als ihr gut ist, und dem will ich vorbeugen.

Die Erscheinung Sophien's im Häuslichen und bei Unternehmungen, wie die Waldpartie, war geeignet, das Urtheil Arnold's zu bestätigen. Behende und ohne viele Worte trug sie für Alles Sorge. Die Mägde erhielten Anweisung zum abwechselnden Tragen der leichteren und schwereren Körbe. Die Wege waren ihr auf das Genaueste bekannt, und auch, welche verschiedene mit der Gewißheit des Wiederzusammentreffens von den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft konnten eingeschlagen werden. Auch den Knaben war etwas zugetheilt, was sie fühlen lassen sollte, daß sie zum Wohle des Ganzen beitrugen. Immer faßte sie die wenigen, aber von ihr genau gekannten Gewohnheiten und Neigungen Arnold's dabei mit besonderer Liebe ins Auge. Besonders treu und freundlich erwieß sie sich in der Leitung ihrer

kleinen Nichte, die sie fast nie von der Hand ließ, und zu der sie gerade soviel sprach, als dazu half, Phantasie und Verstand des Kindes, gemäß der Veranlassung und dem Augenblicke, zu wecken. Gegen die jungen Männer, die jetzt in ihres Bruders Hause wohnten, oder die auch sonst darin Eingang fanden, bewieß Sophie vielleicht ein größeres Maaß von Zurückhaltung, als nöthig schien, allein man hätte nicht sagen können, daß dies etwas Absichtliches oder Künstliches bei ihr gewesen wäre, es ging vielmehr aus ihrer Natur hervor, nicht gern Leeres zu sprechen, und verwandelte sich sehr bald in eine treuherzige und fröhliche Offenheit, wenn die Rede auf Gegenstände von einiger Bedeutung kam.

Es wäre fast unnatürlich gewesen, wenn ein junges Mädchen von so bestimmter Bildung und so angenehmem Naturell nicht die Aufmerksamkeit unserer beiden jungen Freunde, Ludwig und Heinrich, auf sich gezogen hätte. Ihre gegenwärtige Lage und Stimmung fügte aber dem jugendlich-poetischen Interesse für die weibliche Welt, das Beiden natürlich war, noch etwas Besonderes hinzu. Ideal und Wirklichkeit mischten sich sonst schon in ihrem Gemüthe. Aus der Welt der Ideen, deren sie, jeder auf seine Weise, bisher überwiegend gehuldigt hatten, fanden sie sich in den kleinen Kreis eines Pfarrhauses ver-

setzt, und zwar eines solchen, von dem sie sich sagen mußten, daß ein gutes Theil von dem, was sie sich bisheran blos gedacht hatten, hier verwirklicht war, und welches in dieser Weise zu neuen Ideenentwickelungen Anregung gab. Sie verkehrten täglich mit Arnold, von welchem sie eine feste und freie Umbildung und Annäherung ihrer Ideen an das Leben, beides durch Wort und Beispiel, empfingen. Ihm zur Seite stand eine gebildete und durchaus praktische Frau, die ihnen eine mütterliche Freundin zu werden begann. Und in der Mitte bewegte sich Sophie mit soviel Offenheit und Zurückhaltung, als hinreichend war, um in ihr eine liebenswürdige Erscheinung ihrer Ideale zu ahnen, wobei es gar nicht zu verwundern war, daß Jeder von Beiden etwas Anderes in ihr zu erkennen glaubte, und eben deshalb nicht einmal auf den Gedanken kam, daß Sophie den Anderen eben so wie ihn selbst könnte angezogen haben.

So fing Ludwig nach und nach deutlicher an zu träumen, die Zurückhaltung in Sophien's Betragen sei die Anlage zu einer gewissen Behandlung der moralischen Angelegenheiten in vornehmen Kreisen, als zu welchen bestimmt er seine künftige Frau ansehen zu dürfen glaubte.

Heinrich dagegen meinte, die Verstandesklarheit, mit welcher Sophie zuweilen über religiöse Fragen sich ausgesprochen hatte, eigene sie ganz zur Gattin

eines Gelehrten, deren Einer mit recht gewählter akademischer Geselligkeit er zu werden hoffte.

Wie schön, sagte Heinrich, der auf dem Hinwege neben Sophien ging, ist es, durch einen Naturgenuß, wie den heutigen, einmal nicht nur aller Sorgen (denn ich und mein Freund haben wenigstens nicht viel dergleichen hier), sondern auch aller hohen Gedanken sich zu entschlagen, aller Gegenstände der Religion und Offenbarung, und blos aus der Hand der Natur ein Vergnügen zu schöpfen, das, wenn wir es nur festzuhalten vermöchten, uns gewiß erfreuend und veredelnd durch das Leben begleiten würde.

Es ist herrlich, erwiederte Sophie, einmal länger so ganz in der Natur zu leben, aber ich möchte nicht sagen, daß Religion und Offenbarung uns dabei entschwinden müßten, sondern mich dünkt, wir fühlen sie um so inniger und lebendiger.

Gewiß, sagte Heinrich, wofern Sie eben sagen wollen, daß das Unendliche sich gerade und nur durch Natur offenbare, in Bäumen und Gräsern, in Saaten und Bergen sich uns fühlbar mache. Nur werden Sie nicht behaupten wollen, daß wir auch in solchen Stunden das Bewußtsein des Positiven mit uns herumtragen sollen, dessen auf eine Zeitlang ledig zu sein vielmehr uns recht zu gönnen ist.

Ich vermag nicht klar zu erkennen, antwortete Sophie, was Sie unter Positivem in diesem Zusam-

menhange verstehen, allein das muß ich festhalten, daß den Herrn, Christus, und das Reich der Gnade, im Naturgenusse zu vergessen mir weder je ein Bedürfniß gewesen ist, noch mir irgendwie Recht zu sein scheint.

Heinrich, etwas betroffen durch die Bestimmtheit und Klarheit dieser Rede, fuhr nach einigen Minuten fort: Aber Sie werden mir doch zugeben, daß es der Seele unmöglich ist, in frohen und Erholungsstunden sich den zu vergegenwärtigen, der als der Inbegriff aller sittlichen Vollkommenheit auch die gespannteste Kraft unseres Denkens und die ausdrücklichste Abziehung unseres Gefühls von allem Natürlichen und Irdischen erfordert, um auch nur einigermaaßen verstanden und gefühlt zu werden, und eben in diesem Sinne, also aus Anerkennung der Größe des Gegenstandes der Offenbarung, sagte ich, daß man sich im Naturgenusse derselben entziehen müsse.

Sie sagten es, wie mich dünkt, antwortete Sophie, zugleich im Sinne der Entlastung von einem Zwange. Und da bin ich nicht Ihrer Meinung. Christus sich zu vergegenwärtigen, soweit, daß das Gefühl seiner Gnade und Herrschaft uns berühre, ist kein Zwang für den gläubigen Christen, es ist die Freude seines Herzens, es ist auch keine Trennung von der Natur, keine Unterdrückung des Vergnügens in ihr und an ihr dazu irgendwie nöthig, vielmehr ist uns die ganze

uns umgebende Natur ein Spiegel seiner Herrlichkeit, ein Geschenk seiner Gnade, sofern wir sie als Kinder Gottes genießen. Und das lassen Sie uns thun, auch jetzt thun, ja es eben dadurch versuchen, daß wir das Gespräch abbrechen, was uns leicht die Ausführung seines Inhalts erschweren möchte.

Sie haben Recht, sagte Heinrich, so dringend mich auch verlangt, dieses Gespräch ein anderes Mal mit Ihnen fortzusetzen, weil es mir nicht sowohl Gedanken, als eine Wirklichkeit des Naturgenusses eröffnet, in Ihnen selbst zeigt, die mir, ich gestehe es, bisher unbekannt war.

Sophie schwieg.

Die Mutter und die Knaben gesellten sich zu ihnen. Es gab Gelegenheit, Einzelnes zu erzählen, zu bemerken, Baumgruppen zu bezeichnen, Gräser zu unterscheiden und die Wolkengebilde zu betrachten, wobei Sophie eine unbefangene Fröhlichkeit zu erkennen gab, immer die Kleine soweit hineinziehend, als es Sinn und Fassungskraft des Kindes erlaubte.

Heinrich wechselte zwischen Nachdenken und lautem Ausrufe. Seit diesem Gespräche erschien ihm Sophie noch liebenswürdiger als bisher, aber immer noch räthselhaft.

Arnold war indessen in Begleitung von Ludwig und Robert dem Sammelplatze zugewandert. Er erzählte mit frischem Interesse von dem Inhalte einiger

Bücher des Augustinus vom Staate Gottes, die er kürzlich gelesen, und behauptete, daß in dem, was über das Verhalten der göttlichen Vorsehung und Gerechtigkeit in Bezug auf die Staaten des Alterthums, namentlich den römischen, gesagt sei, viele der größten Geschichtsanschauungen, denen man sich jetzt erst auf Umwegen und unter falschen Allgemeinheiten nähere, antizipirt seien.

Freilich, sagte er, muß man an einigem rhetorischem Witze vorübergehen (obwohl Manches von dieser Art auch voll ächten Salzes ist), man kann immerhin manches unmittelbar Hingestellte viel reicher und bestimmter vermitteln, allein das, wovon so viele unserer Historiker noch immer gar nichts wissen und nichts wissen wollen, dies lebendige göttliche Walten in Zulassung und Freilassung des Menschlichen, um es in der Armuth seiner bloßen Menschlichkeit erscheinen zu lassen, und dann das richterliche Eingreifen, das göttlich gerechte Verstocken zugleich mit dem göttlich barmherzigen Erziehen in Bezug auf ganze Völker mit ihrem Götzendienste und ihrer Tugend: dies hat Augustin schon in einer Weise gedacht, erkannt und geschaut, die unsere tiefe Bewunderung in Anspruch nimmt, und bei welcher die Geschichtschreiber, die von nichts als Entwickelung sprechen, und denen das Böse und die Lüge, wenn beides in ganzen Völkern sich darstellt, nichts Anderes als Eigenthümlichkeit und Noth-

wendigkeit oder auch Zurückbleiben ist, die es wenigstens immer weiter zurückschieben, aber man weiß nicht wohin, sollten in die Schule gehen.

Wie merkwürdig ist das, sagte Ludwig, und warum theilen Sie dem Publikum nicht etwas über diese und ähnliche Gebiete der Patristik und Kirchengeschichte mit? Wir wissen, daß Ihnen Ihr Amt gestattet, mehre Morgenstunden auf Studien zu verwenden: erlauben Sie mir die Frage, warum Sie nicht einen Theil derselben zu schriftstellerischen Arbeiten benutzen?

Arnold sah ihn bedeutender an, indem er eine Weile schwieg, und sagte dann: Wenn ich lese und oft dieselben Bücher wieder lese, so geschieht es mit für meine Gemeine, denn ich weiß, daß das Gelesene mittelbar meinen Predigten, meinem ganzen Pfarrerleben zu Gute kommt. Wollte ich schreiben: so wäre es für das große Publikum, und was für Pflichten habe ich gegen dies? Zeigt es etwa sich empfänglich denen, die ungefähr in meinem Sinne Altes und Neues zugleich aus ihrem Schatze hervorbringen? Geben Sie Acht, wie die literärischen Zeitschriften auch das Gediegenste sogleich unter das Messer einer höchst hohlen, formalen Kritik bringen, wonach im Voraus der Leser von dem einen Buche gerade soviel Schlechtes und Gutes als von dem anderen erwarten kann.

Aber es sind ja nicht die Leser der Journale, für die Sie, mein verehrter Freund, schreiben sollten,

erwiederte Ludwig, es sind die vollherzigeren, kernhaften Menschen, die zu christlichfroher und gründlicher Betrachtung der Welt und Geschichte Anleitung wünschen.

Ach, diese, antwortete Arnold, sind meist so überfüllt mit ascetischen Büchern, und es ist ein so weichlich fromm gehaltener oder vielmehr fromm gewähnter Ton, der in vielen typischen Redeweisen heutzutage die sogenannten religiösen Kreise unter den Gebildeten übertäubt und überfluthet, daß das „wenig Erbauliche", welches diese in einer etwa von mir herrührenden Schrift finden würden, ihr auch hier den Eingang versperren würde. Sehen Sie Menken an. Einige allerdings unhaltbare unkirchliche Vorstellungen, einige sehr unbedeutende Unkorrektheiten der Sprache müssen den Vorwand hergeben, daß sich die ganze religiösgebildete Welt (einen kleinen Kreis ausgenommen), abhalten läßt, diesen großen, herrlichen, genialen und männlich christlichen Schriftsteller zu lesen, ja sie wissen seinen Namen nicht einmal. Nein, lieber Freund, fuhr Arnold ruhiger und freundlicher fort, die Bücher sind heutzutage nicht das Mittel, die Welt verständig und lebendig zu machen. Es sind schon genug gute Bücher da, laß sie dieselbigen lesen!

Man war angelangt auf dem Platze, wo gespielt und nachher das ländliche Mahl gehalten werden

sollte. Von einem waldigen Hügel schaute man in ein Thal, an dessen Ausgange die Stadt lag. An Ball- und Laufspielen fehlte es nicht. Auch im Klettern versuchten die Knaben sich, und Robert feuerte sie durch sein Beispiel dazu an.

Nach heiter vollbrachtem Mahle, bei dem man auch lieber abwesender Freunde mit klingenden Gläsern gedachte, vereinigte man sich zu einem Chorale, der bei solchen Vergnügungen der Familie fast niemals fehlte. Ein milder Abend und der Mond wirkten auf die Stimmung Aller ein, und mit befriedigtem Gefühle trat man den Rückzug an.

Bei der Annäherung an einen Abhang vernahm man ein ängstliches Stöhnen. Die jungen Männer, die am nächsten waren, und Arnold mit ihnen, gingen der Stimme nach, und es zeigte sich in einem Gebüsche liegend ein ältlicher Mann, wie es schien aus Erschöpfung niedergesunken. Man erfuhr von ihm, daß er vor länger als einer Stunde bei einer abschüssigen Biegung des Weges einen Fehltritt gethan habe, gefallen sei, und wie er glaube, den Arm gebrochen habe. Er habe sich bis an diese Stelle geschleppt, vermöge aber nun nicht weiter zu gehen; auch der Fuß sei ihm verrenkt. Man erfuhr, daß er aus dem Dorfe des Pastors Bertram und auf dem Rückwege von einem Geschäfte gewesen sei, das er in der Stadt verrichtet.

Es wurde sogleich, auf Arnolds Anordnung, beschlossen, den Kranken auf einer rasch bereiteten Trage von stärkeren Baumzweigen, auf die einige Ueberröcke und Tücher gelegt wurden, als auf einer Sänfte, in das Pfarrhaus zu tragen, da nicht daran zu denken war, den Mann heute noch in seinen Wohnort zurückzuschaffen.

Als der Kranke lag, und, unter Worten des Dankes, die Umstehenden nach einander ansah, erkannte Arnold einen von den Bauern aus Bertram's Gemeine, die ihn vor etwa drei Wochen so leidenschaftlich wegen seines Mangels an lutherischem Christenthume zur Rede gesetzt. Ob der Bauer ihn erkannte, war ungewiß. Arnold setzte seine Sorgfalt für ihn fort, indem er Robert und den Knaben, die die Sänfte trugen, Anweisungen gab, sie auch selbst auf dem nächsten Wege in's Pfarrhaus begleitete, wo er noch vor der Rückkehr der Hausfrau und der Dienstmädchen eine Stube mit einem guten Bette zurechtmachen und einen Wundarzt holen ließ. Die Pflege wurde noch vollständiger, als nach einer halben Stunde die Wirthin mit den übrigen zurückkam. Erst nach acht Tagen verließ der Genesene das Pfarrhaus, unter vielen Bezeugungen des Dankes.

Am anderen Tage nach dem Abend im Walde begegnete Ludwig dem Robert auf einem Spaziergange.

Ich bitte Sie, sagte jener, indem er Robert die Hand drückte, helfen Sie mir aus der Noth, wer ist Menken? Ich bin auf's Aeußerste bange, daß Arnold einmal wieder von ihm zu reden anfängt, und ich weiß keine Silbe von ihm.

Sehet, sagte Robert nach seiner gewohnten Derbheit, so seid Ihr Deutsche, meine Landsleute und die Franzosen kennt Ihr fast mehr als nöthig, und ein Schriftsteller, der Eure Sprache und Literatur vor Vielen ziert, ist Euch unbekannt. Ich weiß schon seit zehn Jahren von ihm durch einen jungen Bremer, der in England war, und habe selbst Manches von ihm gelesen. Menken ist ein Pastor in Bremen und lebt noch. Er schreibt schon seit den neunziger Jahren und zwar gegen die naturalistische und flache Bibelerklärung unter Euch Deutschen. Er ist heterodox in der Versöhnungslehre, aber sonst tief biblisch und geistvoll frei und in Bezug auf die homilienartige Behandlung der Predigt schöpferisch.

Es versteht sich von selbst, daß Heinrich und Ludwig ihren verehrten Gastfreund Arnold an jedem Sonntage, in Begleitung seiner Familie, zu der sich Robert regelmäßig gesellte, predigen hörten. Seine Predigten waren in einer solchen Weise dem Texte zuversichtlich nachgehend, verständig, meist mächtig im Ernste des Glaubens und der Liebe, daß die beiden, auch ohne persönliche Liebe zu ihm, würden

ergriffen und erbaut worden sein. Nun waren sie eigentlich beide, nach verschiedenen Seiten, in der Richtung, gern über Predigten zu sprechen, lobend, noch mehr wünschend, weiter entwickelnd. Hier nun begab sich das Eigene, daß sie, kaum nach der ersten einen kleinen Anfang in dieser Art machten, doch bald ganz davon abstanden, und zwar gleichzeitig mit wachsender Theilnahme für Arnold's Predigten selbst. Dies wußten sie sich nicht ganz zu erklären, aber glücklicher Weise grübelten sie auch nicht darüber. Genug, es war so; und da auch in der Familie und in dem Kreise, der sich an sie anschloß, die Gewohnheit des Besprechens der gehörten Predigten nicht war: so verging unseren jungen Freunden die Neigung dazu so gut wie ganz.

Robert sagte einmal: Es giebt nur zwei richtige Arten, über eine Predigt zu sprechen, entweder mit einem Freunde vor Gott zu berathen, was man aus ihr anzuwenden habe, oder sie zu rezensiren. Alles Andere ist vom Uebel.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Arnold saß inmitten der Kirchenältesten und Diakonen im Versammlungszimmer des Presbyteriums und hielt die monatliche Sitzung.

Armenangelegenheiten, Schulsachen und die Einrichtung eines Abendgottesdienstes während der Advents- und der Fastenwochen waren schon verhandelt und beschlossen.

Nun ist noch ein Gegenstand von ernster Bedeutung, hob der Pfarrer an, den der Presbyter Simon vorzutragen Willens ist. Es ist ein Fall der Kirchendisziplin. Ich bitte den Herrn Presbyter, uns die Sache mitzutheilen.

Simon, ein ernsthafter Mann aus dem wohlhabenden Handwerksstande zwischen funfzig und sechzig, hub an. Es betrifft den ältesten Sohn des Kaufmanns Aegidius, Wilhelm, einen sonst anständigen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren, der, wie sein ganzes achtungswerthes, angesehenes Haus, sich

zur Kirche hält und jährlich einmal mit der Familie kommunizirt. Dieser hat vor etwa drei Wochen in einem Gasthofe, wo allerlei Leute gegenwärtig waren, auch Kellner ab- und zutraten, bei einer Flasche Wein behauptet, die Ehe sei eine schlechte Erfindung des christlichen Staats, sie sei unnütz und schädlich, und weder in der natürlichen Sittenlehre noch im Neuen Testamente geboten. Ehe ohne Liebe sei Sünde, und nur so lange als die Liebe dauere, sei auch die Ehe bindend. Auflösung und Anknüpfung neuer Verhältnisse müsse jedem frei sein, und deshalb sei weder kirchliche noch bürgerliche Trauung vernünftig. Dies haben Einige mit Beifall, Andere mit Stillschweigen angehört. Doch hat die Sache bei Vielen, die davon gehört, großen Anstoß erregt, und ich weiß, daß Gymnasiasten und Dienstmädchen sich von dieser neuen und bösen Rede unterhalten haben. Dies ist ein Fall, der auf das Klarste unter die in unserer Kirchenordnung vorgeschriebene Kirchenzucht fällt. Lassen wir ihn unbeachtet, so wird die Gemeine glauben, wir halten solche Grundsätze für gleichgültig, um so mehr da jedermann weiß, daß Wilhelm Aegidius dies gethan hat. Ich trage darauf an, daß der junge Mann vor das Presbyterium gefordert und ernstlich zurechtgewiesen werde. Sieht er seinen Fehler nicht ein und verspricht er nicht, künftig solche Reden zu unterlassen: so wird er bis auf Weiteres vom Abendmahl

und dem Rechte der Pathenschaft suspendirt werden müssen.

Es folgte dieser Rede eine Pause.

Dies kann nicht ordnungsmäßig geschehen, begann ein anderer Presbyter, da einer Vorforderung vor das Presbyterium eine Ermahnung durch den Pfarrer und einen Presbyter vorangehen muß, und erst, wenn diese fruchtlos gewesen, darf die Vorforderung eintreten.

Sie hat Statt gefunden, sagte der Pfarrer, und ist fruchtlos gewesen.

Dann hätten wir darum wissen müssen, antwortete der Vorige.

Sie erinnern sich, entgegnete Arnold, daß wir schon vor mehren Jahren beschlossen, daß, wenn ein Fall öffentlichen Aergernisses zwischen den Kirchensitzungen vorkomme, der Pfarrer berechtigt sein solle, mit einem der Presbyter, auch ohne Anzeige bei dem Presbyterium, eine mehr seelsorgerische Ermahnung zu unternehmen, und daß dies zugleich als die erste Stufe der Kirchendisziplin zu betrachten sei.

Und wie hat Wilhelm Aegidius sich dabei verhalten, fragte der Presbyter.

Er hat, sagte der Pfarrer, mit einem Gemische von Empfindlichkeit und Unruhe versichert, über seine moralischen Meinungen, die er ohne Frivolität geäußert, habe das Presbyterium nichts zu sagen.

Dennoch, fuhr ein dritter Presbyter fort, welcher

dem Beamtenstande angehörte, finde ich es höchst bedenklich, den jungen Aegidius vor das Presbyterium zu fordern, und ich muß die Versammlung dringend und ernstlich bitten, davon abzustehen. Es ist dies seit Jahren nicht geschehen, und gerade der höhere Kaufmannsstand, dem der junge Mann angehört, würde sich tief beleidigt fühlen durch dieses Verfahren gegen eines seiner Mitglieder, und würde gerade dadurch der Kirche vielleicht für immer entfremdet werden. So wäre der Schaden viel größer als der an sich schon ganz zweifelhafte Gewinn. Der Vorgeforderte wird auf keinen Fall erscheinen, auch er wird dann Kirche und Abendmahl meiden, und wird verbittert werden. Meine geehrten Amtsgenossen, ich achte gewiß die Kirche, ich wünsche ihr Einfluß durch Lehre und Ermahnung, aber ich bin überzeugt, daß die Zeiten der Kirchenzucht ganz und für immer vorbei sind. Wer wird sich jetzt noch so etwas gefallen lassen, das heißt dem Geiste des neunzehnten Jahrhunderts zu viel bieten, und wenn die Sehne zu straff angezogen wird, so zerreißt sie. Können Sie die heimlich Unsittlichen, die Geizigen, die Ohrenbläser in der Gemeine nicht strafen: warum wollen Sie sich stark zeigen gegen einen jungen Mann, den eine brave Frau von seinen Meinungen eher heilen wird, als das Presbyterium.

Wir würden, sagte der alte Presbyter, der zuerst

gesprochen hatte, geradehin nicht nur gegen unsere Kirchenordnung handeln, sondern auch gegen unser Herkommen, wenn wir diese Vorforderung unterließen. Mögen andere Gemeinen, die keine Verfassung wie die unsrige haben, kein Presbyterium, z. B. die lutherischen Gemeinen unseres Landes, es halten, wie sie wollen, und vielleicht mag es unmöglich sein, die Kirchendisziplin auch nur in dem milden Sinne, wie sie bei uns und unseren Landgemeinen besteht, in dieser Zeit einzuführen, wo sie nicht schon ist, ich sage vielleicht. Bei uns ist sie. Noch vor einem halben Jahre haben wir einen Handwerksgesellen vor dem Presbyterium zurechtgewiesen und vom Abendmahle suspendirt, und mein Herr Kollege, der in dieser Sache mein Gegner ist, hat selbst, wofern ich nicht irre, darein gewilligt. Es hat bei dem armen verdorbenen Menschen nichts geholfen, aber die Wirkung dieser Suspension war eine, wie im Presbyterium mehrmals anerkannt worden, durchaus günstige auf seine Standesgenossen in der Gemeine. Was für ein Recht, was für einen Grund haben wir, bei dem Kaufmannsstande zu unterlassen, was wir bei dem Handwerksstande ausüben? Wie sehr würde das als schimpfliche Furcht in den Augen der Gemeine erscheinen, ja es würde diese sein! Der Mann hält sich zur Kirche, er begehrt ihr Heiligthum, das Nachtmahl. Lassen Sie uns ihm sagen, daß er es nicht

sich und der Gemeine zum Segen genießen dürfe, bis er bereut, gegen Christi und Pauli Wort geredet zu haben. Es ist, wenn nicht wahrscheinlich, so doch nicht unmöglich, daß er erscheint, daß der Ausdruck eines väterlichen Ernstes von unserer Seite, durch den Mund des Herrn Pfarrers, ihn rührt, und dann haben wir die Stimmung der Gemeine befriedigt und ihn für ein besseres Verhalten gewonnen.

In dieser Weise wurde noch eine Stunde lang von den Presbytern für und gegen den Vorschlag gesprochen, und Arnold schien es als seiner Stellung angemessen zu betrachten, diese eigentliche Gemeinfrage zuerst blos unter den Presbytern verhandeln zu lassen. Jedoch schwieg er bis zum Einsammeln der Stimmen nur deshalb, weil er es für unzweifelhaft hielt, daß die Meinung dessen, der für die Vorforderung war, von der Mehrheit würde gebilligt werden. Desto mehr war er verwundert, als beim Abzählen die Stimmen gleich waren, vier dafür und vier dagegen, wobei bemerkt werden konnte, daß von den letzten vier zwei in einer merklichen Unsicherheit ihre Stimmen abgegeben hatten.

Es war an Arnold zu entscheiden.

Er sprach: Da sich Wilhelm Aegidius zu unserer Gemeine hält und an der Kommunion Theil nimmt, da sein Betragen der Gemeine Anstoß gegeben, und da die Gemeine verlangen kann, daß ihr durch das

Verhalten des Presbyteriums eine Genugthuung, das heißt eine Herstellung ihres verletzten sittlichen Gefühls gegeben werde: so stimme ich dafür, daß Aegidius vor das Presbyterium gefordert werde binnen vier Tagen. Wir wollen ihn ernstlich-freundlich ermahnen. Gesteht er sein Unrecht nicht: so wollen wir ihn bis auf Weiteres suspendiren. Die Folgen sind in des Herrn Hand. Wir handeln der Ordnung gemäß.

Die Sitzung wurde geschlossen.

Aegidius wurde vorgeladen. Er gab keine entscheidende Antwort, ob er kommen werde, doch nahm er die Vorladung ruhig auf.

Das Presbyterium war am bestimmten Tage vollständig versammelt, und beschloß, eine halbe Stunde über die bestimmte Zeit hinaus zu warten, ob der Verklagte erscheinen werde.

Kaum waren zehn Minuten verflossen, so erschien Aegidius und verbeugte sich anständig.

Der Pfarrer lud ihn ein, ihm, der an der breiten Seite des Tisches saß, gegenüber Platz zu nehmen.

Sie sind, sagte der Pfarrer, vor uns erschienen, nicht als vor einem bürgerlichen Richter, sondern vor den Vorstehern und Hirten der Gemeine, der Sie angehören, und deren Glauben und Leben wir bewahren wollen, wenn wir Ihnen ein Unrecht vorhalten, das Sie gegen die Gemeine und zugleich

gegen Gott und sich selbst begangen. Achtung und Liebe für Sie beseelt uns auch jetzt. Erkennen Sie an, im Gasthofe bei E. im vorigen Monate jene Ihnen schon neulich bezeichneten Sätze über und wider die Ehe und somit wider die Worte Christi, wider die Lehre Pauli und wider die Sitte und das Gefühl der Kirche, gesagt zu haben?

Ich kann und will es nicht leugnen, antwortete Aegidius.

Und ist es Ihnen leid, daß Sie in offenbarer Verkennung dessen, was Sie als die Ordnung Gottes aus seinem Worte erkennen können, folgend den leichtsinnigen Schriftstellern unserer Zeit, die große Grundlage christlicher Sittlichkeit angetastet, und dadurch besonders jüngeren Gemüthern Anlaß zum Leichtsinn und zur Verachtung der Ordnung Gottes gegeben, oder beharren Sie dabei, Ihres Rechts sich bedient zu haben?

Ehrwürdiges Presbyterium, antwortete Aegidius, ich wäre nicht hier, wenn ich dieses Recht behaupten wollte. Ich erkenne vielmehr mein Unrecht entschieden an, ich habe gesagt, was ich in völlig nüchternem Zustande nie würde gesagt und gedacht haben, ich habe gesagt, was nothwendig Andere verwirren mußte, und dessen ich mich um so tiefer schäme, als mir dadurch die Verwirrung, in die mein Verstand und Herz über diese und andere Gegenstände gerathen

ist, nur um so mehr zum Bewußtsein gekommen. Mein Betragen thut mir um so mehr leid, weil ich meinen ehrwürdigen Aeltern Schmerz bereitet, und weil ich in meinem Innersten fest entschlossen bin, die Ehre meiner Familie, als in welcher christliche Sitte und Liebe zur Kirche seit einem Jahrhundert einheimisch sind, an meinem Theile aufrecht zu halten. Dies ist mein innerster freier Entschluß, denn Sie selbst wissen wohl, daß es mir nicht verwehrt wäre, an eine andere Gemeine mich anzuschließen, ohne dies Bekenntniß abzulegen. Verzeihen Sie mir denn im Namen der Gemeine, verehrte Männer, und nehmen Sie mein ernstliches Versprechen, künftig meine Handlungen und Reden besser zu bewahren.

Der junge Mann sprach diese Worte mit einer Haltung und einer Stimme, die keinem der Anwesenden einen Zweifel übrig ließ, daß es ihm Ernst war.

Wir nehmen, sagte der Pfarrer, dieses Versprechen mit Vertrauen an, und der Herr selbst helfe Ihnen es zu halten, und wenn Sie über den Sinn des göttlichen Worts in Ansehung jener Fragen noch meines Raths bedürfen: so will ich Ihnen solchen mit Freuden ertheilen.

Arnold deutete an, daß die Sitzung zu Ende sei, und hielt das Gebet, in welchem er voll inniger Liebe auch des jungen Mannes erwähnte.

Aegidius ging.

In der Presbyter Herzen war Dank und Beschämung über ihr zu geringes Maaß von Vertrauen.

Der Alte triumfirte ohne Worte und ohne Stolz.

Am nächsten Tage erzählte Arnold seinen beiden jungen Freunden im Vertrauen die Geschichte dieses Disziplinarfalls und schloß mit den Worten: Sie sehen daraus, mit wie viel geringeren Schwierigkeiten das verknüpft ist, was die große Mehrheit des Publikums für das Allerunerreichbarste und Gefährlichste ansieht, und wie das Meiste nur darauf ankommt, sich bewußt zu werden (wie der junge Mann es zu seiner Ehre und zum Segen für sich war), daß es ein Vorrecht sei, unter Kirchendisziplin fallen zu können, und daß man der Welt dieses Recht weder aufdrängen noch einräumen dürfe.

Drei Tage nach dieser Kirchsitzung kam der Assessor M., ein Bekannter von Aegidius, auf dessen Zimmer, und sagte: Wissen Sie wohl, Aegidius, daß man in der Stadt sagt, Sie hätten sich vor dem Presbyterium der Reformirten gestellt, und wären von diesem zurechtgesetzt worden? daran ist doch hoffentlich kein wahres Wort.

Es ist ganz wahr, sagte Aegidius, ich bin der Ordnung meiner Kirche gefolgt, und habe ein väterliches Wort aus dem Munde des Pfarrers hingenommen, und fühle mich seitdem gleichsam versöhnt

mit der Gemeine, der, wie ich schmerzlich fühlte, meine Reden von neulich Anstoß gegeben hatten.

Ist es möglich, höre ich aus Ihrem eigenen Munde, was ich schon zehnmal als falsch bestritten habe? Wie, so tief konnten Sie sich herabwürdigen, der Versammlung von Leuten, die zum Theil weit unter Ihrem Stande sind, ein Recht einzuräumen, Sie über Dinge zur Rede zu setzen, die jene gar nicht einmal verstehen, und zu der Sie volle Freiheit hatten?

Freiheit nach Ihren Grundsätzen, sagte Aegidius, aber nicht nach den meinigen, denn was ich in jener unglücklichen Stunde mit berauschtem Kopfe und durch Gespräche Anderer aufgeregt ausgesprochen, war nie meine wahre und innerste Gesinnung, und wenn Sie wüßten, welchen Schmerz es mir, schon lange ehe ich vor das Presbyterium geladen war, verursacht hat, in diese irreligiöse Lebensansicht gerathen zu sein, und wie heiß ich mich zurückgesehnt habe in die geordnete, reine Stimmung eines christlichen Lebens und Denkens: Sie würden begreifen, wie willkommen es mir war, dem Presbyterium eine Bürgschaft meiner Umkehr gegeben zu haben. Aber Sie können dies mir nicht nachfühlen, weil Sie nie auf dem Boden standen, auf welchem mich Erziehung und Kirche von früh an festgehalten, und den ich nur durch verleitenden Umgang verlassen hatte.

Presbyterium und Kirche hin und her, sagte der Assessor mit erzürntem und verachtendem Tone. Dies sind die neuen und schändlichen Bande, in welche uns der Pfaffengeist der Kirchlichen schmieden will. Aber ich will sie daran verhindern, das verspreche ich Ihnen, und, trotz Ihnen, soll Arnold bald aufhören, solche Tyrannei über Leute zu üben, die nicht zum Pöbel gehören.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und warf die Thür stark hinter sich zu.

Zweites Kapitel.

Heinrich hatte eine Verpflichtung, den Konsistorialrath Rembold, den eigentlichen Leiter des fürstlichen Kirchenregiments, zu besuchen, denn sein Verwandter stand in ziemlich genauer Verbindung mit ihm, und auch sein verstorbener Vater hatte diesen Mann, bei seinem Aufenthalte in H., öfter und nicht ungern in seinem Hause gesehen.

Rembold war im Anfange des Jahrhunderts theologisch gebildet, und trug das Gepräge dieser Zeit, vielleicht kann man sagen im besseren Sinne. Er verwarf nicht das Reale und Positive des Christenthums, aber es war lediglich Verstandesüberzeugung bei ihm, und eigentlich nur die Ueberzeugung, daß es zu dulden und zu erhalten sei. Etwas Kant, etwas Reinhard, dann viel Nösselt, Niemeyer, Gabler waren die Hauptelemente seiner Theologie. Er war ein guter Philologe, was man so nennt, d. h. er schrieb und sprach fließend Latein, war auch in den Grund-

sprachen der Bibel bewandert, und die Kandidaten fürchteten ihn in dieser Beziehung. Er glaubte selbst Ehrerbietung zu haben vor der Bibel und hatte sie wenigstens als Vorsatz, sie bei Anderen zu erhalten. Allein Alles war ihm Gesetz und Pflicht, und zwar fast noch mehr gesellschaftlich-bürgerliche Pflicht als Pflicht gegen Gott und Gesetz Gottes. Glaube war ihm pflichtmäßige Festhaltung einer Verstandesüberzeugung, und diese eigentlich nur die Gewißheit, ohne logischen Widerspruch zu denken und zu urtheilen. Daß der Glaube die Ergreifung und Festhaltung eines Lebens sei, und des Lebens, das Gott zum Gegenstande einer wirklichen Liebe mache, dieses hielt er für Schwärmerei. Die Kirche war ihm die Sorgfalt der Obrigkeit für Religionsunterricht und gottesdienstliche Versammlungen. Als Geschäftsmann war er vorzüglich, obwohl mehr in der raschen Abschließung der Eingaben, dann aber auch im Ordnungssinn. Er regierte gern, und Uniformität, richtiger Zug der Instanzen und Abweisung alles Aufregenden nach der räsonnirenden, wie nach der gefühlsmäßigen Seite hin war einer seiner Hauptgrundsätze. Neben dem mehr mit Finanzfragen beschäftigten Geheimenrathe, der der Präsident des Konsistoriums war, verwaltete er im Wesentlichen das Ganze, und obwohl es ihm nicht gelungen war, die Gunst des Fürsten in einem vorzüglichen Grade zu gewinnen: so erfuhr er doch

auch keine Gegenwirkung von diesem, erreichte vielmehr Manches, auch ohne eigentliche Listen, durch das Vertrauen, das die Fürstin ihm als Geistlichen und Gelehrten schenkte.

Heinrich wurde in der sehr stattlichen Wohnung des Konsistorialraths von diesem höflich, aber, wie es schien, deshalb anfangs etwas kalt empfangen, weil er einen früheren Besuch von ihm erwartet.

Sie wohnen im Hause des Pfarrers Arnold? sagte Rembold.

Und ich finde mich um so glücklicher bei ihm, erwiederte Heinrich, weil er vor ungefähr zehn Jahren mein Lehrer war, und ich ihn nun als einen so gediegenen Karakter und gereiften Mann beobachten kann.

Dies frühere Verhältniß erklärt Ihre Zufriedenheit, erwiederte Rembold, sonst, sollte ich meinen, müßten Sie durch die Abweichung des Mannes von Allem, was Sie in späterer Zeit im Hause Ihres Oheims kennen gelernt, oftmals merklich berührt werden.

Allerdings, sagte Heinrich, doch auf eine wohlthuende Weise, wäre es auch nur des Gegensatzes wegen.

Das lasse ich gelten, antwortete der Andere, nur daß der Gegensatz zuweilen etwas stark ist, und zum Theil nur um des Gegensatzes willen da zu sein scheint.

Und worauf, fragte Heinrich, würden Sie dies beziehen?

Auf Alles, was dieser sonderbare Mann die Welt von sich sehen läßt; ja er scheint den Gegensatz in sich selbst in einer Weise zu beherbergen, die uns Anderen nicht vergönnt, ihn zu verstehen. Hiezu gehört, was mir wirklich Verdruß macht, seine Abneigung gegen die Union der beiden protestantischen Kirchen, die der Fürst wünscht, die die Geschäftsordnung erleichtern würde, und gegen welche die Gemeinen nichts einzuwenden haben.

Aber Herr Arnold hat mir wiederholt gesagt, daß die Union in diesem Lande und in ganz Deutschland einer der wärmsten Wünsche seines Herzens sei.

Sehen Sie, sagte Rembold, diesen Widerspruch. Er will die Union und will sie auch nicht. Er will sie mit Beibehaltung, ja vielleicht sogar allgemeiner Einführung der Presbyterien, welches eine Unmöglichkeit ist, da gerade die Presbyterien den festen Geschäftsgang des Konsistoriums mehrfach verhindern, und selbst in den reformirten Gemeinen dem Absterben ganz nahe sind. Er will sogar eine Erklärung über das Gemeinsame in der Auffassung der Kommunion in beiden Kirchen, welches uns unnützer Weise in symbolische Fragen zurückwerfen würde. Und so Mehres.

Aber dies, erwiederte Heinrich, scheint mir Alles

so wesentlich mit seiner Theologie zusammenzuhängen, daß man schon deshalb es wenigstens nicht einen Widerspruch in ihm selbst wird nennen können.

Aber diese Theologie selbst, antwortete Rembold, ist es, gegen die ich viel einzuwenden habe; sie selbst ist ein Widerspruch. Oder wie wollen Sie es nennen, wenn Jemand das Wort Gottes in der Schrift stets als Autorität anführt und dann doch wieder den Glauben als das Ein und Alles in der Kirche ansieht, also einmal das Objektive, dann das Subjektive; wenn Jemand die Rechtfertigung durch den Glauben fast auf methodistische Weise predigt und dann doch wieder lehrt, daß man, um sich der Gnade Gottes versichert zu halten, auf seine Taufe zurücksehen müsse? Er will die Kirchendisziplin aufrechthalten oder wieder einführen, und ganze Familien, die zu seiner Gemeine gehören, werden von ihm nicht einmal seelsorgerisch besucht. Und wieviel Verschiedenartiges, ja Unzusammenhängendes geht hieraus über auf das ganze Leben in seiner Familie, was bei einem Pfarrer doch stets ein halb öffentliches ist. Er hält Hausandacht selbst mit seinen Dienstboten, und dann liest er wieder seiner Familie den Shakspeare vor. Er erlaubt sich und den Seinigen am Sonntage kaum einen Spaziergang und bringt ganze Nachmittage im Freien zu. Sein Haus ist fast immer voll Fremder, und die gesellschaftlichen Kreise

dieser Stadt vermeidet er, so daß kaum jemand hier etwas von ihm hat.

Ich bin freilich außer Stande, sagte Heinrich mit einer merklichen Zurückhaltung, alle diese Widersprüche zu lösen, obwohl ich mehre von ihnen kaum als solche anzusehen vermag. Aber ich kann die Ueberzeugung nicht aufgeben, daß in Arnold's Geiste und Gemüthe der Schlüssel zum Verständnisse seines Verhaltens müsse zu finden sein, würde aber auch ohne dies Liebe und Hochachtung für ihn nicht verlieren.

Davon ist nicht die Rede, sagte Rembold, nur glaubte ich die Gelegenheit benutzen zu müssen, Ihnen erklärlich zu machen, warum ich nach meiner Stellung und meinen Grundsätzen einen näheren Verkehr mit Herrn Arnold nicht unterhalten kann, dem ich übrigens Talent und vieles Vorzügliche gar nicht abspreche. Ich fürchte nur zu sehr, sein Verhalten in kirchlicher Hinsicht wird den Fürsten zu strengeren Maaßregeln nöthigen, zu denen er, um die Verbreitung eines kirchlich-politischen Opposizionsgeistes zu verhindern, sich verpflichtet erachten könnte.

Heinrich verließ das Haus des Konsistorialraths mit zwiefach peinlichen Empfindungen. Einmal verletzte ihn der sowenig hervorgerufene Angriff auf einen Mann, den er auf das Höchste ehrte, und dann hatte doch einiges über Arnold Ausgesprochene um so mehr in ihm gehaftet, als es mit Fragen und Bedenken

zusammentraf, die er schon, freilich in zarterer Weise, in seinem Innern erzeugt hatte.

Die Rede dieses Mannes, sagte er zu sich selbst, indem er den Rückweg durch die Spaziergänge außer dem Thore nahm, und das Ergebniß eines längeren Nachsinnens sich ihm zu bestimmteren Gedanken bildete, hat mich verletzt, tief verletzt, weil sie mit offenbarer Einseitigkeit und Härte von der Richtung dessen sprach, der seit einem Monate mir unaufhörlich Beweise seiner Weisheit und Liebe giebt. Allein sollte nicht dessenungeachtet etwas Wahres in dem sein, was er gegen Arnold gesagt hat? Dieses feste Halten des verehrten Mannes an der Kirche und dem Kirchlichen, dieses Dringen auf das lokale Gemeinleben, ist es nicht doch auch wieder etwas Enges und Kleines? Ist es nicht nach der Seite des wirklichen Lebens hin eine ähnliche Einseitigkeit wie die der symbolischen Orthodoxisten, welche die ganze Herrlichkeit des Christenthums zu haben glauben, wenn sie ihre Begriffsbestimmungen recht fest nageln und recht streng vertheidigen? Läßt sich nicht eine Wirksamkeit der Religion, ja ein Leben der Christenheit denken, bei welchem dieses feste Zusammenhalten durch kirchliche Bande wegfällt, und die Menschen nur um so freiwilliger und freier auch durch eine religiöse Liebe zusammengehalten werden, wie verschieden auch ihre Vorstellungen seien? Und für dasjenige äußere

Band, welches auch in religiöser Hinsicht bleiben muß, genügt denn da nicht der Staat, ja das städtische Gemeinwesen, und würde daraus nicht um so gewisser eine volksmäßigere Religiosität hervorgehen, als man den Staat selbst doch auch als eine religiöse Gemeinschaft betrachten muß, und als er in sich selbst die Bestimmung hat, alle ethischen Kräfte der Menschheit, also auch die religiöse, zu verwirklichen?

Solche Gedanken beschäftigten ihn noch den ganzen folgenden Tag, und es war ihm Bedürfniß, sie soviel als sie in ihm waren, aber auch so ruhig, als er vermochte, seinem Freunde Robert vorzutragen.

Dieser hörte ihn aus, und erwiederte dann mit dem ganzen Nachdrucke von Ueberzeugung, dessen er fähig war: Wo denken Sie hin, Freund, und wie können Sie sich durch einen so eingefleischten Razionalisten, wie Rembold ist, irre machen lassen? Wenn Einer im ganzen Fürstenthume unfähig ist, Arnold's Geist und Wollen zu fassen: so ist es dieser Mann. Büreaumäßig, wie er Alles betreibt, möchte er auch die Kirche wie ein Departement der Polizei behandeln. Gerade das ist das Herrliche in Arnold, daß er weiß, was die Kirche ist und bleiben muß, ohne die Fäden zu verkennen, die sie mit dem bürgerlichen Gemeinwesen verknüpfen. Ich bin Anglikaner und werde stets dafür kämpfen, daß uns die Bischöfe bleiben, aber das weiß ich, daß wenn ich eine Kirchsitzung,

wie die Schotten sie haben, in unsern Parochieen einführen könnte: so würde ich glauben erfüllt zu haben, was die edelsten Anglikaner zugleich mit den besten Dissentern seit Jahrhunderten ersehnt haben, und dessen Mangel der wahre Krebsschaden an unserem englischen Kirchenthum ist. Arnold wäre ein Thor, wenn er die Presbyterialverfassung der Regierungsweisheit des Herrn Rembold zum Opfer brächte. Danken Sie Gott, Freund, daß Sie an Arnold und seiner Gemeine vor Augen sehen, wodurch in einem kleinen Rahmen anschaulich wird, was früher oder später in Deutschland und England allgemein werden wird. Möchte doch der Herr Konsistorialrath nur ein Zehntel soviel Seelsorge üben, als Arnold, von dem ich weiß, daß er am Bette der Kranken sitzt und die Häuser Aller aufsucht, der aber ganz Recht daran thut, wenn er die Pseudogebildeten bei Seite setzt, die ihn zum gesellschaftlichen Schmucke ihrer Kupferstich-behangenen Zimmer wollen, aber ein langes Gesicht machen, sowohl Herr als Dame, wenn er das Wort des Herrn auf ihr Leben anwenden will.

Drittes Kapitel.

Arnold hatte einige Freunde, sowohl unter dem geistlichen als weltlichen Stande, mit denen er sowohl in geistigen als in Gemüthsbeziehungen innig verbunden war, deren Leben mit ihm aber in den Gang dieser Geschichte nicht eingreift. Mehr läßt sich dies von einem Manne sagen, dessen Verhältniß zu ihm fast ein väterliches zu nennen war, das aber zugleich durch die Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen in einem wichtigen Lebensgebiete von brüderlicher Vertraulichkeit durchzogen war. Und dieser Freund war ein Schulmeister, und noch dazu ein alter Schulmeister.

Eine Meile von der Stadt nach der entgegengesetzten Seite von der, wo das Dorf des alten Justus lag, wohnte Martini, ein Lehrer in einer der größten lutherischen Dorfgemeinen, ein Mann von fast sechzig Jahren, der schon dreißig Jahre an diesem Orte stand.

Viele und sehr verschiedenartige Pfarrer hatte er an sich vorübergehen sehen; er hatte von jedem zu lernen gesucht, aber keinem seine Ueberzeugung hingegeben. Mit dem jetzigen stand er gut, obwohl nicht vertraut. Alle Jüngern und Mittleren des Dorfes hatte er unterrichtet, die Achtung und Liebe für ihn war allgemein, und der Sinn, mit durch ihn, ein guter und zugleich ein verständiger.

Arnold hatte er von Jugend auf gekannt und lieb gehabt; aber seit dessen Anstellung in der Stadt hatte sich eine feste Freundschaft unter ihnen gebildet, ungehindert durch die Verschiedenheit der Bildungsstufe, die durch eine gleich warme Liebe und eine sehr übereinstimmende Auffassung der heiligen Schrift übertragen wurde; dasselbe galt von der bedeutenden Verschiedenheit des Alters. Da nun Arnold, als der reformirte Superintendent, nicht der Vorgesetzte von Martini war: so trugen beide kein Bedenken, das brüderliche Du untereinander zu führen. Konnte zu einer so nahen Anschließung Arnold's an Martini jener nicht durch das, was er sonst nicht gering achtete, Feinheit der Lebensformen, bewogen werden: so wurde doch jedes Störende entfernt durch den hohen Grad von Nettigkeit, der der Wohnung und Lebensweise des Schulmeisters aufgeprägt war, und mehr noch durch den frommen und liebevollen Geist, der die Bewohner des Hauses beseelte. Mit einer nur we-

nige Jahre jüngeren Gattin und einer dreißigjährigen Tochter lebte Martini, außer seinen Schulstunden, ein Leben der vollkommensten Einigkeit und Ordnung, ja ein Leben der schönsten Gemeinschaft im Worte Gottes. Schriftlesung, Schriftvergleichung, ja in seiner Weise Schriftstudium, war das höchste Vergnügen des alten Mannes, das ihm auch weit über das nicht mittelmäßig betriebene Klavier ging. Und in jene Schriftkunde hatte er Frau und Tochter, besonders die letzte, ein durch Klarheit des Verstandes und reine Innerlichkeit des Gemüths ausgezeichnetes Wesen, einzuweihen gewußt.

Was aber für Arnold mehr als alles Andere war, weil für ihn selbst am anregendsten, dies war die Art, wie Martini für seine Schulkinder die Bibel fruchtbar machte. Nicht buchstäblich in irgend einem beengenden Sinne, aber wörtlich im tiefsten, frömmsten und entschlossensten Sinne war Martini's Schriftauffassung. Er verstand nicht Griechisch und Lateinisch, noch weniger Hebräisch, unter den neueren Sprachen blos mäßig Französisch, das er sich bei einem längeren Aufenthalte in der Schweiz angeeignet. Aber er besaß neben der lutherischen Uebersetzung und der französischen von Olivetan, nebst der mit Noten von Osterwald, die besten neueren Uebersetzungen, nicht nur die Berichtigung der kirchlichen Uebersetzung von Friedrich von Meyer, sondern auch die de Wette-

sche, den alten Piscator, mehre ältere Ausgaben Luther's und ältere und neuere Bibelwerke.

Hier hatte der treue Mann sich nun einen Takt der Vergleichung, eine Divinazionsgabe, ein Gefühl für Möglichkeit und Nichtmöglichkeit, für Schicklichkeit und Nichtschicklichkeit des Sinnes angeeignet, welches ihn, natürlich nicht immer, aber in bewunderungswürdig vielen Fällen das Richtige finden ließ. Dazu war ihm denn Arnold's Auskunft über Worte und Wendungen im Grundtexte höchst willkommen. Und Arnold wieder auf seiner Seite lernte von ihm, was Zusammenhang und tief praktischen Gehalt eines Verses, eines Kapitels betraf.

Mit welchem Fleiße betrieb aber auch Martini seit fast einem Menschenalter diese Forschung, und erbat sich dazu das Licht von Gott. Im Schulunterrichte ließ er die Bibel lesen nach Abschnitten, die er mit fester Bestimmung auswählte, weder ein Wort mehr noch weniger. Er verlangte zu Hause kein Nachlesen oder Vorauslesen von Seiten der Kinder, verbot es vielmehr. Zum Auswendiglernen der Sprüche war ein eigenes gedrucktes Spruchbuch, sorgfältig nach Materien geordnet, in den Händen der Kinder. Pfarrer und Schullehrer hatten miteinander eine Anweisung zum häuslichen Schriftlesen für die Aeltern ausgearbeitet, mit Anzeige der Kapitel für Morgen und Abend.

Am kräftigsten zeigte sich Martini's Geist und Gemüth in Besprechung des Gelesenen. Alles Geschichtliche, was der Schriftsteller selbst als wichtig darstellt, hielt er fest nicht nur als wahr, sondern auch als wichtig, wie er selbst daran glaubte. Er wußte den gerechten, Wahrheit redenden und treuen Gott in der ganzen Folge der Geschichten zu zeigen, und wo die eine Eigenschaft überwältigend oder für die andere verletzend hervorzutreten schien: da nahm er sich das Recht, aus der Fülle des ihm gegenwärtigen Ganzen die andere herauszuholen und mit erscheinen zu lassen, so daß in dem scheinbar Zeitlichsten der Ewige und Lebendige erkannt werden konnte. Das Unauflösliche, das Zufällig-Scheinende oder Seiende, das der Jugend zu Schwere oder sie zu verwirren Fähige ließ er mit Sorgfalt weg; wohin er aber nicht Alles zog, was ein zu verfeinertes Zeitalter für schädlich hält, weil er sagte, die Jugend müsse von dem Natürlichen etwas erfahren, ganz unter dem Eindruck der Heiligkeit und Liebe Gottes. Ganz vorzüglich war aber vor Allem, wie er durch die Bibel die verschiedenen Erkenntnißgebiete der Schuljugend band und einigte, ohne sie zu mischen. Auch Sprachbemerkungen in Bezug auf die Bedeutung der Worte und Wendungen für Angst und Freude der Seele knüpften sich an die Bibellesung, geschichtliche, naturkundige; und wo von diesen mehr

ausdrücklich die Rede war, da waren die Seelen der Kinder, an der Hand ihres Lehrers, auch bald wieder heim bei dem guten Hirten, dessen Abbild Martini selbst war.

Bei diesem Manne, dessen steten Gleichmuth, verständige Weltbetrachtung und festes Gottvertrauen er oftmals zu bewundern Gelegenheit hatte, legte Arnold gern seine Sorgen und Bekümmernisse nieder, besonders die, welche kein Anderer so leicht verstehen konnte, und welche sich auf innere Kämpfe bezogen, die auch er noch zu bestehen hatte.

Martini dagegen schüttete dem verehrten Manne sein Herz aus über einen tiefen Kummer, den er in sein Alter hineintrug. Diesen Kummer trug er um Edmund, seinen einzigen sechsundzwanzigjährigen Sohn, der sich dem Stande seines Vaters gewidmet hatte, aber auf einem Schullehrerseminar, und dann durch Verbindungen, die über seine Stellung hinausgingen, ganz andere Grundsätze zu den seinigen gemacht hatte.

Es war dies um so merkwürdiger, da es nicht als die Folge einer zu strengen Erziehung, durch welche, wie oft geschieht, die religiöse Wahrheit dem Knaben etwa wäre zur Uebersättigung aufgedrungen worden, zu betrachten war. Martini hatte sich nach dieser Seite hin nichts vorzuwerfen. Auch durfte er anfangs die schönsten Hoffnungen für den Jüngling

fassen. Es wurde aber bald anders mit diesem. Sittlich, im engeren Sinne des Worts genommen, war ihm nichts vorzuwerfen. Aber Dünkel entwickelte sich mächtig, und fast wie im Zusammenhange mit seiner Entfernung von gewöhnlichen Ausschweifungen. Verstandesbildung wurde ihm zum Abgott, die biblische Geschichte war ihm zuwider, und das Evangelium (ein Wort, welches er ungern gebrauchte) galt ihm nur als Anfang intellektueller und bürgerlicher Befreiung der Völker. Dieses Beides, das Intellektuelle und das Bürgerliche, schienen dem einseitig entwickelten Geiste des Jünglings das ganze Leben zu sein, mit diesem Doppelschilde wehrte er sich gegen alle Einladungen zu einer tieferen Erfahrung und Umgestaltung des Herzens durch die Kräfte des Wortes von der Versöhnung und Gnade, und sah auf diejenigen herab, die in verschiedener Weise dies als den Inbegriff der Weisheit bekannten. Seitdem er mit ungehemmtem Zügel eines von zarterer Gottesfurcht nicht mehr bewachten Bildungstriebes das Gebiet der großen Schriftsteller der Deutschen von Lessing bis auf die Gegenwart durchjagt und überall gefunden hatte, oder gefunden zu haben glaubte, daß sie sämmtlich den Glauben an einen überweltlichen und unweltlichen Gott nicht gehabt hätten, seitdem er, unvorbereitet dazu wie er war, sich auch mit den Philosophen beschäftigt, war Emancipazion der Schule

von der Kirche sein Lieblingsgedanke, Benutzung der Bibel zur Ideenentwickelung in der Jugend sein Grundsatz, und Bekämpfung einer festen und innigen Anschließung an den Lehrbegriff, den Liederschatz und die ascetische Literatur der evangelischen Kirche seine beständige Praxis.

Mehre seiner Vorgesetzten, seiner Lehrer und Jugendgenossen staunten ihn als ein Wunder von Verstand und Kraft an. Er hatte noch keine eigene Schule, sondern war Lehrer an einer Bürgerschule in der zweiten Stadt des Fürstenthums.

Wie das Verhältniß dieses Sohnes zu seinem Vater, zu Mutter und Schwester sich gestalten mußte, läßt sich denken. An Liebe und Geduld ließen sie es nicht fehlen. Nur waren sie alle drei einig, ihm keine Zugeständnisse zu machen, wenn ihn der Trieb anwandelte, seine Grundsätze zu entwickeln.

Nachdem der Vater zu wiederholten Malen die ganze Kraft seines Denkens und Liebens auf Gespräche mit dem Sohne verwandt, befolgte er mehr die Regel des Schweigens und Abschneidens aller Gespräche, die der Sohn über Fragen der höheren Art mit ihm anknüpfen wollte. In einem gewissen Gebiete des äußeren häuslichen Zusammenseins konnte er fast derselbe erscheinen, wie er als unbefangener Knabe war, aber es entging ihnen nicht, wie schon das laut gesprochene Tischgebet in seines Vaters Hause

dem jungen Freien und Befreier eine Pein und ein Leeres war.

Warum mir, gerade mir diesen Schmerz? sagte Martini oftmals zu Arnold, verbesserte sich aber dann bald selbst, indem er fortfuhr: Richtiger und allein richtig sollte ich vielmehr sagen: Warum mir nicht? Und was habe ich gethan, weshalb ich das unaussprechliche Glück fordern könnte, einen Sohn zu haben, der den Herrn liebt, und, setzte er leise hinzu, mich im Herrn!

Vielleicht sind unsere Leser begierig zu wissen, ob es denn zwischen diesen beiden Männern, von denen der eine dem reformirten, der andere dem lutherischen Bekenntnisse angehörte, niemals zu Erörterungen über die Unterscheidungslehren dieser Gemeinschaften gekommen war, oder ob sie auch in ihren Vorstellungen, so wie in ihrem Gemüthsleben, zu völliger Einigkeit gelangt waren.

Wir können nur versichern, daß dieses Letzte nicht der Fall war, obwohl wir von der Art und dem Grade ihrer Meinungsverschiedenheit nicht unterrichtet sind. Nur soviel war in Arnold's und Martini's Familienkreisen bekannt, daß beide einmal in Martini's Hause bis tief in die Nacht mit dem Gegenstande, namentlich dem der Abendmahlslehre, so wie mit sich selbst und mit einander gerungen hatten, um einen gleichen Ausdruck der Begriffsbestimmung zu finden, der ihnen immer wieder entging.

Doch arbeitete sich unter dem schmerzreichen Gefühle, immer noch etwas mißbilligen zu müssen, was der Andere festhielt, ein tiefes Bewußtsein der Einigkeit in dem hervor, was die Stiftung Christi zu der seinigen, die Handlung zu einem Sakrament, und die Erfahrung zu einer einzigen und unersetzlichen macht.

Und in diesem Bewußtsein wurden ihre Herzen inniger mit einander verbunden, als sie je gewesen waren. Das Ergebniß in Bezug auf etwanige kirchliche Entwickelungen war das, daß beide mit vollem Vertrauen auf die Gegenwart und Wirkung Christi an jeder Abendmahlsfeier Theil nehmen würden, bei welcher, unter der Distribuzion, entweder die Einsetzungsworte oder die nach den apostolischen 1 Kor. 10, 16 gebildeten: „das Brot, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi; der Kelch, welchen wir segnen, ist die Gemeinschaft des Blutes Christi" gesprochen würden.

Viertes Kapitel.

In der Mitte des September war Kirchweihfest in der Gemeine Martini's, zu dem, als in dem größten lutherischen Kirchspiele des Landes sich viele Landleute mit Frauen und Töchtern aus den benachbarten Gemeinen eingefunden hatten.

Es ging dabei fröhlich zu und wurde auch getanzt. Aber es bestand das sehr Besondere seit länger als einem Jahrzehend, woran Martini den größten Antheil hatte, daß der Tanz nur unter Beisein und Aufsicht der Alten vor sich ging. Um drei Uhr fingen die jungen Leute an zu tanzen, und um sieben oder acht Uhr gingen sie Alle mit ihren Vätern und Müttern heim. Freilich war das wohl nicht ein Dorfleben, wie es in Tyrol, in Baiern und Baden gefunden wird, und die Dorfgeschichten, die sich von jenem Kirchspiel erzählen ließen, waren wohl stiller und prosaischer, als sich die poetische Lesewelt unserer Tage zu wünschen pflegt. Allein es war nun einmal

so, und wer sich recht hätte hineinmischen mögen in die Begegnungen, Bekanntschaften, die Schmerzen und Freuden dieser Jugendwelt, möchte vielleicht auch Manches zu erzählen haben, wodurch ein sanfter Hauch von Poesie der Seelen sich von Jünglings- zu Mädchenherzen, von Sohn zur Mutter, von Tochter zum Vaterblick und Vaterwort hindurchzog. Dies ist nicht unser Gegenstand.

Bemerkenswerth dabei war auf jeden Fall, daß die Alten wußten, was sie wollten, und, wenn auch nicht ohne Widerspruch einiger Wenigen, fest darin übereingekommen waren: so wollten sie es immer halten, oder wollten gar keinen Tanz haben in ihren Dörfern. Ihre Kinder sollten unter ihren Augen thun, worüber sie sich nicht vor ihnen zu schämen hätten, dann aber wollten sie ihnen auch gern ein Vergnügen gönnen, welches ihrem Alter und dem Wunsche nach Erholung, nach vollendeter Aernte und nach langen, heißen Sommertagen, gemäß sei.

Das Beste aber war ohne Zweifel, daß die Jungen ganz damit zufrieden waren, es theils nicht anders wußten, theils von dem Anderen, was in benachbarten Orten an der Gränze des Fürstenthums vorging, genug wußten, um sich nicht hineinzuwünschen in das, was sich dort begab. Bedenklich war nur das Eine dabei, daß seit Kurzem sich zu diesen ländlichen Tänzen auch junge Herren aus den Städten

gesellten, wozu freilich die ländliche Anmuth des Festes und vielleicht auch der sittliche Geist, der es im Ganzen belebte, einlud, wodurch aber doch, wie sich leicht begreift, ein sehr fremdartiges Element in die gesellige Freude des Landvolks kam.

Diesmal befand sich auch der Assessor, den wir als Bekannten von Aegidius kennen gelernt haben, unter den Gästen, die am Tanze Theil nahmen. Edmund war auch zugegen, hielt sich aber vom Tanze zurück.

Als nun eine gute Anzahl älterer und alter Männer unter einem Paar Eichen vertraulich bei einander saßen, fing Einer mit einem weißen Haupte also an: Dies ist nun gar schön, daß wir unsere Jugend unter den Augen haben, und ich bin froh, daß es bei uns zur Sitte geworden. Allein ich denke mir, die Sache ließe sich noch weiter führen. Giebt es nicht noch Anderes, was wir ihnen bereiten könnten, allerlei Freude und Uebung, und wieder Anderes, wovon wir sie abhalten, worüber wir sie und am Ende uns selbst zurechtweisen könnten, wenn es Noth thut? Da haben wir neulich den Fall gehabt mit dem Peter, der unserem Pastor so frech geantwortet hat, als dieser ihm verwiesen, daß er ganze Nächte im S—schen Dorfe geschwärmt, wir haben ein Paar Fälle von Verführung der armen Mädchen, die nun sitzen bleiben oder auch außer Landes gegangen sind,

wo sie noch tiefer fallen werden. Wir haben den Getreidediebstahl der Drescher, der sich schwer beweisen läßt vor dem Richter, und wir kennen doch alle die Leute, die die Unredlichkeit begehen. Wäre es nun nicht schön, wir hätten in jeder Gemeine auch eine Anzahl Männer, die sie selber wählen müßte, die auf Zucht und Ordnung hielten, und daneben Alles förderten, beriethen und ordneten, was zum Gesange in der Kirche, zur Ordnung des Gottesdienstes und zur Benutzung der Schule gehört?

Ihr meint, antwortete ein Anderer, wie es die Reformirten haben, die Presbyterien, wie in den Gemeinen unter dem Pastor Arnold?

Ungefähr so, sagte der Erste, wie es bei ihnen sein mag, wie ja ihre Früchte gut sind, denn räudige Schaafe giebt es überall.

Ich habe auch oft gedacht, sagte ein Dritter, es geht Alles bei uns zu kahl und zu kalt her. Unser Pfarrer predigt, und wir hören ihn gern, unser Schulmeister lehrt, und er ist der Beste weit und breit. Aber sehen wir alten Männer uns nun wohl auf ernsthafte Weise öfter, als am Kirchweihfeste? Wäre es nicht gut, wir besprächen uns oft mit einander, wo Hülfe Noth wäre und Rath, theilten uns mit, und besuchten die Häuser?

Doch unser Pfarrer muß dabei sein, sagte ein Vierter.

Und unser Schullehrer auch, fiel ein Fünfter ein.

Eben weil sie dabei sein müssen, sagte der, welcher zuerst geredet, muß Alles auf Gottes Gebot und Wort gegründet sein und Alles auf seine Ehre und gute christliche Sitte abzwecken. Auch mit Gebet müssen wir anfangen, wenn wir zusammen sind, und damit beschließen, sonst ruht kein Segen darauf. Was der Richter nicht thun kann, und der Pastor allein nicht, das sollten wir Alten zu thun versuchen.

Darum sage ich, erwiederte der erste Antwortende, es muß der Hauptsache nach so sein, wie bei unseren Nachbarn, den Reformirten, den Arnold's-Gemeinen; sie haben ihre Aeltesten, ihre Armenpfleger, ihre Kassenführer, und es hat Alles mehr Ordnung und Form, daß man doch weiß, man ist eine Gemeine, und nicht blos ein Haufe Volks:

Aber wie sollen wir dazu gelangen, sagte Einer der Anderen. Dies können wir nicht ohne den Pastor, und der nicht ohne das Konsistorium, und das nicht ohne den Fürsten.

Nun so bitten wir sie alle der Reihe nach darum, und warum sollten sie uns das nicht gewähren?

Es ist auch wahr, antworteten Mehre.

Mittlerweile hatte sich um das lebhaftere Gespräch der Alten ein Kreis von Jüngeren versammelt, da ohnedies mit dem Tanzen eine kleine Pause gemacht wurde.

Aus diesem Kreise trat Edmund, der schon lange

gespannt zugehört hatte, hervor und sprach: Es sei mir erlaubt, ihr wackeren Männer, obwohl ein Jüngerer, auch ein Wort über diese Sache zu sagen, wie ich denn gewiß bin, ihr werdet zugeben, daß auch die Jugend zugleich mit dem Alter die großen Fragen der Zeit in's Auge zu fassen habe. Euer Gedanke ist gut, aber Ihr müßt nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Nicht blos unsere kirchlichen, sondern alle unsere Angelegenheiten müssen von uns mit berathen und geordnet werden, denn alle sind bisher uns gleichsam über den Kopf hinweg, ohne unser Wissen und Wollen, von Anderen, die kein rechtes Herz für sie haben, geleitet worden. Die Gerechtigkeit verwalten blos gelehrte Richter, die Polizei hat der Landrath und der Schulze, das Unterrichtswesen die Regierung, wobei der Lehrerstand keine entscheidende Stimme hat, die Abgaben bestimmt der Fürst mit seinen Räthen, die Forsten, die Wiesen ja unsere Felder selbst sind nicht ganz unser eigen, so lange wir an den Begränzungs- und Abfindungsgeschäften nicht unseren vollen Antheil haben, und dieser gebührt uns, weil das Volk die Sache versteht, denn es lebt in den Sachen. Lasset uns also darnach trachten, daß wir durch Wahl eine große Körperschaft einsichtsvoller und kräftiger Männer zusammenbringen, die in verschiedene Ausschüsse getheilt, Alles berathen, was überhaupt das gemein-

same Leben betrifft. Mit dem Vorschlage einer solchen wahren Stimme des Volks lasset uns dann vor den Fürsten treten, ihm zeigen, wie ihm selbst dadurch die Last der Regierung erleichtert werde, daß sich in allen Kommunen solche Gemeinen bilden, aus denen sich dann stufenweise die wahre Volksvertretung erzeuge, durch welche allein das Wohl des Landes, und gleicher Weise das Wohl aller deutschen Länder, zu Stande gebracht werden kann.

Diese Rede, mit Feuer und Gewandtheit gesprochen, brachte eine große Wirkung, besonders unter dem jüngeren Theile der Hörer, hervor.

Nach einer kurzen Pause riefen einige, bald darauf viele Stimmen: das meine ich auch, so sollte es sein, das laßt uns beschließen, wohl muß es anders, muß besser werden, das Volk muß seine Stimme abgeben.

Hierauf wußte sich der Greis, welcher zuerst geredet, Gehör zu verschaffen, und sagte: So haben wir es nicht gemeint, als wir von Gemeinältesten für christliche Sitte und Ordnung sprachen. Ihr setzt etwas Anderes an die Stelle, woran wir nicht gedacht haben.

Freilich, wurde ihm von der anderen Seite erwiedert, ihr habt nicht daran gedacht, aber wir denken daran, und das ist gerade das Rechte, daß ein Gedanke den anderen erzeugt. Was in anderen

Ländern der Welt ist, selbst in deutschen Ländern, und wodurch das Volk sich frei und froh fühlt: warum sollte es bei uns nicht sein?

In dieser Weise schwoll die Stimme der Jungen über die vereinzelten Reden der Alten immer ungestümer hinaus, und indem die Lebhaftigkeit von jenen sich theils in beistimmenden, theils im Einzelnen abweichenden Stimmen gegeneinander ergoß, gelang es nur wenigen Alten, ein beschwichtigendes und berichtigendes Wort so unter die Gruppen zu werfen, daß zuletzt ein Gefühl von Uneinigkeit und Unklarheit der Menge noch als ein Glück und als ein Anknüpfungspunkt für neue Bestimmung und ruhigere Berathung betrachtet werden konnte.

In diesem Augenblicke riefen mehre Stimmen: Da kommt der alte Martini, da kommt der Schulmeister, den wollen wir hören, der soll uns Rath geben.

Plötzlich entstand Stille. Edmund trat unter die Menge zurück, und indem einer der vermittelnden Männer dem alten Martini erzählte, wie die Sache begonnen, und welches eigentlich die Streitfrage sei, die hier so stürmisch verhandelt werde, zeigte er so viel Klugheit und Zartgefühl, dem Alten nicht zu sagen, daß der erste Vorschlag, das Kirchliche in das Bürgerliche umzubilden, von seinem Sohne ausgegangen sei.

Von einem horchenden Kreise umgeben, in der würdigsten Haltung, stand der stattliche Mann auf diesem dörflichen Areopag, und redete also: Ich sehe, ihr Männer, daß ihr allzurasch auf ein Gebiet gekommen seid, was nicht das eurige ist. Wenn diese Alten, denen ihr Jungen doch wohl eben so viele Liebe zur Gemeine und größere Weisheit, als ihr habt, zutrauen werdet, darauf sannen, wie ein Rath der Alten und Weisen zur Umgebung des Pfarrers, zur Belebung aller christlichen Sitte und Ordnung in der Gemeine zu stiften sei: so war dies etwas Einfaches und Gutes, was lange Erfahrung, öftere Berathung, an der ich selber Theil nahm, und das Beispiel unserer Nachbarn eingegeben hatte. Denn wir bedürfen es in der That, daß die am Heile der Seelen Theil nehmende Liebe uns untereinander verbinde, und daß der wachsenden Gottesvergessenheit unter uns gesteuert werde. Wenn ihr aber diesen an sich schon nicht leichten Gegenstand verlaßt, und nun auf einmal eine Verbesserung aller eurer irdischen Angelegenheiten, und zwar durch Wahl von Stellvertretern und Rathgebern, bezweckt und wünscht: so weiß ich nicht, ob ihr das Erste wahrhaft gewollt, auch nur wahrhaft verstanden habt, indem ihr das Zweite als eine bloße Fortsetzung davon ansehtlt. Denn das Erste, was die Alten vorschlugen, bezweckt die Macht der Gottesfurcht und des Glaubens, so

wie die Liebe zu Christus unter euch mehr herrschend zu machen, so daß weniger Leichtsinn und Sünde, weniger Frechheit und Zank, mehr Ehrerbietung und Zucht, mehr Fleiß und Genügsamkeit, mehr Gebet und herzliche Liebe unter euch sei. Das Zweite aber, die Berathung des Weltlichen, nimmt die Geister auch solcher, die gottesfürchtig und durch Verstand dazu befähigt sind, so ein, daß sie nicht gut zu gleicher Zeit auf das Erste Fleiß und Nachdenken und Zeit und Mühe verwenden können. Kommen aber solche dazu, denen entweder Gottesfurcht oder Verstand, oder beides fehlt: so werden sie eure irdischen Dinge auf eine Weise berathen, die nicht einmal Sinn und Verständniß der geistlichen und sittlichen zuläßt. Da überdies nun jene weltlichen Dinge wieder zusammenhängen mit anderen, höher liegenden, die ihr nicht beurtheilen könnt: so würde die Berathung derselben durch eure Erwählte nur in dem Falle fruchten, wenn bei denen, die euch zu regieren berufen sind, erst selbst ein Bedürfniß sich zeigte, euren Rath zu hören. Wäre dies aber nicht: so würden sie auch nur mit Unwillen hören, ihr würdet einander mißverstehen und nichts Gutes und Einiges würde herauskommen. Wolltet ihr aber daran denken, das, was ihr anders wünscht, als es jetzt ist, durch die laute Stimme aller Gemeinen eurer Obrigkeit gleichsam abzutrotzen: so wäre das ganz der Ehrerbietung

und Geduld entgegen, die eben der erste Rath der Alten auf dem Grunde des Wortes Gottes durch Ermahnung und Handreichung unter euch erzeugen möchte. Die Verfolgung des zweiten Raths würde also auch so den ersten zu nichte machen und verderben, Unbescheidenheit, Frechheit, Vorwitz, Unruhe und Habsucht würden sich mehren, und das Alles um eure Zustände im Weltlichen zu ändern, während eure Vernunft und der heutige heitere Festtag euch sagt, daß sie nicht nur besser sind als in vielen Ländern, sondern daß sie gut sind, obwohl sie ohne Zweifel noch besser sein könnten. Daher ist mein Rath, die Alten vor Allem denken dem ersten Vorschlage weiter nach, berathen sich darüber untereinander und mit dem Pfarrer, theilen den Gedanken auch mit benachbarten Gemeinen unseres Bekenntnisses, und bilden dann bei unserem kirchlichen Vorgesetzten oder auch bei unserem gütigen Fürsten ein Gesuch, dessen Gewährung euch besser und zufriedener machen würde, ohne euch aufzuregen und in eine Bahn zu werfen, wobei ihr vor Gott kein gutes Gewissen haben könntet.

Wie ein milder Regen, nachdem ein heftiges Gewitter sich verzogen, auf die Flur niederfällt, und gleichmäßig erquickende Frische über den jetzt noch sparsam betretenen, aber aus allen geöffneten Fenstern mit Wohlgefallen und Dank betrachteten Boden verbreitet: so wirkte die Rede des alten Martini.

Eine Berathung fand jetzt nicht weiter Statt. Die Männer aber schaarten sich auf dem Rückwege ruhig zu verschiedenen Häuflein zusammen, und dies war der Anfang länger fortgesetzter Besprechungen über die beste Ausführung des Vorschlages der Alten.

Fünftes Kapitel.

Sagten Sie mir nicht einmal, so redete Heinrich eines Tages Robert an, daß Sie im Besitze eines Manuskripts seien, welches die Bekehrungsgeschichte Ihres Oheims enthalte, eines Mannes, der auf Ihr eigenes religiöses Leben viel eingewirkt habe, und mich dünkt, Sie versprachen, es mir mitzutheilen.

Ich will dies thun, antwortete Robert, aber fast muß ich glauben, daß Sie, theurer Heinrich, mich in Betreff des Oheims und seiner Denkart mißverstanden haben. Mein Oheim war ein Methodist, und das bin ich nicht. Die Anschauung seiner Gefühlsweise und seines sehr musterhaften Wandels seit seiner Bekehrung hat mich mehrfach angeregt, aber meine Richtung im Ganzen habe ich nicht daher, sondern von meinen Aeltern und einigen meiner Lehrer. Bald nach seiner Bekehrung schrieb mein Oheim einen Brief an meinen viel jüngeren Vater, der nach dem Tode dieses in meine Hände gekommen ist. Mein Oheim,

als der älteste Sohn seines Vaters, war ein Lord, der in großen Verhältnissen lebte, stets unverheirathet. Mein Vater war der jüngste Sohn von Lord G. Der Brief ist gefühlvoll und merkwürdig in seiner Art, aber so ganz in der Weise der Methodisten, durch deren Vermittelung mein Oheim gläubig wurde, daß Sie daraus den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche und Nazion nicht hinreichend kennen lernen können, sondern nur die Art, wie der Methodismus auf verirrte, aber redliche Gemüther, die das Heil suchten, wirkte. Diese Art ist eigenthümlich, ohne deutliche Vermittelungen und Uebergänge, wie die Deutschen sie vorzüglich lieben, und wird Ihnen wahrscheinlich nicht in jeder Hinsicht gefallen.

Dessenungeachtet, sagte Heinrich, möchte ich den Brief sehr gern kennen, ja ich gestehe Ihnen, es liegt mir viel daran, etwas recht aus dem Leben Genommenes von dem Methodismus zu hören, denn wie ungenügend sind die meisten unserer kirchengeschichtlichen Bücher darüber!

Nun, so lassen Sie uns diesen Nachmittag in den Elsbusch gehen, sagte Robert, ich werde den Brief mitbringen.

Zur bestimmten Zeit und am bestimmten Orte fanden die Freunde sich zusammen.

Robert laß: Mein theurer Bruder! Ich schreibe Dir diesen Brief, um Dich von der großen Gnade zu

unterrichten, die der Herr mir erwiesen, da er mich, der ich durch eigne Schuld und durch Uebertretung aller Gebote seines heiligen Worts die Verdammniß in meinem Herzen fühlte, wie ein Brand aus dem Feuer gerissen und, wie ich zu ihm hoffe, nunmehr mit der Kraft ausrüsten wird, durch meinen Wandel die Macht seiner umwandelnden Gnade zu beweisen. Ich werde Dir eine kurze Erzählung der wunderbaren Wege geben, deren sich Gott bedient hat, mich aus der Gefahr, in welcher ich mich befand, zu retten. Obwohl ich fühle, daß ich die Größe der göttlichen Barmherzigkeit und Weisheit, die mir zu Theil geworden, nicht hinlänglich werde beschreiben können: so hoffe ich doch, durch das, was ich werde zu sagen haben, unter dem Segen Gottes einen Eindruck auf Dein Herz machen zu können, auf daß Du, den ich als einen ehrbaren jungen Mann kenne, darnach ringen mögest, die Reichthümer Christi kennen zu lernen und Dich in einem wahren, lebendigen Glauben der Seligkeit, ein Kind Gottes durch Christus zu sein, gründlich zu erfreuen. Du weißt, oder in anderer Beziehung richtiger, Du weißt es nicht, wie vielen Verirrungen und Sünden mein Leben hingegeben war bis zu jenem seligen Augenblicke, wo es Gott gefiel, mir das Herz zu öffnen. Es waren Verirrungen und Sünden, die zwar die große Welt, in deren Kreisen ich in unserer Hauptstadt, in Paris

und Italien mich bewegte, mir nicht hoch anrechnete, weil es ihre eigenen Sünden sind, die aber dessenungeachtet vor dem Angesichte des heiligen und lebendigen Gottes im höchsten Grade strafbar sind. Mein Vermögen bot mir die Gelegenheit dar, alle meine Wünsche zu befriedigen. Ich reiste und sah Alles bis zum Ueberdrusse, aber ich hatte an nichts wahre Freude, weil ich nichts mit Aufblick auf meinen Schöpfer und mit Dankbarkeit gegen ihn genoß. Nahm ich an den Religionsübungen unserer Kirche in den Hauptstädten des Kontinents und in den Kapellen unserer Gesandten Theil: so geschah es lediglich des Anstands und der Form wegen, mein Herz war fern von dem heiligen Inhalte der Gebete und Vorlesungen, die zur Liturgie gehören. Nicht nur brachte ich meine Tage ohne Gebet und Gebrauch des göttlichen Worts zu, sondern ich ergab mich dem Müßiggange, der Schwelgerei und knüpfte wiederholt Verbindungen mit Personen des anderen Geschlechts an, deren ich mich auf das Tiefste schäme, indem nach und nach jedes bessere Gefühl in diesem unwürdigen Umgange erstickt wurde. Dabei besaß ich eine unerhörte Eitelkeit und Sucht, durch Vermögen, Eleganz und gesellschaftliches Talent zu glänzen. Selbst die Kenntniß der Sprachen, der Geschichte und der Mathematik, in welchen Wissenschaften ich allerdings Einiges geleistet hatte, wandte ich nur an, mich bei der Welt geltend zu machen,

ohne irgend einen vernünftigen Plan, ihr damit zu nützen. Meine Großmuth und Freigebigkeit selbst, die ich gegen Nothleidende und öffentliche Anstalten übte, war nichts Anderes als ein glänzendes Laster, da sie mir auch nur zum Selbstruhme, zur Eitelkeit und zur elenden Beschwichtigung meines Gewissens diente. Ich war nicht vollkommen ungläubig an die theoretischen Wahrheiten der christlichen Religion, aber ich war vollkommen gleichgültig, und merkte es nicht einmal, daß mein ganzer Zustand durchaus entsprechend dem war, was die heilige Schrift geistlich-todt nennt. Ich fühlte mein Elend und meine Trennung von der Quelle aller Seligkeit nur insoweit, als ich mich durch nichts in der Welt befriedigt fühlte, und diese Leerheit, Unzufriedenheit und das Gefühl der Zwecklosigkeit meines und alles übrigen Daseins steigerte sich oft bis zu einem solchen Grade, daß ich anfing mir zu sagen, dies müsse das Wesentliche des Zustandes sein, von dem die Schrift sagt: Wo ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht. Ich würde vielleicht Hand an mich selbst gelegt haben, wenn ich nicht eine dunkle Ahnung in mir getragen hätte, es könne sich noch etwas ereignen in meinem Leben, was ich noch nicht erfahren, und was mir einen neuen Reiz zum Leben geben würde. Ich war unaussprechlich elend, indem ich von einem Orte zum anderen, von einer Zerstreuung zur anderen irrte, um

etwas Anziehendes und Ergreifendes zu finden, und es nirgend fand. Und dieses Umherirrens, dieser Neugier, in der vielleicht schon ein Funke eines höheren Verlangens nach ewigen Gütern verborgen war, bediente sich Gott in seiner allgenugsamen Barmherzigkeit, um mich zu rühren, mich zu retten und zu einem seligen Genossen seines Hauses zu machen. An einem Novemberabende des vorigen Jahres ging ich in London in die Kapelle der Methodisten zu Moorfields, lediglich, so viel ich mich erinnere, weil ich keine andere Zeiterfüllung hatte, und weil ich neugierig war, Johann Wesley zu sehen und zu hören. Die Kapelle war anständig erleuchtet, und ein äußerst harmonischer Gesang des alten Liedes: Willst Du nach der Hirtenpflicht nicht Dein Schäflein wieder holen — rührte mich sowohl durch seinen Inhalt, als durch die tiefe Andacht, mit der die zahlreiche Versammlung das Lied anstimmte. Was, sagte ich zu mir selbst, kann diesen Menschen das innige Vertrauen geben, daß Christus sich ihrer Seelen annehmen werde, und muß, woher es auch komme, in diesem Vertrauen nicht schon der Anfang einer Seligkeit sein, die ich bis jetzt für einen Traum gehalten habe? Nun trat Wesley auf die Kanzel. Alles, was Feinheit und Verstand, Klarheit und Ruhe einem Angesichte Ehrwürdiges und Anziehendes geben kön-

nen, zeigte sich in dem dieses Greises, und eine unbeschreibliche Mischung von Ernst und Freundlichkeit, Kraft und Milde druckte sich auch im Tone seiner Stimme aus. Nimm dazu das Geordnete, Durchdachte, Gründliche in seinem Vortrage ausgedruckt in einem eben so reinen als einfachen Englisch, und Du hast von außen etwas über die Wirkung, die dieser ausgezeichnete Knecht Gottes übte. Aber unendlich mehr lag in dem Inhalte seiner Rede. Er predigte über die Worte Röm. 5, 5: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, welcher uns gegeben ist." Er zeigte zuerst, wie nur die lebendig an Christus Glaubenden das sagen können, sodann, wie diese Erfahrung wahre Seligkeit sei, und endlich drittens, wie die, welche sie wahrhaft gemacht, nicht anders können als in einem heiligen Wandel voll guter Werke das neuempfangene Leben offenbaren. Im ersten Theile entwickelte er, wie unfehlbar der Glaube, daß Gott seinen eigenen Sohn für uns dahin gegeben, wenn er wirkliche Zuversicht sei, nach allen Gesetzen des Seelenlebens, jedoch nie ohne die Wirkung des Heiligen Geistes, die Liebe Gottes uns als eine auch uns umfassende erfahren lasse; denn der Glaube an die Liebe Gottes sei zugleich Empfinden und Erfahren dieser Liebe, während aus dem Mangel des Glaubens an den

Sohn Gottes sich nothwendig früher oder später das Bewußtsein der Verdammniß entwickeln müsse. Sodann schilderte er, wie das Haben der Liebe Gottes im Glauben Gewißheit der Sündenvergebung und Seligkeit in sich schließe, so daß der Glaubende nur das in der Ewigkeit erwarte, was er hier schon geschenkt erhalten, und zwar ohne alles Verdienst seiner Werke. Endlich bewieß er, daß jede Erfahrung nur eine täuschende, ungöttliche sei, wofern sie nicht Lust und Kraft eines heiligen Wandels hervorbringe. Mein theurer Bruder, ich vermag Dir nicht auszusprechen, welch ein Licht und Leben mir mit jeder Periode, die Wesley redete, wachsend aufging. Ich fühlte den Glauben entstehen an die Liebe des Sohnes Gottes am Kreuze, die auch mich gesucht hatte, und mit diesem Glauben fühlte ich ein Versenktwerden aller meiner Sünden in die Tiefe des Meeres und das Aufgehen einer Dankbarkeit gegen den dreieinigen Gott in mir, von der ich gewiß war, sie war keine Wallung des Geblüts, sondern eine Kraft des ewigen Lebens. Nach geendigter Predigt fühlte ich, daß meine Thränen rannen, einige in meiner Nähe sitzende Männer unterstützten mich, und brachten mich zu meinem Wagen, der mich zu einem Abend und einer Nacht führte, wie ich noch nie eine erlebt. Wenige Tage darauf machte ich die Bekanntschaft von Johann

und Karl Wesley. Ich bin in die Gesellschaft der Methodisten aufgenommen, da ich fest überzeugt bin, daß sie in der Hand des Herrn ein Werkzeug sei, unsere durch Socinianismus und Pelagianismus befleckte und erstorbene anglikanische Kirche neu zu beleben und vielleicht später sie mit dem besseren Theile der Dissenter wieder zu vereinigen. Ich billige die Gewaltsamkeiten und Ueberspannungen nicht, die in einigen Gegenden von England und Amerika sich in die methodistischen Gemeinen eingeschlichen haben. Aber ich trage nach meinen Kräften zur Erhaltung der Gesellschaft bei, weil sie besonders unter dem gemeinen Manne eine Disziplin eingeführt hat, die die heilsamsten Wirkungen für das sittliche Leben dieser Klassen verspricht, und weil sie das Werk der Heidenbekehrung mit so kraftvollem Eifer begonnen hat. Ich fordere keinesweges von jedem, der ein lebendiger Christ sein will, daß er äußerlich ein Methodist werde, ich möchte aber wagen zu behaupten, ein jeder sei es dem Wesen nach an sich selbst schon. Ich werde mich nicht gänzlich von der Welt zurückziehen, obwohl ich nicht glaube, daß es mein Beruf sein möchte, eine politische Laufbahn einzuschlagen. Allein es ist mein fester Vorsatz, unbekümmert um die Verkennung und den Spott der Welt, alle meine geselligen und häuslichen Verhältnisse so einzurichten, daß ich da-

durch die Ehre Gottes befördere und den Fußstapfen meines Erlösers folge, gemäß seinem untrüglichen Worte. — Dies ist die Mittheilung, mein theurer Bruder, welche ich Dir über meine Bekehrung machen zu müssen glaubte, und nach welcher Du nun das Verschiedenartige und Gehässige, was Du von Menschen dieser Welt über meinen Beitritt zum Methodismus hören magst, zu beurtheilen im Stande sein wirst. Lebe wohl, mein theurer Bruder, was ich für Dich selbst empfinde und von dem Herrn erbitte, habe ich schon im Anfange dieses Briefes gesagt, und bestätige es jetzt, indem ich mit der ganzen Zärtlichkeit meines Herzens Dich grüße. Glaube mich aufrichtig den Deinigen

London, 11. Februar 1771.

Henry Lord G.

Robert sah, nach Vollendung der Lesung, bewegt und mit einer gewissen Zuversicht auf Heinrich, und dieser drückte ihm mit Wärme die Hand, indem er sagte: Ein vortrefflicher Brief, sowohl als Beitrag zur religiösen Geschichte Englands als auch als Ausdruck einer demüthig-ernsten Seele.

Kaum hätte ich gedacht, daß Sie so günstig über ihn urtheilen würden, erwiederte Robert.

Nun ich meine, sagte Heinrich nicht ohne eine gewisse jungfräuliche Verlegenheit, die ihm eigen

war, ihn soweit zu verstehen, daß, wenn gewisse Züge des Plötzlichen und Persönlichen hinweggenommen würden, und da und dort ein weiteres Verständniß hinzukäme, wir wohl Alle uns sehnen müßten, eine ähnliche Tiefe der Erregung und Beruhigung zu erfahren. Sie sollen mir noch weiter erzählen, wie Lord G. im Leben war.

Viertes Buch.

war, ihn soweit zu ersticken, daß, wenn gewiße Züge des Plötzlichen und Persönlichen hinweggenommen würden, und da und dort ein weiteres Verständniß hingeführt, wir wohl Alle uns sehnen müßten, eine ähnliche Liebe der Hingebung und Beruhigung zu erfahren. Sie sollen mir noch weiter erzählen, wie Lord G. im Leben war.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Haben wir über den Ereignissen, die im dritten Buche zu erzählen waren, Ludwig noch mehr als Heinrich aus den Augen verloren: so ist es nöthig, daß wir auf die Begegnisse von jenem, seitdem wir ihn verlassen, auf eine Zeitlang zurückgehen. Und hier ist es merkwürdig, daß es Ludwig, welcher nicht minder lebhaft für Sophie Partei zu nehmen anfing, als Heinrich, in demselben Grade, obwohl fast auf entgegengesetzte Weise, mißlang, mit diesem, wie es beiden vorkam, etwas sonderbarem Mädchen in Uebereinstimmung zu kommen.

Ludwig hatte ein gerades und gründliches Gemüth, allein sein Geist hatte etwas Ueberfülltes und Gesuchtes angenommen, durch welches sich seine Ehrlichkeit zwar immer noch hindurchzog, welches aber, ohne daß er selbst es wußte, ihn zum Theil unverständlich machte und dem Eindrucke seiner natürlichen Liebenswürdigkeit Eintrag that.

In dieser Weise hatte er sich eine Vorstellung von christlicher Literatur ausgebildet, in welcher alles natürlich Vernünftige ganz durchdrungen sein sollte vom Religiösen, und zwar von bestimmt ausgebildeten religiösen Begriffen. Zum Grunde lag bei ihm das Verlangen nach Ernst und Gehalt für alles Schriftthum, das Vertrauen auf die Durchleuchtungsfähigkeit jedes Gedankens vom Geiste Gottes, allein dieser Geist hatte ihn selbst noch nicht in schöpferischer Weise hinlänglich erleuchtet und frei gemacht, weshalb er auch weniger auf die Bibel als auf christliche, dogmatische und ascetische Schriften, wenn gleich immer der besten Art, zurückging.

Für diese seine Lieblingsidee, daß es christliche Gedichte, christliche Romane, christliche Reisebeschreibungen, christliche Dramen und Epen, und nur solche geben müsse, glaubte er allen Anklang bei Sophien finden zu müssen, von der er ja wußte, daß sie Liebe zur Literatur mit entschieden christlicher Richtung verband.

Freuen Sie sich nicht auch, Fräulein Sophie, sagte er einmal zu ihr, auf die Zeit, wo wir unserer unchristlichen oder nicht christlichen Literatur werden entbehren können, wo wir eine haben werden, in der Alles uns die Wahrheiten des Christenthums vor die Seele bringt und uns Bilder vorführt, an denen sich unser innerer Mensch aufrichtet?

Meinen Sie, sagte Sophie, Beispiele christlichen Wandels in erdichteten Erzählungen und Beweise der christlichen Religion in die Lehrbücher anderer Wissenschaften aufgenommen?

Ja, sagte Ludwig, nur Alles recht anschaulich.

Dies kann ich mir doch nicht denken, sagte Sophie, ohne daß es ziemlich langweilig und trocken herauskäme.

Ludwig fühlte sich ein wenig verletzt, aber er blieb ruhig genug, um sich nicht stark zu äußern. Wie könnte langweilig und trocken sein, sagte er, was aus der Wahrheit Christi ist, und wie sollte es möglich sein, daß es Ihnen, Sophie, so erschiene?

Verstehen Sie mich nur, nicht die Sache langweilig und trocken, meine ich, aber diese Form in Romanen, Schauspielen und anderen Gedichten, während ich die lebendige Sache aus erster Hand haben kann.

Was nennen Sie aus erster Hand, erwiederte Ludwig, und bin ich denn falsch berichtet, wenn ich meine, daß Ihnen Literatur und Poesie nicht blos Eines Volks bekannt und werth ist?

Ich will Ihnen sagen, Herr Ludwig (diese Art von Anrede hatte Arnold halb scherzhaft gleich anfangs gestiftet), wie das ist, denn Sie denken es sich wahrscheinlich anders. Ich lese englisch und italiänisch, das ist wahr, aber einmal thue ich es, Dank sei es

meines Bruders Anleitung, wirklich um der eigentlichen Sprache willen, die mir an sich selbst Freude macht, und dann um der Geschichtbücher und einiger recht großen und guten Schriftsteller willen, die mir selbst ein Bild von der Geschichte oder dem Seelenleben der Menschen geben, freilich ohne Ausschluß von geistlichen Büchern, aber deren nur weniger. Diese meinen Sie nun nicht, und nun sagen Sie mir, wie soll in die Geschichte, die Weltgeschichte und die Seelengeschichte, die christliche Lehre und das christliche Beispiel kommen?

Ich bin deshalb in so großer Verlegenheit, Ihnen zu sagen, wie ich dies meine, antwortete Ludwig, weil ich noch immer überzeugt bin, daß Sie die Sache völlig in sich tragen und mehr als ich.

Ich versichere Sie, nein, sagte Sophie, wenigstens so wie ich Sie verstehe. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu bezeugen, wie ich die ächten geistlichen Lieder liebe, aber die mit allem Pomp der Sprache ausgemalten Empfindungen nicht, die christlichen Tugendmuster in Romanen auch nicht, denn ich finde sie poetisch unwahr, und die religiösen Reflexionen in Lehrbüchern der Naturgeschichte, die ich mir selbst zu machen pflege, ebenfalls nicht.

Aber ich bitte Sie, sagte Ludwig etwas heftig, was lieben Sie denn, und wie können Sie nicht lieben, wodurch das Göttliche uns anschaulich wird?

Sophie schwieg.

Oder ich habe sie mißverstanden, sprach Ludwig.

Das muß wohl sein, sagte Sophie ernster als vorher. Aber ich kann mich Ihnen nicht deutlicher machen, als indem ich sage, ich lese und liebe die Literatur, besonders der früheren Zeiten, soweit sie mir zugänglich ist und mein Bruder sie mir mit Auswahl zuweist, als geistige Baumgruppen eines kräftigen Waldes, ich ergehe mich oft darin, aber Sie irren, wenn sie meinen, daß ich ganz darin lebe und wohne, eben so wenig als ich Neigung habe für mich allein Tage lang im Walde zu bleiben.

Aber wo wohnen Sie denn mit Ihrem Geiste, wenn Sie nicht wohnen wollen in den edlen Gedankenformen, welche gläubige Geister in der Sprache der Poesie und der Reflexion ausgeprägt haben?

Wo ich wohne? sagte Sophie. Wenn Sie nach etwas Anderem fragen, als in welchem mein innerster Mensch wohnt: vor Allem in der Heiligen Schrift.

Ja doch, sagte Ludwig, der wohl fühlte, daß er während dieses ganzen Lobes der christlichen Literatur noch nicht an die Schrift gedacht hatte, aber doch ohne Zweifel vermittelt durch die uns näher liegenden Werke der Kirche und begabter christlicher Schriftsteller.

Sophie sah ihn bedeutend an, als hätte sie auf einmal in sich selbst erkannt, welches der Mittelpunkt und Grund ihres gegenseitigen Mißverständnisses sei, und sagte: Nein, nicht vermittelt durch die Literatur

der Völker, sondern so wie Gott sie seiner Gemeine gegeben hat, sich selbst erklärend und vermittelnd durch den Geist der Wahrheit, der dem Bittenden geschenkt wird.

Ludwig fing an verlegen zu werden, indem er etwas ahnte von einer Einfachheit und Sicherheit des Schriftgebrauchs bei Sophien, wie er sie nicht besaß. Doch fuhr er fort, indem er in diesem Augenblick eigentlich nach einer Seite hin ausbog, vor der er selbst oft gewarnt hatte: Sollten Sie wirklich auch das Alte Testament mit seinen vielen Härten, seinem Schweren und Schauder Erregenden unvermittelt lesen wollen, zu lesen lieben?

Ich weiß wieder nicht, was Sie unter unvermittelt verstehen, antwortete Sophie, aber das weiß ich, daß das Schreckliche mir auch hier im Lichte der allumfassenden Liebe erscheint, und daß es mir unendlich leichter wird, so das Schreckliche, von dem ich einmal doch weiß, daß es in der Welt und unter den Menschen ist, zu tragen, als wenn ich es ohne das Licht des Schriftworts in der Weltgeschichte, in dem täglichen Leben und in der Weltliteratur wahrnehme, oft nur überfirnißt durch die Pracht der Worte und durch das Versteckspiel des alten Menschen. In der Bibel tritt er heraus wie er ist, und so erkenne ich mich selbst, komme aber über mich selbst hinaus durch das Wort der Gnade.

Ludwig schwieg, weil er fühlte, Sophien's Stimmung war eine solche geworden, in der weiterer Gedankenwechsel sie beunruhigen konnte.

Das Gespräch ließ einen Stachel des Nachdenkens bei ihm zurück, mit dem sich eine zarte, aber immer noch unklare Theilnahme für Sophie in seinem Herzen verband.

Zweites Kapitel.

Unserem Ludwig war eine Anknüpfung, ein Umgang vorbehalten, in welchem nicht nur sein Naturell und sein Gemüth sich auf eine freiere und glücklichere Weise entfalten konnte, sondern welche auch nicht ohne Folgen blieb für den Gang dieser Geschichte. Sonderbarer Weise war dies ein Verhältniß, welches an sich die Einfachheit zurückzudrängen schien. Es war das, in welches Ludwig zu dem Fürsten trat, dem er auf den Wunsch seines Vaters sich vorstellen ließ, und der ein Wohlgefallen an ihm fand, welches dann nicht seltsam erscheinen konnte, wenn man den Karakter und die Seelenstimmung des regierenden Fürsten des Ländchens, in dem wir uns befinden, einigermaaßen kannte.

Der Fürst war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, der seit zehn Jahren regierte.

Sein Vater hatte ihn frühe auf Reisen gesandt in Gesellschaft eines Kavaliers, der sehr weltgewandt,

sehr anständig und unterrichtet war, aber nur dies, ohne an eine andere Sittenstrenge zu glauben, als welche sichtbar wird. Er glaubte dem jungen Prinzen Vieles hingehen lassen zu müssen, wozu diesen ein lebhaftes, warmes Gefühl, viel Naturkraft und ein Sinn für poetischen Lebensgenuß hinzog.

Unglücklicher Weise fehlte dem Prinzen eigentliche Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit, er war unbekannt mit seinem eigenen Herzen und voll von Vorurtheilen aus den deistischen Schriften der feineren, ästhetisch-sentimentalen Art. Tiefen Eindruck hatten diese nicht auf ihn gemacht, aber sie hatten doch Gleichgültigkeit und Abneigung gegen das Christenthum der Thatsachen bei ihm gegründet. So ungewaffnet trat er in die große Welt, es wurde ihm geschmeichelt, er wurde verleitet, er war nicht berathen, und er verfiel in diejenige Art von Weltlichkeit und Sinnenlust, welcher jeder Jüngling aus den höchsten Ständen zu erliegen pflegt, der nicht entweder durch tieferes religiöses Gefühl, oder durch sittliche Familienehre, oder durch weltscheue Trockenheit davon abgehalten wird.

Der Fürst erwachte aus diesem Rausche, noch ehe sein Vater starb. Er erhob sich darüber aus Sitten- und Anstandsgefühl, aus Ueberdruß, aus dem Wunsche, seine Kraft für seinen künftigen Beruf zu sammeln, aber nicht aus Erkenntniß der Sünde.

Er wurde in seinem Betragen, seinem Umgange, seinem Geschmack anders, aber sein Herz war verarmt und fast verwüstet. Sein natürlich edles Gemüth ließ es nicht zu, daß er hart gegen Andere wurde; aber er verlor den Muth zur Freundschaft, zum Vertrauen, zum Lieben. Er hatte etwas natürlich Weiches, viel Mitleiden, viel Großmuth, er wollte gern lieben, aber er merkte, daß er es nicht konnte. Die frühe Gewöhnung der Selbstbezwingung in Bezug auf alle äußere Erscheinung verhinderte, daß er Schwäche und Bedürfniß zeigte. So geschah es, daß auch schärfer blickende Menschen, die in seine Nähe kamen, kaum etwas davon merkten, wie sehr der Fürst darbte, und dies vermehrte seine Unzufriedenheit, während er zu stolz war, sich Jemandem zu entdecken.

Da er zu vollständig deistisch denken gelernt hatte, um eine größere Schuld gegen Gott als gegen sich selbst zu fühlen, und noch weniger um ein persönliches Verhältniß zu Gott für möglich zu halten: so war auch kein Verlangen nach Vergebung in ihm, sondern nur eine geheim nagende Reue, die wie ein tauber Schmerz sich durch seine Seele zog, indem sie nie kräftig ihren Gegensatz, die Erfassung des Guten und Wahren, hervorrief, sondern immer behaftet blieb mit der Vorstellung des durch Schicksale Bedingtseins seines sittlichen Zustandes und der Unmöglichkeit einer

entschiedenen Veränderung seines Gemüthszustandes zum Besseren.

Da er pflichttreu und nicht arbeitscheu, auch sehr unterrichtet und belesen war: so verfiel er nicht in leidenschaftlichen Mißmuth, nicht einmal in heftige Unzufriedenheit mit sich selbst, aber über das ganze Leben war ihm ein trüber Schleier gebreitet, und von allem Unbegreiflichen schien ihm das Unbegreiflichste dies Beides, wie man froh sein könne, nachdem man den wüsten Traum eines wilden Lebens ausgeträumt hatte, und wie man mit Befriedigung der Seele an bloßer Verstandesbeschäftigung oder an Unternehmungen nach außen hängen könne.

Er trieb seine Regierungsgeschäfte blos als Pflicht, und, wenigstens wie er glaubte, ohne alle Liebe, obwohl er oft eine sehr wirksame Theilnahme für das Wohl seiner Unterthanen zeigte. Die kirchlichen Dinge behandelte er blos als Regent, ohne Theilnahme des Herzens. Was die religiösen Parteien betrifft: so stellte er sich drüber, nicht gerade aus Stolz, aber aus Mangel aller tieferen Einsicht, worauf es ankam. Er selbst besuchte die Kirche nur an jedem ersten Festtage, indem er dies für eine Regentenpflicht hielt.

Die Gemüthsstimmung dieses edlen, aber innerlich rathlosen und darbenden Geistes war unglücklicher Weise seit der Vermählung des Fürsten nicht besser, sondern schlimmer geworden.

Diese fand zwei Jahre nach seinem Regierungsantritte Statt.

Obwohl kaum Jemand den eigentlichen Zustand seines Gemüths erkannte: so wußten doch Alle, die in seine Nähe kamen, daß er unzufrieden war, und nun hoffte man von der Verbindung mit einer wohlerzogenen, geistreichen und angenehmen Fürstentochter aus einem ganz ebenbürtigen Hause Befriedigung und Erheiterung des jungen Fürsten, allein vergebens.

Die Fürstin hatte die bezeichneten Eigenschaften, und sie war vielleicht noch gründlicher unterrichtet als der Fürst, allein sie besaß viel Kälte. Die Formen ihres Betragens waren fürstlich, ihr Gespräch war höflich und verständig, aber eine gewisse Eckigkeit und Schärfe zog sich durch ihr Urtheil und ihr Betragen selbst dann noch, wenn sie gewinnen wollte. Das Uebelste aber war, daß derjenige selbstgerechte Moralismus, welchen der Fürst in Verbindung mit Philosophie eigentlich nur in seinen Verstand aufgenommen hatte, bewegendes Prinzip ihres Herzens geworden war. Die Fürstin war in einem herben Razionalismus unterrichtet worden, und begierig hatte sie den Begriff einer Tugend, mit der man vor Gott bestehen könne, aufgefaßt, indem sie die Lehre von einer Versöhnung und Begnadigung, die der Besserung vorangeht und zu dieser antreibt, unter dem Vorgange ihres Lehrers leidenschaftlich hassen

gelernt hatte. So bemühte sie sich allerdings um ein dem sittlichen Gesetze gemäßes Verhalten, aber mit Stolz eben auf dieses Bemühen. Daher die Schärfe ihrer Urtheile über den sittlichen Zustand Anderer.

Und da der Fürst, theils nach einem gewissen Reste früherer Ansichten und Gewohnheiten, theils und zu jetziger Zeit noch mehr aus der Neigung, zu schonen und zu entschuldigen, an Personen von leichten Sitten das Gute, zuweilen im Gegensatze gegen seine Gemahlin, hervorhob: so fühlte die Fürstin sich dadurch abgestoßen und verletzt. Erst nach ihrer Vermählung erfuhr sie durch geschäftige und mit geschmeidigem Wesen scheinbar nur entschuldigende Zuträger, daß das Leben des Fürsten früherhin befleckt gewesen sei, und seit dieser Zeit beobachtete die Fürstin eine merklich zunehmende Kälte gegen den Fürsten.

Sein, wenn nicht Liebe im vollsten Sinne, so doch Theilnahme, Güte, Freundlichkeit bedürfendes und verlangendes Gemüth versuchte es auf die mannichfaltigste Weise, seine Gemahlin in ein recht vertrauliches und theilnehmendes Verhältniß hineinzuziehen, ohne daß es ihm je gelang.

Die Fürstin verletzte nie den Anstand und die Rücksicht gegen den Fürsten als ihren Gemahl und Gebieter, allein sie hielt sich nur in diesen Gränzen. Im vertrauten Zusammensein konnte sie artig, an-

regend, gefällig sein; so oft aber der Fürst dies als einen Anfang von Hingebung des Herzens ansah, nahm sie, vielleicht ohne es selbst zu wollen, die Haltung selbstbewußter sittlicher Ueberlegenheit an, vor welcher ihr Gemahl zwar nicht beschämt aber getäuscht zurückwich.

So wurde das Verhältniß innerlich immer übler, während äußerlich Alles in bester Ordnung schien. Auch war die Unfruchtbarkeit dieser Ehe, wie sie von dem Lande mit Bedauern aufgenommen wurde, ganz geeignet, zwei zwar nicht einander feindliche, aber nie für einander recht erwärmte Herzen (wiewohl der Fürst einen Anfang davon gehabt hatte) gegenseitig noch mehr zu entfremden.

So war das fürstliche Ehepaar beschaffen, welchem Ludwig von Botho durch den Hofmarschall vorgestellt wurde, wozu ein früherer, nicht ganz kurz fortgesetzter Umgang des Fürsten mit Ludwig's Vater in der Schweiz Veranlassung gab.

Die Fürstin schien anfangs sich einigermaaßen für Ludwig zu interessiren; indessen da sie bemerkte, daß der Fürst ihn in gewisser Weise auszeichnete, erlosch ihre Neigung sich mit ihm zu unterhalten, bald, und als er einige Male zur Tafel geladen war, sprach sie nur so kurz und abgemessen mit ihm, als die Sitte es gerade mit sich brachte. Dagegen der Fürst ein zunehmendes Wohlgefallen an Ludwig zu em-

pfinden schien, freilich in der Art, wie alles Vergnügen, dessen er genoß, mehr eine Abnahme und Unterbrechung seiner Unzufriedenheit als ein belebendes Gefühl war.

Hier war indeß vielleicht mehr von diesem letzten vorhanden, als der Fürst sich selbst bewußt war. Er sah einen Jüngling vor sich von glücklicher Bildung, dem auch ein Anfänger in der Physiognomik Reinheit des Sinnes würde zugesprochen haben, und diesen sich mit bescheidener Offenheit, mit einer von Feinheit begleiteten Lebhaftigkeit sich über allerlei Dinge äußern, von denen der Fürst in seiner gewöhnlichen Umgebung nicht reden hörte.

Ludwig hatte ein Geschick, ein Gespräch in's Geleise zu bringen, ohne dem Anderen Zeit zu lassen, sich zu besinnen, ob er in dasselbe eingehen wolle, und ohne lästig zu werden, da er Takt genug besaß, sich zu rechter Zeit wieder zurückzuziehen. So kam er auf Politik, Kirche, Philosophie, Literatur, Seelenstimmung, Geisterreich, und der Fürst fand eine Abwechselung, eine Erholung, ja eine Erheiterung darin, die Ludwig Muth machte, in dieser Weise fortzufahren.

Der Fürst gab ihren Gesprächen auch äußerlich eine freiere Form und Gelegenheit, da er Ludwig zu wiederholten Malen einlud, mit ihm spazieren zu reiten.

Hier zeigte der Fürst seinem jungen Günstlinge die neuen Parkanlagen, entwickelte ihm die Idee, die ihm bei der Anordnung des Ganzen vor der Seele gestanden hatte, und drang darauf, daß Ludwig sein Urtheil über das Ganze und Einzelne aussprechen möchte. Daneben erkundigte er sich nach Ludwig's Beschäftigungen, nach den Formen der Verwaltungsbehörden, in welchen Ludwig gearbeitet hatte, nach Notabilitäten der Hauptstadt und Aehnlichem.

Ludwig war zu erfüllt von religiösen und kirchlichen Ideen, als daß er nicht auch solche in gehörigem Zeitmomente vor dem Fürsten ausgesprochen hätte, und dieser, dadurch freilich am meisten von dem dunklen Weh, das ihn nie ganz verließ, berührt, wehrte doch dem jungen Manne nicht, sei es nun, daß er wohl fühlte, er würde ihn unnatürlich hemmen, und das anziehende Bild seines Seelenlebens verlieren, wenn er ihn hierin nicht gewähren ließe, oder sei es, daß ein geheimes Gefühl seines eigenen Bedürfnisses ihn bei diesem Theile der Gespräche Ludwig's festhielt.

Ludwig sprach einige Male von der Treuherzigkeit, Ehrenhaftigkeit und Kraft, die man in denjenigen Schichten des Volks bemerken könne, in welchen der volle evangelische Glaube durch Bibel und altes Gesangbuch, doch belebt durch eine lautere Unterrichtsweise, lebendig geblieben sei, oder wieder lebendig geworden.

Der Fürst schwieg dazu.

Ein anderes Mal, als Ludwig diesen Gegenstand nicht berührt hatte, fing der Fürst von selbst davon an, und sagte: Was Sie neulich von der Tüchtigkeit religiöser Leute aus dem Volke sagten, dies ist nicht geeignet, mir Hoffnungen für das sittliche Wohlsein meiner Mitmenschen einzuflößen, da es nur zu sehr am Tage liegt, daß dergleichen einerseits an eine beschränkte Verstandesstufe gebunden ist, die Unzählige überschritten haben, andererseits mit einer Gefühlseigenheit zusammenhängt, die nie allgemein werden kann.

Und doch, gnädiger Herr, erwiederte Ludwig, ist der tiefere Grund davon, wie mir scheint, das kräftigere Gefühl des Bedürfnisses nach Erneuerung des inneren Lebens, was bei diesen Menschen vorhanden ist und befriedigt wird.

Nach Erneuerung, sagte der Fürst, was verstehen Sie darunter? Erneuerung bedürfen die schlichten und frommgläubigen Landleute, die Sie mir beschreiben, nicht, und Erneuerung anderer Menschen, welche veraltet oder erkrankt oder verdorben sind, nennen Sie es wie Sie wollen: dieses Experiment soll noch gemacht werden, und doch besteht die Gesellschaft aus neunzehn Zwanzigsteln solcher Leute.

Und für diese Alle, sagte Ludwig, bietet das göttliche Wort Heilung dar.

Unverständliche Worte für mich, sagte der Fürst, und sah Ludwig mit einem bedeutenden Blicke an, zu ruhig, um streng genannt zu werden, und doch ernsthaft genug, um Ludwig zum Schweigen zu bringen.

Sie ritten wohl zehn Minuten neben einander, ohne etwas zu reden.

Darauf begann der Fürst, nachdem er dem begleitenden Diener gewinkt, weiter zurückzubleiben: Sie sind jung, Herr von Botho, Sie kennen die Welt wenig, und mögen Sie sie nie so kennen lernen, wie ich als Mensch, als Regent sie kennen gelernt. Möge Ihnen durch ein glückliches Naturell der Himmel das Gefühl bewahren, welches ich verloren, vielmehr das ich nie gehabt. Aber die Welt zu kennen in ihrer Leerheit, ihrer Wüstheit, ihrem Glanze, der innere Dunkelheit und Falschheit verbirgt, und durch eigene Thorheit, Leidenschaft und Verfehlung jenen Ueberdruß in sich zu fühlen, der allenfalls zur Erfüllung unserer Pflichten noch Kraft läßt, aber nicht zur Zufriedenheit, nicht zur Freude, wenn man bei sich einkehrt, nicht zur Liebe, wenn man aus sich herausgeht: dies ist ein Zustand, gegen den keine Lehre und keine übernatürliche Geschichte helfen kann, weil beide nicht heranreichen an das, was das verwundete Gefühl, das darbende Herz verlangt. Ich sage Ihnen das, um Ihnen begreiflich zu machen, weshalb ich

auf Hoffnungen, wie die Ihrigen, für das sich erneuernde Volksleben in Deutschland und Europa nicht eingehen kann.

Nach diesen Worten gab der Fürst seinem Pferde die Sporen, und, als wolle er Unmuth und Schmerz verwehen lassen in den rascher durchschnittenen Strömen der schon herbstlicher gewordenen Luft, eilte er mit seinem Begleiter von dannen und war in wenigen Minuten im Schlosse.

Hier wollte sich Ludwig beurlauben, allein der Fürst nöthigte ihn, in sein Kabinet zu kommen, ohne zu sagen, daß er einen besondern Zweck dabei habe. Auch hatte er einen solchen nicht; allein ein Gefühl, welches ihm selbst nicht klar war, ließ ihn wünschen, noch nicht sogleich der Gegenwart Ludwig's zu entbehren, gleichsam als thue es ihm leid, daß er diesem nicht Zeit zu einer Antwort gelassen hatte.

Sehen Sie die kleine Handbibliothek hier im Nebenzimmer an, sagte der Fürst, als er mit Ludwig in seinem Kabinet angekommen war, indem er eine Thür öffnete und offen ließ, ich habe für jetzt ein Paar Briefe zu lesen.

Ludwig sah die ausgewählten, schöngebundenen Bücher nur oberflächlich an, denn sein Gemüth war tief bewegt durch das, was der Fürst ihm von dem Zustande seiner Seele, wenn auch mehr hatte merken als wissen lassen, und doch fühlte er sich nicht im

Stande, dem Fürsten etwas Weiteres zu sagen, wofern dieser nicht, was unwahrscheinlich war, auf den Gegenstand, von dem er geredet, zurückkam.

So in sich besorgt und bedrängt, fiel ihm eine Prachtausgabe der deutschen Bibel in die Hände, und indem er zu Gott empor wünschte, er möge etwas finden, was ihn selbst in diesem Augenblick tröstete, schlug sich ihm wie von selbst das zweite Buch der Könige mit seinem sechsten Kapitel auf. Er laß die ihm wohlbekannte Geschichte von Naeman dem Syrer, der, auf Aussage eines israelitischen Mädchens, bei Elisa Hülfe gegen seinen Aussatz findet, zu Ende, und es wurde in seinem Gemüthe helle, als sage ihm eine Stimme, auch die Krankheit, mit welcher der Fürst behaftet ist, kann geheilt werden.

Als dieser frohe Gedanke sein Licht über seinen Geist verbreitet hatte, trat der Fürst in das Bücherzimmer, und, indem er auf das Buch sah, das Ludwig in der Hand hielt, sprach er mit freundlicherem Ernst: Sie haben da die Bibel, nun Sie kennen sie wohl besser als ich, obwohl ich auch nicht so Fremdling in ihr bin, als Sie vielleicht meinen. Aber ich fordere Sie auf, mir eine einzige Stelle zu zeigen, durch welche das, was Sie vorhin berührten, die Neubelebung einer mit sich selbst und der Welt zerfallenen Seele, bezeugt wird. Die Heilung der Kranken zu Christi Zeit, wenn sie wirklich geschehen ist,

und die Bekehrung der abgöttischen Heiden durch die Apostel bitte ich mir nicht anzuführen, denn der Zustand, von dem ich rede, ist weder Krankheit noch Abgötterei.

Doch haben Ew. Durchlaucht, sagte Ludwig, vorgestern selbst gesagt, es gebe eine Stimmung, in der man sein Inneres wie mit einem Aussatze behaftet empfinde.

Dies sage ich noch, antwortete der Fürst, aber wozu erwähnen Sie dies?

Um mir die Erlaubniß zu erbitten, gnädiger Herr, sagte Ludwig, eine Geschichte vorlesen zu dürfen, die ich so eben für mich gelesen, und welche mir oft schon als ein rührendes Bild von der Heilung der Seele durch das göttliche Wort erschienen ist.

Lassen Sie hören, sagte der Fürst, indem er sich niedersetzte.

Jetzt laß Ludwig das sechste Kapitel von dem ersten bis zum sechzehnten Verse vor, und, wie seine Stimmung es mit sich brachte, einfach und ruhig. Die letzten Verse lauten ja bekanntlich: „Da naheten seine Knechte zu ihm, redeten mit ihm, und sprachen: Lieber Vater, wenn dich der Profet etwas Großes hätte geheißen, solltest du es nicht thun? Wievielmehr, so er zu dir sagt, wasche dich, so wirst du rein. Da stieg er ab und taufte sich im Jordan siebenmal, wie der Mann Gottes geredet

hatte; und sein Fleisch ward wieder erstattet, wie das Fleisch eines jungen Knaben, und ward rein. Und er kehrte wieder zu dem Manne Gottes, sammt seinem ganzen Heer. Und da er hinein kam, trat er vor ihn und sprach: Siehe, ich erkenne, daß kein Gott ist in allen Landen, ohne in Israel; so nimm nun einen Segen von deinem Knechte. Er aber sprach: So wahr der Herr lebet, vor dem ich stehe, ich nehme es nicht."

Als er zu Ende war, schien es, als sei eine augenblickliche Besorgniß, der Fürst werde irgendwie verletzt sein, dem Schweigenden anzumerken.

Der Fürst nahm es wahr und sagte, indem er aufstand: Ich danke Ihnen; eine schön erzählte Geschichte für jeden unverdorbenen Geschmack. Aber wenn sie auch wahr wäre: was soll das einem solchen Menschen, einem solchen Bedürfnisse, als welches ich Ihnen beschrieben habe? Die junge Dirne aus dem Lande Israel ist allenfalls da, sagte der Fürst gutmüthig lächelnd, indem er Ludwig ein wenig näher trat, aber wo ist der Profet?

Mein Fürst, antwortete Ludwig, wenn sie dem nicht ganz den Namen eines Profeten weigern, der mit Glauben und im Geiste das Wort der Schrift auslegt, der schon Hunderten dieser Stadt einer inneren Klarheit Vermittler wurde, durch welche sie sich selbst, so wie Kirche und Welt, verstehen lernten,

den auch ich aus Erfahrung als einen hülfreichen und unbestechlichen Geist, wie Elisa, kenne — dieser Profet ist in Ihrer Nähe.

Der Fürst schwieg einige Minuten und sagte dann: Sie meinen den Pfarrer Arnold? Ich weiß wohl, daß er kein gewöhnlicher Mann ist, allein ich habe Gründe zu glauben, er sei sehr einseitig und vielleicht etwas Schlimmeres.

Er ist es nicht, mein Fürst, in dem Sinne, wie es Sie verletzen würde, sagte Ludwig mit Wärme, er würde Sie, Sie würden ihn verstehen, gnädiger Herr!

Schon gut, antwortete der Fürst etwas beschwichtigend und zurückhaltend. Ich habe überdies eine Veranlassung, ihn zu sehen, und würde schon deshalb darauf Bedacht nehmen, weil Sie ein so warmer Freund von ihm sind.

Sein Ton war in gewisser Weise abschließend und seine Haltung schien dies zu bestätigen.

Ludwig verbeugte sich, und der Fürst, ohne ihm weiter etwas zu sagen, gab ihm die Hand, indem er ihn mit mildem Ernste ansah, als wollte er sagen: ich weiß, du hast es redlich gemeint, das kann mir aber nichts helfen.

Drittes Kapitel.

Der Umstand, auf welchen der Fürst Bezug nahm, als er seine Einwilligung erklärte, Arnold zu sehen, war dieser.

Der Assessor, welcher bei dem Kirchweihfeste in Martini's Dorfe gegenwärtig war, hatte kaum das Ende der Rede Edmund's gehört, und den Beifall vernommen, welchen sie anfangs, und ehe der alte Martini geredet, bei den Landleuten fand, als er hinwegeilte, und den Entschluß faßte, diesen ganzen Auftritt dem Konsistorialrathe zu berichten, um durch dieses Mittel die Wirksamkeit Arnold's als eine schädliche darzustellen.

Er begab sich am nächsten Tage zu Rembold, und stellte diesem den aufrührischen Geist, welcher sich, anfangend von einem Verlangen nach Presbyterien in der Weise von Arnold's Gemeinen, stufenweise unter den Landleuten entwickelt habe, mit grellen Farben dar. Hieran knüpfte er einen Bericht über

den Geist der Herrschsucht, mit welchem das Arnoldische Presbyterium vor Kurzem einen angesehenen jungen Mann zur Rechenschaft gezogen habe, und verfehlte nicht, Rembold aufmerksam zu machen, wie nothwendig es sei, einem solchen kirchlich-politischen Fanatismus bei Zeiten Einhalt zu thun.

Der Konsistorialrath, nicht unbefangen genug, um zu prüfen, durch welche Beweggründe vielleicht der Assessor dahin gebracht sein könnte, beide Sachen in einem ungünstigeren Lichte, als sie verdienten, und in viel näherer Verbindung, als sie standen, zu sehen, erschrack; ja sein alter Argwohn gegen Arnold wurde bedeutend gesteigert, und indem er dem Assessor, dessen geringen sittlichen Werth er sonst wohl kannte, angelegentlich dankte, nahm er sich vor, den Fürsten von dem Treiben Arnold's, wie er es nannte, und von den Wirkungen desselben auf die lutherischen Gemeinen des Landes zu unterrichten.

Er erhielt wenige Tage darauf Audienz bei dem Fürsten, und stellte ihm vor, wie ein unruhiges Verlangen nach Presbyterien sich in diesen Gemeinen zu regen anfange, wie aber von da aus durch überspannte junge Männer auch Wünsche und Hoffnungen auf eine politische Entwickelung mit stürmischem Eifer ausgesprochen würden, und wie es ihm hohe Zeit zu sein scheine, sowohl die unruhigen Bewegungen in diesen Gemeinen zu unterdrücken, als Arnold selbst,

der dazu mittelbar oder unmittelbar Anlaß gegeben habe, schärfer zu beobachten und nöthigenfalls ihn wegen seines Antheils an denselben zur Rechenschaft zu ziehen.

Der Fürst, obwohl sonst nicht von hingebenden Vertrauen auf Rembold beseelt, hörte aufmerksam zu, doch sagte er nach beendigter Rede des Klägers, sehr ruhig: Woher wollen Sie aber den Beweis nehmen, daß der Pfarrer Arnold, und nicht der Blick auf die Verfassung der reformirten Gemeinen, jenes Verlangen geweckt habe? Und wenn auch dies: wie wird er dafür verantwortlich gemacht werden können, daß ein junger Schulmeister thörichte politische Reden führt?

Durchlaucht, sagte Rembold, der Vater dieses jungen Schullehrers ist Arnold's Freund; und so wenig ich diesem selbst aufrührische Absichten zutraue, so wichtig scheint es mir, die Spuren seines Einflusses zu verfolgen, und den Geist, der sich in jenem Kirchdorfe geregt hat, beides in kirchlicher wie in bürgerlicher Hinsicht, zeitig zu beschwören.

Ich werde die Sache in's Auge fassen, sprach der Fürst, und Sie seiner Zeit meine Entschließung wissen lassen; worauf er den geistlichen Rath entließ.

Der Fürst faßte schon damals den Entschluß, von Arnold persönlich zu erfragen, was es mit jener Gemeinbewegung für eine Bewandniß habe, und als

nun Ludwig aus ganz anderen Gründen und zu einem sehr verschiednen Zwecke ihn auf Arnold hinwieß, verstärkte der eine Umstand den anderen bis zum Reize, den von so verschiedenen Seiten geschilderten Mann einmal wieder zu sprechen. Denn er kannte ihn zwar, und hatte sogar in sehr früher Jugend mit ihm gespielt, allein seit der Rückkehr von seinen Reisen hatte er ihn kaum drei oder vier Mal, mehr förmlich als in einer ergiebigen Weise, gesprochen.

Arnold erschien, dem empfangenen Befehle folgend, zwei Tage nach dem Gespräche des Fürsten mit Ludwig, im Vorzimmer von jenem.

Der Hofmarschall, der ihn recht gut kannte, auch schätzte, ein wohlwollender, guter Mann, war doch zu sehr Hofmann, um nicht in die Seele von Arnold eine Peinlichkeit zu empfinden, von welcher dieser selbst ganz frei war. Dazu kam des Hofmarschalls eigene gänzliche Ungewißheit, ob Arnold citirt war, um Gutes oder um Uebles zu vernehmen, und der Wunsch, darüber in's Reine zu kommen, sich vermischend mit der Meinung, er müsse Arnold entweder auf das Eine oder das Andere vorbereiten, brachte die sonderbarste Mosaik von einem Vorzimmergespräche hervor, welche zwischen zwei so verschiedenartigen Personen nur jemals mag ausgearbeitet worden sein.

Arnold parirte mit großer Ruhe die verschiednen Angriffe der Fragkunst, durch welche der Hofmarschall

zu seinem Ziele zu kommen hoffte, ab, und er konnte es um so eher, da er, durch bescheidne Winke von Ludwig, eine Ahnung von der Absicht des Fürsten bei dem bevorstehenden Gespräche hegend, ernst und um so gleichgültiger gegen Kleines gestimmt war.

Der Fürst öffnete das Zimmer und rief Arnold hinein.

Nachdem er auf leichte Art an frühere und frühste Begegnungen angeknüpft, trat er sogleich in die Mitte der Sache ein, von der ihn Herr Rembold unterrichtet hatte, und sagte: Was urtheilen Sie denn von der Anregung eines Verlangens nach kirchlichen und politischen Veränderungen, das sich in mehren lutherischen Gemeinen des Landes zeigen soll?

Ein Verlangen nach politischen Veränderungen, antwortete Arnold, findet nicht Statt, gnädiger Herr, oder vielmehr ich bin sehr genau davon unterrichtet, daß eine augenblickliche Aufregung dieser Art schon ganz wieder vorübergegangen ist, und zwar durch die Rede eines alten ehrwürdigen Schullehrers.

Der Fürst: Dies ist mir lieb zu hören, und ich verlasse mich darauf. Aber was wollen die Leute im Kirchlichen?

Arnold: Durchlaucht, es ist nicht mehr und nicht weniger als das Verlangen nach solchen presbyterianischen Einrichtungen, als in den reformirten Ge-

meinen des Landes Statt finden, indem diese durch ihre im Allgemeinen guten Erfolge für die Sittlichkeit des Volks sich diesen wackeren Leuten empfohlen haben.

Der Fürst: Also doch wieder eine Form; ich sollte meinen, wenn die Leute recht wacker wären, würden sie einsehen, daß die Formen nichts helfen können, wenn das Wesen nicht vorhanden ist.

Arnold: Gewiß; allein sie haben wirklich schon Wesen genug, um gewisser Formen zu bedürfen.

Der Fürst: Was verstehen Sie hier unter Wesen? Sind sie gut und ordentlich: so sind sie es, wozu bedürfen sie Presbyterien um es zu äußern, da sie es genug im Leben zu äußern Gelegenheit haben?

Arnold: Durchlaucht, ich verstehe unter Wesen nicht, daß die Leute gut und ordentlich sind.

Der Fürst: Nun was sonst?

Arnold: Ich verstehe darunter das innere Gemeinleben, welches durch das Wort Gottes in diesen Gemeinen hervorgebracht ist.

Der Fürst: Dies ist mir ein wenig unverständlich, fast möchte ich sagen, es klingt mir mystisch, und darauf kann ich mich nicht einlassen.

Arnold schwieg.

Der Fürst fuhr fort: Das Wort Gottes, das heißt die Religionslehre, wirkt bei ihnen. Gut. Bringt ein inneres Gemeinleben hervor, das heißt doch nur,

wirkt innerlich bei Vielen Etwas, was sie in ihren Vorstellungen und Gefühlen bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen läßt, verträglich, gefällig, rechtlich, billig untereinander macht. Alles sehr gut. Aber wozu dieserhalb Presbyterien, wenn es nicht etwa die Kirchenvorstände sind, die für das Aeußere sorgen?

Arnold: Ew. Durchlaucht treffen das nicht, was ich meine, weil Sie Lehre und Belehrung als Verstandeswerk und Verstandeseigenthum unter dem Worte Gottes verstehen, ich aber verstehe darunter das wirkliche Wort Gottes, was eben Gottes und nicht der Menschen ist.

Der Fürst: Erklären Sie sich weiter.

Arnold: Ich versuche es. — Das Wort Gottes ist, was der lebendige Gott, der Geist ist, selbst in die Geister und Herzen seiner Gesandten gesprochen, zugleich Klarheit und Leben in ihnen schaffend; was er von sich sprach, seiner die Welt rettenden und seligmachenden Liebe, sprach von Christus dem Mittler. Und dies, ausgesprochen mit menschlichem Munde und aufgeschrieben mit menschlichem Griffel, bleibt Gottes Wort, wie denn der Geist Gottes noch immer dadurch und darin webt und lebt und etwas Neues schafft in den erstorbenen Seelen. Hat nun dies Wort, durch treue Predigt, in einer Gemeine geistliches Leben gewirkt, Glaube, Erkenntniß, Liebe: so ist dies ein gemeinsames Leben, worin Alle sich innerlich

Eins fühlen. Das treibt sie zur gemeinschaftlichen Andacht, treibt sie aber auch zur gegenseitigen Bewahrung, Warnung, Zurechtweisung, Berathung. Und für dies von innen nach außen vordringende gemeinsame geistliche Leben begehrt die Gemeine eine Form, und das sind die Presbyterien, die Betrauten, die Erfahrnen, die Aeltesten als Eine Körperschaft unter dem Pfarrer.

Der Fürst: Sie scheinen anzunehmen, es wirke durch das Wort der Predigt eine göttliche Kraft und wohne in einer Gemeine als einer Gemeinschaft.

Arnold: Gerade das nehme ich nicht nur an, ich bezeuge es, mein Fürst.

Der Fürst: Hier liegt eine Einwendung sehr nahe. Wenn das Wort in unverdorbenen ländlichen Familien solche Art Leben wirkt: so erklärt sich dies aus den guten Kräften dieser Gemüther, die durch Belehrung und Anregung geweckt werden, ohne daß wir eine eigentlich göttliche Kraft vorauszusetzen haben. Wenn diese da wäre, müßten nicht nur verdorbene Stadtgemeinen auch umgewandelt werden können, sondern auch verdorbene und erstorbene Menschen von Verstandesbildung. Und wo ist dies und wie kann es sein?

Es ist, sagte Arnold mit etwas vordringender Wärme, überall, wo das Wort eine gute Statt findet.

Der Fürst: Eine gute Statt! Dann müßte man erst darauf vertrauen können. Aber Vertrauen ist ein Gefühl und ein Gefühl mit Ueberzeugung, und eine Ueberzeugung in Einfachheit, und Einfachheit fordert Unbefangenheit, und Unbefangenheit fordert Reinheit: lauter Dinge, die nicht da sind, nicht da sind in Gemüthern, die an ein künstliches, kaltes Reflektiren gewöhnt sind, die einmal die Lebensfrische verloren haben, die sich nicht überzeugen können vom Unsichtbaren, die zuviel wissen, um zu glauben. Kann Ihr Gotteswort etwa auch neue Gefühle, junge Lebenskräfte, kann es Seelengesundheit wiedergeben, ursprüngliche Reinheit und Fülle? Kann es das?

Arnold: So gewiß, gnädigster Fürst, als das Wort Gottes die Welt geschaffen hat, denn dasselbe Wort, das dies that, ist auch das Wort vom Sohne Gottes, nur geistig-liebend hineingesprochen in unseres Herzens Verderben, und dieses Wort kann eine noch viel herrlichere Welt eines neuen Herzens schaffen, als Himmel und Erde waren, als Alles gut war, denn auch damals zielte das Wort schon auf die Schaffung des reinen, freien Seelenlebens der Kinder Gottes in Gemeinschaft mit dem einigen Sohne Gottes.

Der Fürst schwieg, und sah Arnold mit tiefer, aber beherrschter Bewegung an. Er setzte sich. Nach

mehren Minuten fuhr er fort: Und was ist zu thun, um dessen, was Sie so herrlich beschrieben haben, theilhaftig zu werden?

Arnold: Nichts als Aufnahme des Worts Gottes, wie es göttliche Wahrheit und Zeugniß von dem für uns gestorbenen Christus ist.

Der Fürst: Also Glauben an Christus, nicht nur als an einen Lehrer, das begreife ich wohl, sondern als einen Thäter, Wunderthäter an meinem Herzen. Nicht wahr, darauf würde es doch am Ende hinauskommen?

Arnold: Wunderthäter durch sein Wort, das auch Gottes ist. Wörtlich so.

Der Fürst: Und wie kann ein Mensch dazu gelangen, der so viele entgegengesetzte Vorstellungen eingesogen hat, wie z. B. ich?

Arnold: Alle Menschen können nur dazu gelangen, mein Fürst, durch Erfahrung, durch Thatsachen des Lebens, die die Verstandesvorurtheile abwerfen, wie die hervorbrechende Blüthe den Staub, der auf der umschließenden Knospe lag.

Der Fürst: Aber eine Erfahrung, die sich nicht einigt mit dem Wahren in mir, sei es viel oder wenig, der meine Seele sich nicht frei entgegenbewegt, kann sie mir das Höchste geben, darf sie mich ganz hinnehmen, wird sie's, ohne mich zu vernichten?

Arnold: Es ist gerade hier von einer Erfahrung die Rede, welche anknüpft an das Tiefste und Freieste, was die Seele vor ihr und außer ihr hat, nämlich an das Bedürfniß nach Gewißheit und Klarheit, an das Verlangen der Anschauung einer unendlich großen und milden Persönlichkeit, an die Sehnsucht, recht denken zu können, an den Wunsch, in eine reine Gemeinschaft einzutreten, und an den Reiz, mitten in der sichtbaren Welt zugleich in der unsichtbaren zu leben.

Der Fürst: Arnold, Arnold, Sie eröffnen mir viel, wenn eine Erfahrung auch bei mir diese Bedürfnisse befriedigen könnte; denn Klarheit, Genesung, Entlastung, Liebe, Gemeinschaft — großer Gott, das ist es, was ich bedarf, und ohne welches es sich so namenlos schwer lebt!

Indem der Fürst diese Worte sagte, traten ihm Thränen in die Augen.

Er faßte sich sogleich, stand auf und sagte: Ich schäme mich dieser Bewegung nicht vor einem Manne, den ich von nun an als meinen geistlichen Freund betrachte, ja ich gestehe Ihnen ohne Scheu: bei mir würde eine solche Erfahrung reine, höchste Gnade sein müssen.

Mein Fürst, sagte Arnold, es ist kein Lebendiger unter der Sonne, bei dem sie nicht pure göttliche Gnade sein müßte.

Nach einer Pause sagte der Fürst: Für dieses Mal genug, ich werde viel zu verarbeiten haben und werde Sie oft wiedersehen.

Hiemit drückte er dem Pfarrer die Hand, und verließ das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Arnold fühlte ganz die Bedeutsamkeit dieser Unterredung, und verwunderte sich in sich selbst über den, so nie erwarteten, Erfolg. Allein er war erfahrner Menschenkenner genug, um keine entscheidenden Hoffnungen für die bleibende Richtung des Fürsten auf diese Unterredung zu setzen. Auch hütete er sich wohl, auch nur in seinen nächsten Kreisen davon zu sprechen. Die treue Frau Marie erhielt einige Kunde von dem Inhalte des Gesprächs; Ludwig nur Andeutungen, die aber für ihn verständlich waren.

Indessen ging es in Erfüllung, daß der Fürst den Pfarrer wenigstens zweimal die Woche sah. Man wußte nur, daß sie mit einander lasen, und später sagte es Arnold selbst, daß er über Theile des Neuen Testaments dem Fürsten Vorträge halte. Einige wollten wissen, daß eine zweite Unterredung des Fürsten mit Arnold noch merkwürdiger und ergreifender als die erste gewesen wäre; doch gab es dafür

keine hinreichende Beweise, und Andere vermutheten, dies sei eine Erfindung der Umgebung der Fürstin, in der man ziemlich gespannt auf die Entwickelung dieses Verhältnisses war.

Die ruhige, gleichmäßige Art indeß, mit welcher Arnold sein häusliches und Amtsleben ganz wie vorher fortsetzte, stumpfte doch früh genug in weiteren Kreisen den Stachel der Neugierde ab.

Was nun weiter in der Seele des Fürsten vorging in den nächsten Tagen und Wochen, nachdem das ruhige, sichere Wort des Pfarrers ihm zur Beleuchtung seines Innern geworden war, davon sind wir zu wenig unterrichtet, um es dem Leser mittheilen zu können. Was aber darin umgestaltet und zum Wachsthum gediehen war, davon gab zunächst eine Begegnung Zeugniß, die der Fürst gewiß ohne eine wichtige Veränderung in seinem Innern nicht also, wie es geschah, würde bestanden haben.

Es war diese.

Herr von Gebhard beurlaubte sich beim Fürsten, da er den nächsten Tag das benachbarte Bad verlassen wollte.

Der Fürst nahm ihn in einer heiterern Stimmung auf, als die früheren Male, wo er ihn gesehen. Mochte dies seinen Grund haben in einer gewissen Entlastung seines Gemüths, in welcher er sich der Berührung mit einem Manne, wie Gebhard, mehr

gewachsen fühlte, als früher, oder mochte es etwas Anderes sein, wodurch die ihm sonst nicht wohlthuende Erinnerung an den früheren Umgang mit Gebhard verwischt wurde: kurz, der Baron nahm die Stimmung des Fürsten für ein Zeichen größerer Annäherung an ihn, und ging unter dieser Voraussetzung in eine etwas zu vertrauliche Enthüllung seiner Weltansichten und Maximen ein, wobei er sich auf den Erfolg seiner Beredsamkeit verlassen zu können hoffte.

Es wurde dem Fürsten leicht, die weltsinnige Rede des Barons von elegant geformten Frivolitäten zurückzubringen, denn der Fürst besaß schon lange vor seiner jetzigen Richtung eine seltene Gabe, Nachdruck mit Feinheit zu verbinden, wo es galt, dergleichen abzuschneiden.

Jetzt aber nahm der Baron, der noch gar nicht Willens war, die Hoffnung zu neuen Triumfen bei dem Fürsten aufzugeben, die Wendung, von Philosophie und Psychologie zu sprechen, wo Anfang und Ende denn, wie sich erwarten läßt, wieder die ästhetische Bestimmung des Menschen und die poetische Einerleiheit des Göttlichen und Natürlichen war.

Der Fürst ließ ihn eine Weile reden, warf zuweilen etwas dazwischen, was Gebhard nur als einen Wunsch deutete, mehr von ihm zu erfahren. Endlich sagte der Fürst, halb ermüdet, halb gedrängt, dem

Redner ein bestimmteres Zeichen seiner Nichteinstimmung zu geben: Meinungen, wie diese, würden Ihnen vielleicht verschwinden, wenn Sie sich länger mit dem Pfarrer Arnold unterhalten wollten. Wenn ich nicht irre, kennen Sie ihn.

Nur zu gut, mein Fürst, sagte der Baron. Er war mir früher interessant, allein seitdem er einen unausstehlichen Rigorismus angenommen, und sich in diesen kirchlich-beschränkten Geist der alten Dogmatik hineingearbeitet hat, kann ich ihn nicht ertragen, zumal mir fast kein Zweifel darüber ist, daß dieses ganze strenge Christenthum ein Zwang ist, den er, immerhin zu Zwecken, die ihm gut scheinen, sich anthut, und dessen er sich selbst wieder entledigt, wenn er seinen Shakespeare und Ariost und gewiß auch seinen Boccaccio liest und mit sich und seinem Geiste allein ist.

Wie? sagte der Fürst, Sie halten den Pfarrer der Unwahrheit fähig?

Nun, was hier Unwahrheit sein muß, weil der ganze Karakter schon verengt und selbsttäuschend geworden sein muß, wo ein geistreicher Mensch auf die Idee kommt, eine bestimmte Lehre von übersinnlichen Dingen zur Beherrscherin alles geistigen Lebens zu machen. Täuschung und Selbsttäuschung gehen hier durcheinander, und ich versichere Sie, mein Fürst, ich kenne ihn zu gut, um nicht zu wissen, wie ein System,

wie sein jetziges, nur aufgeklebt ist diesem natürlich begabten, aber durch Stand, Studium und Umgang steif, peinlich und ein wenig abgeschmackt gewordenen Menschen.

Haben Sie ihn etwa gekannt von einer Seite, nach welcher ihm dieser lebendige Ernst für Religion und Christenthum fehlte?

Allerdings, lebenslustig, genial, poetisch-frei, ich rechne es ihm gar nicht an; aber was er jetzt vor sich herträgt, das ist nichts als die armselige Theologie, die so Viele heutzutage verdumpft, daß sie am Ende selbst nicht wissen, ob sie denken oder nicht denken, und dann pfäffisch darauf ausgehen, andere Leute zu fangen. Erinnern Sie sich, Durchlaucht, was die Xenien sagen von Lavater: Schelm und ehrlicher Mann in Einer Person. So ist's mit Allen, darum sage ich zu den Herren: Vom Leibe, wo möglich hundert Schritt.

Der Fürst konnte nicht gleich eine Antwort finden, die ihm passend schien.

Gebhard antwortete nichts mehr, er empfahl sich, und der Fürst entließ ihn, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Der Fürst war betroffen.

Nicht daß er einen Augenblick übersehen, wer Gebhard war, und wie unfähig, eines solchen Mannes Seele, Gedanken der Wahrheit und des Heils, wie sie in Arnold wohnten, zu fassen. Allein er fühlte

sich in diesem Augenblicke unfähig, Arnold selbst zu verstehen, und indem die in seine Seele geworfene Vorstellung von einem vorgenommenen Christenthum, einem angenommenen System, in ihm kämpfte mit dem Bilde, welches er von Arnold in sich trug, entstanden ein Paar schmerzliche, dunkle Stunden, die er durchzukämpfen hatte. Aber er kämpfte wirklich. Seine schattigen Lieblingsgänge im Park waren die Zeugen der Selbstgespräche, in denen das neue Leben, das er gefunden hatte, sich an die Person, die es ihm gebracht, theils anheftete, theils von derselben sich loszureißen strebte. Endlich wurde es leicht und frei in der beklommnen Brust. Wie? rief er aus, der eitle, seichte Redestrom des Wollüstlings soll mir den Mann verdächtigen, der mir nie von sich, sondern von dem Worte des Lebens geredet hat? Nimmermehr. Und mag er anders gewesen sein, als jetzt, mag er einst den Herrn so wenig gekannt haben, als ich: er erkennt ihn jetzt, denn er zeugt von ihm durch Wort, Leben und Liebe. Hat er mir auch Anderes gesagt, als was in der Tiefe meines Herzens sich bewährt, das Wort von Leben und Friede im Glauben an Christus? Ich habe dies Wort in der Schrift und in meiner Erfahrung, und Arnold selbst würde es mir nicht wieder nehmen können, wenn auch dieser Mann wider ihn Recht hätte.

Fünftes Kapitel.

Einige Tage nach dieser Berührung erhielt Arnold ein Billet des Hofmarschalls, folgenden Inhalts: „Serenissimus befiehlt mir, Sie auf morgen zur Tafel zu laden, verehrter Herr, und läßt Ihnen sagen, Sie würden die Bekanntschaft eines jungen katholischen Priesters aus Baiern machen, über den er später mit Ihnen reden möchte. Der Fürst hat Anstalt getroffen, daß Sie diesen Gast, der gleich nach der Tafel verreisen will, in des Fürsten Wagen bis zur nächsten Stazion nach D. begleiten können, wo Sie sich ungestörter mit ihm werden unterhalten können. Darauf möchten Sie sich einrichten. Genehmigen Sie u. s. w."

Arnold fand eine Gesellschaft von etwa acht Personen an der fürstlichen Tafel, an der sich auch Ludwig befand.

Schon an der Art, wie der junge Priester Arnold vor der Tafel begrüßte, ließ sich merken, daß der

Fürst ihn auf Arnold sehr empfehlend hingewiesen hatte, denn dieser wurde von dem Fremden mit ungemeiner Artigkeit behandelt.

Arnold, dem dies nicht entging, fühlte sich auch persönlich dem Fürsten verpflichtet, daß er ihm eine nähere Berührung mit einem so interessanten Manne verschafft hatte.

Herr von Klemens (wie der junge Mann genannt wurde) mochte ein Achtundzwanziger sein, und stellte sich mit der stattlichsten Gestalt eben so gewandt als freundlich dar. Sein fest anschließendes Kleid von feinem Schwarz, aber ganz priesterlichem Schnitt, gab ihm etwas nicht unangenehm Auszeichnendes. Formen, die auf eine feine Erziehung deuteten, verbanden sich mit einer wohlwollend-geistreichen Fähigkeit, auf die verschiedensten Gebiete, Natur und Kunst, Volkssitte und Alterthümer, Philosophie und Literatur, einzugehen, und er verfehlte gleich anfangs nicht, Arnold Glück zu wünschen, daß er eine so freundliche pfarramtliche Wohnung habe, in welcher er in Mußestunden die Schätze seiner auf Reisen eingesammelten Erfahrungen recht gedeihlich, und hoffentlich ja auch recht bald schriftstellerisch, verarbeiten könne.

An der Tafel des Fürsten war freilich der junge Priester abgehalten, sich unmittelbar an Arnold zu wenden, vielmehr beobachtete er mit vielem Takte

den Mittelweg zwischen Unterhaltung mit Einzelnen und unmittelbarer Hinwendung an den Fürsten, insofern nicht dieser ihn anredete; und ebenso war auch der Inhalt seines Gesprächs, weltlich im guten Sinne allgemein interessirender Erzählungen und Bemerkungen, kirchlich in einer gewissen Weise stillschweigend vorausgesetzter Anerkennung der Bedeutung katholischer Institutionen und des Werthes katholischer Volksthümlichkeit.

Und bei solchen Bemerkungen fiel es Arnold auf, daß der Kleriker zuweilen durch einen einzigen Blick auf den Fürsten hin an etwas früher von diesem Zugegebenes erinnern zu wollen schien.

Arnold erfuhr schon vor Tische durch den Hofmarschall, daß Klemens ein zur Diöcesanverwaltung eines bairischen Bischofs gehöriger Adlicher von geistlichem Stande sei, der eben jetzt aus Belgien und den Rheinprovinzen zurückkehre, wohin ihn ein wichtiger Auftrag seines Bischofs geführt hatte.

Er kam mit Empfehlungsschreiben aus Lüttich und Köln nach der Residenz des Fürsten, und eben von seiner Reise berichtete er auch über Tisch auf eine Weise, in welcher ein kräftiges jugendliches Geberdenspiel mit ungewöhnlicher Sprachgabe ein so angenehmes Ganzes bildeten, daß man es fast natürlich fand, daß der Gast so überwiegend das Wort führte.

Ja, sagte er unter Anderem, die belgischen Provinzen sind holländisch, und ertragen den Druck der holländischen Regierung mit musterhafter Gelassenheit, dafür aber werden sie entschädigt an der immer wachsenden Sympathie der Rheinländer mit ihren religiösen Tendenzen. Gewiß wird dieses Band katholischer Gesinnungen, welches beide Länder umschließt, noch viel Segen für Deutschland hervorbringen, wie es schon jetzt einen Beweis von der einigenden Kraft der kirchlichen Gemeinschaft ist.

Aber, sagte der Fürst, die Zahl der Protestanten in den preußischen Rheinlanden ist nicht gering, und diese werden Sie nicht für fähig halten, mit den Belgiern gemeinschaftliche Sache zu machen.

Die Protestanten machen, sagte Klemens, im Bergischen und Jülichschen die Mehrheit aus, es ist wahr, allein sie sind im Allgemeinen sehr abstoßend, und scheiden sich dadurch gleichsam von selbst aus aus der Masse der fröhlichen, mehr dem belgischen Karakter sich nähernden Rheinländer. Es ist sogar Grund vorhanden zu glauben, daß die an sich löbliche Energie, welche sich in diesem halbholländischen Protestantismus zeigt (er lächelte etwas geringschätzig und leise in's Komische ziehend), wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hat, einen Uebergang finden werde zur Kirche.

Arnold und ein Paar Andere am Tische sahen

einander verwundert, theils lächelnd, theils kopfschüttelnd an, und Klemens merkte sogleich, daß er zuviel gesagt.

Er verbesserte sich und fuhr fort: das heißt eine gewisse Frakzion; Andere werden ohne Zweifel um so weiter sich von der Kirche entfernen, wie denn das Sektenwesen im Wupperthale merkwürdig zunehmen soll.

Dies kann ich berichtigen, erwiederte Arnold, ich habe vor kaum acht Tagen einen Brief erhalten von einem sehr wohl unterrichteten Manne, der in jenen Gegenden wohnt, der mir schreibt, daß die unirte Gemeine in Barmen den wohlthätigsten Einfluß auf die Stellung beider Konfessionen zu einander habe, und daß außerdem die großartig aufblühende Missionsanstalt gleichsam absorbirend auf alle kleinliche sektirische Elemente in dem merkwürdigen Ländchen zurückwirke.

Alles schwieg; Klemens mehr mit der Haltung der Gleichgültigkeit als des Widerlegtseins, und wenige Minuten darauf brachte er das Gespräch auf einen entlegneren Gegenstand, so daß der eben berührte vergessen zu werden schien.

Nach der Tafel sagte der Fürst zu Arnold, mit dem er sich einige Schritte von der Gesellschaft entfernte: Fahren Sie mit Herrn von Klemens, Sie thun mir einen Gefallen, wahrscheinlich wird er von Etwas reden, was er mir vorgetragen, und ich wünsche nachher Ihr Urtheil darüber.

Als die beiden geistlichen Herren die Stadt hinter sich hatten, sagte Arnold zu Klemens: Welchen Eindruck hat unser Fürst auf Sie gemacht?

Einen vortrefflichen, antwortete der Andere, ich gestehe, daß ich diesen Grad von Offenheit für die Religion nicht leicht bei einem Manne dieses Standes und dieser Erziehung mir vorstellen konnte, ich kann ihn nur mit den edelsten Männern einer ächtreligiösen Richtung aus den höchsten Ständen vergleichen, deren es gegenwärtig auch unter den Jüngeren mehre in der Kirche Frankreichs, Belgiens und meines Vaterlandes Baiern jetzt giebt.

Arnold: Wenn Sie ihn nur mit Männern Ihrer Kirche vergleichen zu können glauben: so scheinen Sie ihm das abzusprechen, wodurch er seinem Lande wahrhaft förderlich werden könnte.

Klemens: Keinesweges in meinem Sinne. Sie werden zugeben, daß ich als Katholik urtheilen und empfinden muß, und gerade von diesem Standpunkte aus scheint mir der Fürst ein bedeutender, vermittelnder Mann für Deutschland werden zu können.

Arnold: Erklären Sie sich deutlicher, ich bitte.

Klemens: Wir Katholiken wünschen und müssen wünschen, daß der Protestantismus Institutionen erhalte, die ihn der Kirche nähern. Der Fürst ist religiös, er ist offenbarungsgläubig, käme er dahin, zunächst für sich und sein Haus einen Kultus zu

gründen, in welchem die katholische, ich will sagen die christliche, Wahrheit objektivirt würde, eine Darstellung des Opfers Christi, fände dies mehr und mehr Anklang, und setzte er dann einen Landesbischof ein, welcher das Ordinazionsrecht in sich konzentrirte: so würde dieser von den katholischen Bischöfen Deutschlands bis zu einem gewissen Grade anerkannt werden, der heilige Vater würde nicht säumen, unter der Voraussetzung der Anerkennung seines Supremats, die Priesterehe sowie die Kommunion unter beiderlei Gestalt zu gestatten. Das Beispiel Ihres Landes würde wirken auf benachbarte, kleinere und größere protestantische Länder Deutschlands, und so hätten wir binnen zehn Jahren eine Art Union, noch besser als die zwischen den unirten Griechen und der Kirche, und wer weiß, welche wohlthätige Rückwirkungen auf diese selbst zur Neubelebung ihrer unerschöpflichen Kräfte sich daraus ergeben könnten.

Arnold: Ihre Hoffnungen sind ebensoweitgreifend als Ihre Offenheit achtungswerth ist. Und dennoch, warum sagen Sie nicht gerade heraus: der Fürst würde wohl geneigt sein, katholisch zu werden und sein Land katholisch zu machen?

Klemens: Ich könnte es sagen, und es ist wirklich der Kern meiner Gedanken, weil ja eben katholisch nur das ist, was allgemein sein darf und soll, und was im Grunde, wie Friedrich Schlegel so schön

sagt, alle gläubige Protestanten, also auch Sie, schon werdend sind, aber ich druckte meine Meinung gerade so aus, wie ich that, weil ich nur das Allmälige, das Gemäßigte will, wie wir Alle, das, wohin der rechtgläubige Protestantismus doch schon auf dem Wege ist, und wozu der Unglaube in seiner Mitte ihn nothwendig treibt; und wenn wir uns über etwas zu beklagen haben: so ist es, daß wohldenkende Protestanten uns diese Mäßigung nicht anrechnen, daß sie sie uns wohl gar als Zweizüngigkeit und Schleichweg auslegen.

Arnold: Ich sage das nicht, aber ich bemerke, daß Ihre Forderung, Ihre Erwartung nichts weniger enthält, als das Untergehen unserer Kirche in der römischen, und dies ist es, was ich zwar in die Seele eines römischen Klerikers, nicht aber in die eines echt katholischen Theologen, auch innerhalb der römischen Kirche, verstehe.

Klemens: Und warum nicht, da wir überzeugt sind, daß beides von einander unzertrennlich ist?

Arnold: Eben daß Sie, Sie, davon überzeugt sein können, da Geschichte, Literatur und Leben Ihnen vor Augen legen, daß es eine Katholizität und eine katholische Theologie giebt ohne römische Prinzipien, dies ist es, was ich nicht verstehe.

Klemens: Der ewige Stein des Anstoßes und Aergernisses von protestantischer Seite!

Arnold: Eben daraus, daß er in gewissem Sinne ewig ist, mögen Sie schließen, daß wir etwas zu vertheidigen haben gegen den römischen Standpunkt, das für die Dauer nicht nur eines Jahrzehends, sondern vielleicht eines Jahrtausends zu mächtig, zu felsenartig ist.

Klemens: Wir Katholiken überlassen es der Zeit, dieses Felsenartige zu zertrümmern.

Arnold: Und wir Protestanten stellen es vertrauend der Zeit entgegen; doch begehre ich wahrlich nicht, daß Sie blos um unseres Vertrauens willen das Ihrige aufgeben, aber Hoffnungen, wie die von Ihnen ausgesprochenen, gegenüber darf ich fragen: Welcher wesentlich ethische Gewinn für Deutschland sollte daraus hervorgehen, wenn eine Union, wie die von Ihnen bezeichnete, zu Stande käme?

Klemens: Hierauf kann ich nur antworten mit der Hinweisung auf die Zerrissenheit der Meinungen, der Parteien, der Sitten, der Kulte, die jetzt Statt findet, und auf die Idee der kirchlichen Einheit eines solchen Volks, wie das deutsche, in sich und mit Frankreich und den südlichen Nazionen, mit dem Blicke auf die endliche Bewältigung protestantischer, ich will sagen razionalistischer, Ideen, auf einen Gehorsam frei aus Liebe gegen väterliche Autorität und zugleich (hier wurde sein Blick und sein Ton leidenschaftlicher und unheimlicher) auf eine Gesammt-

macht des Volks und der Hirten desselben gegen die Anmaaßungen des weltlichen Arms.

Arnold: Und alles dies, müßte ich es auch nicht an sich schon geringer stellen, als Sie, würde, nach evangelischem Bewußtsein, immer zu theuer erkauft sein mit dem Verluste dieser drei Dinge: die Bibel in der Gemeine Hand, Kopf und Herz, Festhaltung der Kraft des Opfers Christi durch Verwerfung jedes räumlich-zeitlichen Opfers im Kultus, also jedes Priesterstandes, und Erfahrung und Lehre vom Glauben als hinlänglicher göttlicher Absoluzion. Und diese drei Dinge werden Sie uns nicht zugestehen.

Klemens: Weil ich sie gar nicht als Güter ansehe in Vergleich mit der Gemeinschaft mit der Kirche.

Arnold: Hier liegt die Scheidung. Und hier auch für uns die Trennung. Ich sehe, wir sind am Orte.

Sie stiegen aus.

Nach einer Viertelstunde, die Klemens brauchte zur Bestellung seiner Extrapost, geschah auch der Abschied. Arnold, der sich freundlich dem Anderen entgegen bewegte, mäßigte und verkürzte das Wort, als er Klemens mit einer nicht sowohl vornehmen als feierlichen Haltung, in der ein Gemisch von Bedauern und Gleichgültigkeit mehr sich ausdrucken sollte als sich ausdruckte, sich gegen ihn betragen sah.

Arnold saß gedankenvoll wieder in dem Wagen, der ihn zurückbringen sollte, und er war zu aufrichtig

gegen sich selbst, um nicht zuzugestehen, daß die Zuversicht und Kühnheit, mit der der junge Priester ihm seine Katholisirungspläne entwickelt hatte, ihn persönlich und amtlich verletzt hatte, indem er meinte, gegen den zum ersten Male gesehenen Diener der protestantischen Kirche habe sich wohl eine etwas bescheidnere Haltung geziemt. Dies aber verschwand ihm doch im Grunde gegen die Bedenken, die ihm eine solche Hoffnung, wie sie sich in Klemens als die Gesinnung einer nicht kleinen Partei darzustellen schien, erregte.

Auch war er zwar ohne Besorgniß, aber doch nicht ohne Theilnahme wegen der Stimmung, in die der Fürst durch Klemens könnte gerathen sein. Als er wie zur Erfrischung einen Blick aus dem Wagen warf, erkannte er, daß er in der Nähe des Kirchdorfs von Herrn Justus war, und augenblicklich war er entschlossen, bei diesem vorzusprechen. Er ließ den Wagen halten, und kündigte dem begleitenden Lakai seinen Entschluß an, den übrigen Theil des Weges zu Fuße zurückzulegen.

In einer kleinen halben Stunde war er in Justus Pfarrhause. Mit der größten Herzlichkeit wurde er von dem Alten empfangen. Dieser tadelte ihn freundlich, daß er ihn solange nicht bei sich gesehen, fragte ihn, wie es ihm gehe, woher er komme.

Arnold lehnte Bericht vom heutigen Tage ab.

Der Alte führte ihn nun in den Garten, zeigte

ihm die herrlich reifenden Trauben, die sorgsam gezogenen Herbstblumen, theilte ihm mit, wie Gott ihm Freude in den letzten Wochen gegeben, doppelte, denn ein Nichtchen wohne bei ihm, welches mit seltnem Geschick seiner Haushaltung sich annehme, und dann habe er eine Vereinigung von Paulus und Jacobus herausgefunden, welche, in Vereinigung mit der rechten Auslegung der Stelle bei Habakuk „der Gerechte wird seines Glaubens leben", den Gegensatz zwischen Katholischen und Evangelischen viel glücklicher löse als alles Bisherige.

Arnold freute sich lächelnd mit, doch glaubte er heute nicht um das Nähere bitten zu dürfen.

Und so, nachdem Beide bei einem Glase Moselwein Häusliches und Persönliches treuherzig einander mitgetheilt, nicht ohne einige Blicke auf die Stimmung der bürgerlichen und kirchlichen Parteien im Vaterlande, sagte Arnold dem alten Manne Lebewohl, und wanderte erheitert und erquickt seinem freundlichen Wohnhause zu.

Ein merkwürdiger Nachmittag, sagte er zu sich selbst, als er bald am Ziele war, sollte ich ihm einen Namen geben: so müßte er heißen, Zwei Katholiken, oder: Union und Nichtunion.

Den folgenden Tag ließ ihn der Fürst rufen.

Nun, was hat Klemens mit Ihnen geredet? rief ihm der Fürst entgegen.

Gnädiger Herr, antwortete Arnold, er will Sie und Ihr Land katholisch machen.

Dachte ich es doch, sagte der Fürst etwas betroffen, Sie würden es so beurtheilen. Allein gegen mich war davon durchaus nicht die Rede. Er wollte nur Institutionen, vermittelst deren innerhalb des Protestantismus das Göttliche der christlichen Religion gleichsam greifbar würde für das Volk. Hat er Ihnen etwas Anderes gesagt?

Nichts Anderes, antwortete Arnold, nur dreister und im Zusammenhange mit den Wünschen eines römischen Klerikers von der vordringenden Art. Denn dieses Gleichsam-greifbar druckt im Grunde den ganzen Irrthum dieser Römischen aus. Greifbar und doch nur gleichsam. Ich sage, wenn nicht ganz und eigentlich greifbar, wozu soll das Gleichsam helfen? Es ist nichts als die immer erneuerte Hinderung des ächten Ge- und Ergriffenwerdens der Gemüther, nicht durch das Geschaute, sondern durch das Gehörte, wie Paulus sagt: Der Glaube kommt aus dem Gehör! Und wenn Sie nicht vertrauen dürften, daß die, welche mit Ihnen Eine Gemeine bilden, ergriffen würden von dem herzumwandelnden Worte des Lebens, wenn sie nur immer greifen und nur gleichsam greifen müßten: hätten Sie dann die Freude, mit ihnen Gemeinschaft zu haben? Eine Gemeinschaft des Lebens?

Sie haben Recht, sagte der Fürst.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Alle Umstände trugen dazu bei, um in Ludwig den Entschluß zur Reife zu bringen, sich Arnold nunmehr wegen seiner Empfindung für Sophie zu entdecken. In ihm selbst hatte die Neigung für sie zugenommen durch Alles, was er an ihr wahrnahm, besonders durch die Art, wie sie sich ihm oftmals entgegensetzte, nicht neckisch und tändelnd, noch weniger gelehrt, aber theilnehmend, wie es ihm schien, und mit großer Klarheit ihre Ansichten festhaltend. Dann gefiel ihm ihre Weise, sich thätig mit dem Hauswesen zu befassen, und dennoch mit Leichtigkeit und ohne Uebergang durch Worte den Rückweg oder vielmehr den Fortgang zu einer ruhigen, geistigen Haltung des Gesprächs und der eignen Stimmung zu finden. Nun fühlte er sich angeregt durch den Umgang mit dem Fürsten, und die Wendung, die die Denkart desselben durch Arnold zu nehmen schien, erhöhte seine Verehrung für diesen zu einer Art von Begeisterung.

Er fühlte wohl, daß der Aufenthalt in Arnold's Hause Epoche machend für seine Lebensansichten war, das Staatliche, besonders das Staatskirchliche, welches er bei sich ausgebildet hatte, trat in den Hintergrund, und das Familien- und Gesellschaftsleben edlerer Art, solcher, in welcher er sich mit verzeihlichem Fluge seiner Phantasie eine leichte Brücke dachte zwischen dem Hause des Geistlichen und dem Palaste des Fürsten, trat an seine Stelle.

Er selbst kam sich vor als ein Vermittler des mittleren und des höheren Standes, und als diejenige, welche ihm behülflich sein sollte, diese Aufgabe im schönsten Sinne zu lösen, erschien ihm Sophie. Er glaubte, dieser Herbst müsse auch dadurch wichtig und der wichtigste für ihn werden, daß er eine Verlobung feiere, welche die besten Wünsche seines Herzens zur Erfüllung brächte, und er glaubte bestimmtere Zeichen von einer wohlwollenden Gesinnung, einer wahren Neigung Sophien's für ihn, wahrgenommen zu haben.

Einige Male flog ihm ein Gedanke an Heinrich durch die Seele, als wäre möglich, daß dieser ähnliche Wünsche hege. Aber bei genauerem Nachdenken schien ihm, daß zu dieser Annahme gar kein Grund sei. Er sah Heinrich sehr hingenommen durch den Umgang mit Robert, auch ließ er sich mit Arnold oftmals wissenschaftlich so tief ein, daß er ihm

nicht zutraute zu derselben Zeit Liebesgedanken zu hegen. Es schien ihm, daß Heinrich mit Sophie sich selten unterhalte, und daß Sophie ihm eine bedeutend geringere Aufmerksamkeit beweise, als deren er selbst sich erfreue.

Alles dies beruhigte ihn, und im Hintergrunde seiner Seele schlummerte der Gedanke, daß, wofern Heinrich sich ebenfalls um Sophie bewerben sollte, es ja doch unumgänglich sei, daß Beides zur Sprache komme, damit die von Beiden umworbene Schwester Arnold's sich selbst entscheiden könne.

Unter diesen Betrachtungen und Anregungen beschloß er, an einem der nächsten Tage sich Arnold ebenso bescheiden als offen zu entdecken, und von ihm die Erlaubniß zu erbitten, sich an Sophie selbst zu wenden.

Und seltsamer Weise bildete sich derselbe Entschluß in anderer Weise und aus anderen Anfängen und Keimen des Gemüths auch in Heinrich aus. Er sah in Sophie ein Wesen, welches im schönsten Sinne frei denken gelernt hatte, indem sie sich mit fester Ueberzeugung auf dem Gebiete der Heiligen Schrift erhielt. In Vergleich damit erschien ihm ihre gesellige und ästhetische Bildung unwichtig. Allein daß das, wovon er durch den Umgang mit Arnold hatte erkennen lernen, daß es sein müsse und könne, Vertrauen auf ein fest Gegebenes von Offenbarung ver-

eint mit der freiesten und frohesten Geistesbewegung — daß dies ihm in der Gestalt der Schwester seines verehrten Lehrers persönlich erschien, daß dieses sittige und begabte Mädchen zugleich in sich als schon geworden darstellte, wonach er unter vielen Kämpfen des Denkens und des Lebens erst ringen zu müssen voraussah: das erschien ihm so einzig merkwürdig für seinen eigenen Seelenzustand, so hülfreich für seine Entwickelung, so göttlich gefügt für seine Beruhigung, daß ein Bündniß zwischen Sophie und ihm sich ihm als ein nothwendiges Glied in der Kette seiner Bildung vorkam, von der Vorsehung selbst mit allen übrigen verknüpft.

Und er glaubte dies ohne Unbescheidenheit so auffassen zu dürfen, weil er nicht sich allein zum Mittelpunkte dieser Fügung machte, sondern auch Sophie. Denn wenn sie nicht ihre Bestimmung verfehlen wollte: so schien sie ihm die Gattin eines Gelehrten werden zu müssen, da gerade sie fähig sein mußte, das in seiner Vielseitigkeit Einseitige der deutschen Gelehrtenkreise, das (wie es ihm jetzt erschien) einförmige Abwickeln der Bildungselemente an dem Faden der Tagesliteratur und dem Schema der wissenschaftlichen Grundsätze der Männer, zu erfrischen und zu beleben durch einen tiefen Gemüthsblick in die Quelle der Offenbarung und der Geistesgemeinschaft der Glaubenden."

„Und wenn ich, sagte er zu sich selbst, auch nur eine untergeordnete Stelle einst unter den Gelehrten einnehmen werde (eine unnütze und sklavenmäßige wird es nicht sein, wie mir mein eigenes Bewußtsein sagt), wenn sie mir zur Seite stehen wird in der Weise der ächtweiblichen Anschließung an Kenntnisse, die, wie ich mit Freuden bemerke, sie gern bei mir sucht und erfragt: dann könnte sich von meinem Hause aus ein Strom von Sitte, Grundsatz, Geist und Tugend ergießen, wie er belebend und erquickend sich über manche benachbarte Flur verbreiten würde. Freilich, fuhr er fort, habe ich nichts, was einem so sittlich durchgebildeten Wesen, als Sophie ist, schon vollendet und ihr ebenbürtig erscheinen könnte. Aber ich weiß aus ihrem eigenen Munde, daß sie den Mann am höchsten schätzt, der einer großen Idee mit Ernst und Treue nachstrebt, wie wenig er sie auch in seinem Leben bisher verwirklicht habe. Und so ist es mir vergönnt, sie zu fragen, ob sie den, dessen Redlichkeit sie, bei aller seiner Schwäche, während zwei Monate achten gelernt hat, als die wahre Gehülfin begleiten will, durch die Gott ihn zu dem Ziele rein sittlichen Geisteslebens hinführt."

Unter solchen Selbstgesprächen vergaß er Ludwig's gar zu sehr, aber nicht aus Hochmuth, sondern aus der ihm eigenen Vertiefung in sich selbst, und dann, weil er Alles, was er in dem Verhältnisse Ludwig's

zu Sophien bemerkt zu haben glaubte, als eine Blüthe seiner aristokratischen Eleganz betrachtete, mit welcher es unmöglich auf ein ernsthaftes Verhältniß abgesehen sein konnte, auch deshalb nicht, weil er noch von früher her, ohne zu achten auf Veränderungen, die in Ludwig's Gemüthe vor sich gegangen waren, es für undenkbar hielt, daß Ludwig die Schwester eines Pfarrers in die großen Kreise der Hauptstadt, in denen er sich bewegte, würde einführen wollen.

In dieser Weise getragen von einem redlichen Gefühle, begeistert von Ideen der edelsten Häuslichkeit, angezogen durch die gleichmäßige Freundlichkeit Sophiens, beschloß er, Arnold sich zu entdecken. Denn unmittelbar zuerst mit Sophie zu reden, hielt ihn seine jünglingsmäßige Bescheidenheit ab, wie den Ludwig ein Gefühl feiner Sitte, welche gerade er, eben in diesem Verhältnisse, zu befolgen sich selbst schuldig zu sein glaubte.

So gingen die beiden Freunde, ohne daß einer von dem Vorhaben des Andern etwas wußte, mit demselben Entschlusse um, und merkwürdiger Weise näherten sie sich gerade in dieser Zeit einander mehr, als es während des ganzen Aufenthalts in Arnold's Hause geschehen war. Dies rührte auch daher, daß sie erkannten, ihr Zusammenleben hier nahe sich seinem Ende, so sahen sie sich aufgefordert, die Summe ihrer

Erfahrungen zu ziehen; zu ihrem Erstaunen bemerkten sie bald nach den ersten vertraulicheren Gesprächen, daß sie einander bedeutend näher gekommen waren, als sie zur Zeit ihrer Hierherkunft zu einander standen. Der Werth des Familienlebens, der Werth des Gemeinlebens war beiden vor Augen getreten, und was von Verschiedenheit des Gesichtspunkts allerdings noch vorhanden war, das schien jeder vor dem Anderen um so weniger geflissentlich heraustreten zu lassen, weil er die Ahnung hegte, er werde in wenigen Tagen ein Glück erlangen, bei dessen Genusse es hart wäre, dem ein gleiches entbehrenden Freunde noch dazu als ein Meinungskämpfer gegenüber zu treten.

Zweites Kapitel.

Während dieser Vorgänge und um die Zeit des beginnenden Verkehrs des Fürsten mit Arnold war der von den Aeltesten des uns bekannten Kirchdorfs entworfene und von dem alten Martini berathene Plan wirklich seiner Erfüllung näher gerückt.

Die meisten Pfarrer der lutherischen Gemeinen des Fürstenthums gingen darauf ein, und zeigten sich dem Entwurfe einer Aeltesten-Ordnung, der ihnen vorgelegt wurde, günstig. Ein einseitiger, mißtrauischer Beobachter würde gesagt haben, es geschehe dies aus Oberflächlichkeit und schwacher Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Bauern; dagegen ein mit dem gegenwärtigen Zustande schlecht zufriedener Offiziant leicht hätte urtheilen können, die Pastoren bezeigten einen viel zu großen Eifer, Kirchenzucht einzuführen.

Allein beides wäre eine unrichtige Ansicht der Sache gewesen. Es war vielmehr ein reines und

verständiges Eingehen in den Wunsch einer Einrichtung, auf welche die Pfarrer selbst anzutragen keinen Drang, keine Veranlassung hatten, welche aber von ihren wackersten Gemeingenossen ernstlich begehrt zu sehen sie großentheils als eine Frucht ihres eignen Eifers für gute Sitte und christliche Lebensordnung betrachten durften.

Es wurde nun beschlossen, einen Antrag dieser Art an den Fürsten zu richten, und zu dem Ende durch das Fürstliche Konsistorium die Bewilligung zur Annahme einer Deputazion von Pfarrern und Gliedern der lutherischen Gemeinen nachzusuchen. In der Eingabe an das Konsistorium beschloß man nur im Allgemeinen hinzudeuten auf die Idee einer Aeltesten-Verfassung. Im Falle der Bewilligung der Audienz aber sollte eine Bittschrift an den Fürsten gerichtet werden, deren Abfassung die Stimmenmehrheit der Pfarrer dem alten Martini überwieß, und die auch von ihm vorgelesen werden sollte.

Ziemlich verdrossen durch den Inhalt des Schreibens an das Konsistorium trat eines Tages zur Vortragsstunde Herr Rembold vor den Fürsten.

Hier ist, hub er an, eine Eingabe an das Konsistorium von vielen lutherischen Pfarrern des Landes und einer guten Anzahl von Hausvätern, enthaltend eine seltsame Bitte an Ew. Durchlaucht. Sie erbitten sich nämlich in aller Ehrerbietung von Ew. Durchlaucht

eine Audienz, um Höchstdenselben den Wunsch einer Aeltesten-Ordnung für alle lutherischen Gemeinen des Landes persönlich vortragen zu dürfen.

Was urtheilen Sie darüber? sagte der Fürst.

Daß sowohl der Inhalt der Bitte als die Form sehr sonderbar und ungehörig sei, antwortete Rembold. Eine Aeltesten-Verfassung ist etwas Reformirtes, wie paßt es zu den lutherischen Gemeinen? Se. Majestät der König von Preußen hat sich wohl gehütet, dergleichen, trotz manchen Anforderungen, zu gewähren. Es könnte leicht die Ansprüche jener so steigern und verwickeln, daß die Aufgaben des Fürstlichen Konsistoriums noch viel schwieriger würden, als sie jetzt schon sind. Ueberdieß wird sich aus einer Aeltesten-Verfassung eine Synodal-Verfassung herausbilden wollen, diese tritt der Einheit der Kirchenregierung, wie sie jetzt Statt findet, ganz entschieden entgegen. Und sodann eine Deputazion vor Ew. Durchlaucht fände ich bedenklich.

Wie so? fragte der Fürst etwas scharf.

Die Dreistigkeit mancher Menschen zu unserer Zeit geht weit, gnädiger Herr, wenn wir die Adresse vorher nicht kennen, müssen wir erwarten, daß Ungehöriges darin vorkomme.

Meinen Sie, sagte der Fürst, daß diese Pfarrer und Landleute mich in einer vorher aufgeschriebenen Adresse beleidigen werden?

Ich bin weit entfernt, ihnen das zuzutrauen, erwiederte Rembold.

Was erscheint Ihnen also bedenklich, Herr Rath, fragte der Fürst weiter.

Ich meine, erwiederte jener, diese Aehnlichkeit mit politischen Adressen unserer Zeit, das nahe Gränzgebiet des Politischen selbst, die Unterhaltung der Gährung in den Köpfen vor und nach der Audienz, der Erfolg, sei er nun von Seiten Ew. Durchlaucht Gewährung oder Verweigerung, in seinen Nachwirkungen — alles dies zusammen nenne ich bedenklich, gnädiger Herr, und ich würde meine Pflicht gegen meinen Fürsten zu versäumen glauben, wenn ich dies nicht ausspräche.

Warum Sie die Gewährung einer solchen allerdings bedeutenden Einrichtung bedenklich finden, haben Sie schon vorhin ausgesprochen, und ich verstehe Ihre Meinung darin ganz. Warum aber die Verweigerung, wenn ich sie nöthig finden sollte?

Weil, erwiederte Rembold etwas verlegen, weil jede Verweigerung sehr niederschlägt, die persönliche oft noch mehr als die schriftliche, weil der Schmerz darüber in den Gemüthern wurmt, und die Ehre des persönlichen Verkehrs mit dem Fürsten den gemeinen Mann eher dreister als ehrerbietiger macht.

Hier ist der Punkt, wo wir uns scheiden, erwiederte der Fürst mit Feuer und Entschiedenheit. Wen

nennen Sie hier gemeinen Mann? Pfarrer und Landleute sind zusammen und bilden ein Ganzes, sie erscheinen als Glieder der Kirche, als die Stellvertreter der Gemeinen, und als solche verdienen sie Achtung und Vertrauen. Und worüber dürften sie zu ihrem Fürsten offen reden, wenn nicht über Angelegenheiten der kirchlichen Gemeinen, die er überhaupt nur zu berathen hat, nicht zu regieren, wie sonst Land und Leute. Ich weiß sehr wohl, daß manche Schwätzer diese Idee einer Presbyterial-Verfassung sich und Anderen vorhalten, und wollen nichts als die numerische Macht zu unevangelischen Neuerungen in der Kirche. Solches werde ich nicht gewähren, auch die Bitte dieser Leute nicht, wenn sie so lautet. Aber hören will ich sie, und hören sollen sie dann mich, und ich will am wenigsten in solchen Sachen, daß das Persönliche, das Väterliche, das Offene und Volle aus der Beziehung meiner zu meinen Unterthanen weiche. Ich bin ganz sicher, daß diese Deputazion, wenn ich ihr werde geantwortet haben, ruhiger nach Hause gehen wird, als sie gekommen ist. Hierin vertraue ich auf die Obhut Gottes, daß kein böses Blut unter meine Leute komme, wenn man ihnen nur zu rechter Zeit zu Rathe geht. Ueberhaupt will ich ferner meinen eigenen Gang in Kirchensachen noch mehr als in anderen gehen, nicht gerade den der größeren Staaten. Meinen eigenen,

d. h. nicht meinen, sondern den die Lage der Sachen und der Gemüther mir an die Hand giebt. Sie haben den König von Preußen erwähnt. Niemand unter den deutschen Fürsten kann diesen Monarchen aufrichtiger verehren als ich, allein nicht Alles, was er thun kann, kann ich thun, und Manches, was er nicht thun kann, möchte ich wohl thun können in meinem kleinen Lande. Der König hat die Presbyterial-Verfassung bis jetzt nicht gewährt, das weiß ich. Aber der König hat die Union gestiftet, und ungeachtet eines höchst edlen Eifers für dieselbe sie bis jetzt nicht so durchführen können, daß man befriedigt wäre. Ich nun habe nicht für angemessen gehalten, Anfänge mit der Union zu machen, aber es könnte wohl sein, daß ich es recht gut wagen dürfte, wenn ich erst vorher beiden Kirchen eine Verfassung gegeben hätte, in welcher der gemeinsame Sinn in gemeinsamen Formen sich aussprechen könnte. Dies sage ich ganz allgemein, um Ihnen zu zeigen, daß Ihr Beispiel von Preußen nicht ganz zutrifft. Ueber den gegenwärtigen Fall behalte ich mir jedoch mein freies Urtheil und Verfahren vor. Zu dem Ende lassen Sie den Bittstellern unverzüglich antworten, daß es mein Wille sei, sie (wir haben Freitag) am Dinstag um zwölf Uhr im Audienzzimmer zu empfangen. Die Mitglieder des Konsistoriums und die Pfarrer dieser Stadt von bei-

den protestantischen Konfessionen werden gegenwärtig sein.

Rembold verbeugte sich, und hatte für heute nichts Weiteres vorzutragen.

Der festgesetzte Tag erschien.

Die Antragsteller, welche schon am Sonnabend unterrichtet waren, hatten die Deputazion schon vorher bestimmt, die aus fünf Geistlichen und zehn Hausvätern bestand.

Einige von diesen langten schon am Montag Abend, die meisten Dienstag früh in der Stadt an. Zu diesen gehörte Martini, der bei Arnold einige Stunden vor der Audienz zubrachte.

In Arnold's Hause sammelte man sich um 11 Uhr; eine Viertelstunde vor zwölf Uhr zog man in geordnetem Zuge auf das Schloß, die Pfarrer im Ornate, die Hausväter in ihren besten, aber ländlichen Röcken.

Der Fürst hatte befohlen, daß der Audienz Feierlichkeit gegeben werde.

Er hatte der Fürstin seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß sie gegenwärtig sein möchte. Die angesehensten Hof- und Civilbeamten nächst den Geistlichen waren zur bestimmten Stunde auf das Schloß befohlen. Der Fürst hatte Ludwig durch den Hofmarschall einladen und ihm dabei schreiben lassen, er möge seinen Freund (Heinrich war gemeint) mit-

bringen, die noch nicht Statt gefundene, aber längst gewährte Vorstellung desselben beim Fürsten könne in den nächsten Tagen nachgeholt werden. Auch Robert, den der Fürst schon längst kannte und schätzte, war durch Arnold eingeladen worden, der Audienz beizuwohnen.

Wenige Minuten nach zwölf Uhr wurden die Pfarrer und Hausväter aus dem Vorzimmer in den Audienzsaal geführt, in welchem sich der Fürst, zwar nicht in höchstem Kostüm, aber fürstlich angethan, die Fürstin, zu beiden Seiten die Hofbeamten, Geistlichen und Civilbeamten und die übrigen Geladenen in reichem Gedränge und stattlicher Erscheinung befanden.

Nachdem die Eintretenden sich verbeugt, und der Hofmarschall Namen und Stand eines Jeden der Mitglieder dem Fürsten genannt hatte, gab er, auf den Wink des Fürsten, dem ältesten Geistlichen zu erkennen, daß er reden dürfe.

Dieser hub an: Durchlauchtigster Fürst und Herr, Nachdem wir Pfarrer und Hausväter eines großen Theils der lutherischen Gemeinen in Ew. Durchlaucht Lande die gnädige Erlaubniß erlangt, Höchst-Ihnen eine Bitte vorzutragen, die, in mehrfachem Betrachte, die Hausväter mehr noch angeht als die Pfarrer: so bitte ich im Namen unser Aller Ew. Durchlaucht, gütigst zu genehmigen, daß Einer unter den zehn

hier gegenwärtigen Hausvätern, und zwar der Lehrer Martini, die an Ew. Durchlaucht gerichtete Vorstellung, im Namen unser Aller, lese.

Ich werde Ihre Vorstellung, sagte der Fürst, aus dem Munde des Lehrers Martini mit Aufmerksamkeit anhören.

Martini, mit grauem reichlichen Lockenhaar, in wohlerhaltenem schwarzen Kleide trat vor, verbeugte sich und las:

Gnädigster Fürst und Herr,

Wir Pfarrer und Hausväter, hierher gesandt von den Genossen von zwanzig evangelisch-lutherischen Gemeinen unseres lieben Landes, sind beauftragt, folgende Bitten dieser Gemeinen vorzutragen.

Lange schon empfinden wir, daß die Kraft der Predigt des theuren Evangeliums unseres Herrn Jesu Christi nicht so groß unter uns ist, als sie sein könnte und sollte.

Obwohl das Meiste davon unserer Trägheit zuzuschreiben ist: so glauben wir doch, daß es zum Theil an dem Mangel von Ordnungen liege, wodurch die Kraft des Wortes, die Gnade des heiligen Geistes und die Gemeinschaft der Liebe sich auch durch Handreichung, Berathung und sittliche Zucht bewähre. Denn wir meinen, daß wie in einem christlichen Hause Vater und Mutter nicht blos lehren, sondern auch erziehen und wehren, auch den älteren Kindern Macht

ertheilen, die jüngeren abzuhalten vom Bösen und anzuhalten zum Rechten: so müsse auch in einer Gemeine des Herrn es der Wille des himmlischen Vaters und des Herrn der Gemeine sein, daß ältere Söhne in ihr das ganze Gemeinwesen berathen, ordnen, leiten, und also die jüngeren führen, daß sie zwar eingedenk bleiben, daß sie selber fehlende Kinder des Vaters sind, aber doch mit Ernst handhaben, wodurch die Gemeine vor Seelenschaden bewahrt und in geistlicher Einigkeit erhalten werde.

Und da wir finden, daß das Wort Gottes im Neuen Testamente selbst solche Ordnungen haben will und anerkennt, wie denn die Apostel Aelteste geordnet haben, die nicht im Worte arbeiteten, und Armenpfleger schon zu Jerusalem gewählt wurden, damit die Prediger des Worts ihres Amts um so mehr pflegen möchten: so will es uns von dem Herrn selbst geboten erscheinen, daß man nicht länger zögere, solche Ordnung aufzurichten, dadurch die Gemeinen noch anders als durch den Dienst am Worte erbauet werden.

Da auch einige verwandte und benachbarte Kirchen in und außer unserem Lande schon lange den Ruhm haben, daß durch eine Aeltesten-Ordnung unter ihnen mehr Liebe des Gemeinwesens und mehr Scheu vor dem Aergernisse gegründet sei: so will uns auch dies bedünken eine Mahnung zu sein, daß wir nicht zurückbleiben hinter solchem Beispiele.

Wir betheuren dabei, daß es uns nicht darum zu thun sei, den Lehrern in das Amt zu greifen oder uns irgend Macht über die heilsame Lehre des göttlichen Worts anzumaaßen, sondern daß wir, wie bisher, so besonders in dieser Zeit des herannahenden Abfalls, zu nichts mehr uns verbunden erachten, als das Bekenntniß unseres Herrn Jesu Christi und seines theuren Erlösungswerks, wie es in der Konfession, so zu Augsburg 1530 übergeben, enthalten und in Dr. Luthers Katechismus gelehrt ist, mit allem Ernste, Treue und unter Gebet zu Gott, unter uns zu erhalten und kräftig zu machen. Erachten jedoch, daß solcherlei Aeltesten-Ordnung auch weitere Zusammenkünfte der Abgeordneten der Gemeinen würde mit sich bringen, woraus Annäherung und Einigung der Gemüther in aller Lehre der Wahrheit und gottgefälligen Ordnung erfolgen könne.

Aus allem diesem, und aus keinem anderen Grunde und zu keinem anderen Zwecke, als daß Gottes Ehre und unseres Herrn Jesu Christi Reich gefördert werde. bitten wir Ew. Durchlaucht, gnädigst zu gestatten, daß, unter Anleitung unserer Pfarrer und Hochfürstlichen Konsistoriums, in unseren Gemeinen Aeltesten gewählt werden, die nach bestimmter Ordnung, gemäß der Heiligen Schrift, unter Vorsitze der Pfarrer, unsere Gemeinen in allen Dingen, die eine christliche Gemeine angehen, berathen, leiten, regieren und füh-

ren. Ew. Fürstlichen Durchlaucht unterthänige Diener die Glieder der Gemeinen.

Hier folgten die Namen der zwanzig Gemeinen.

Der Vorlesende trat einen Schritt zurück.

Nach einer Pause von einigen Minuten, die in tiefe Stille sich endigte, sprach der Fürst:

Ihnen, den Pfarrern, und Euch, den Hausvätern, der Gemeinen, drucke ich meine Zufriedenheit aus über das Vertrauen, die Freimüthigkeit und die Bescheidenheit, mit der die Wünsche der Gemeinen mir sind geäußert worden. Es ist mir ganz klar, was Ihr wollt, und warum Ihr es wollt. Ihr werdet wahrscheinlich nicht erwarten, daß eine so bedeutende Veränderung als die Gründung einer Aeltesten-Verfassung in jeder Gemeine ist, ähnlich dem, was in der reformirten Kirche besteht, von mir ohne längere Ueberlegung und Prüfung werde genehmigt werden. Allein Ihr irret, wenn Ihr deshalb meint, daß ich meine Entscheidung hinausschieben werde. Ich selbst habe lange genug über den Gegenstand Eurer Vorstellung nachgedacht, und bin bereit, Eure Bitte zu gewähren, ja ich gewähre sie durch dieses Wort, was mich selbst betrifft, und soweit ich dazu berechtigt bin. Frühe Kenntniß der Verfassung beider protestantischen Kirchenparteien in Deutschland, und reifliches Nachdenken über die hier, und zu unserer Zeit, zur Sprache kommenden Fragen haben mich überzeugt,

daß eine Aeltesten-Verfassung, vorausgesetzt, daß die Lehre des Evangeliums und das daraus hervorgegangene Bekenntniß dabei außer Frage bleibe und die unveränderliche Voraussetzung alles evangelischen Kirchenwesens bleibe, förderlich für das wahre und religiöse Wohl der Gemeinen sei und zur Ehre Gottes gereichen werde. Es bleibt nur übrig, daß ich das Gutachten der Räthe des Landeskonsistoriums vernehme, zu dem ich noch das zweier theologischen Fakultäten werde fordern lassen. Wofern von diesen Seiten nicht dargethan wird, daß eine solche Verfassung einerseits mit dem lutherischen Lehrbegriffe streite, andererseits die wohlbegründeten Rechte des Landesherrn oder die der Geistlichen verletze, bin ich entschlossen, eine solche Aeltesten-Ordnung mit allen ihren natürlichen Folgen in Gottes Namen unter Euch einzuführen.

Mit diesem Versprechen werdet Ihr für diesmal zufrieden sein. Gott lasse Gutes aus dieser Stunde hervorgehen. Die Deputazion ist in Gnaden entlassen.

Mit diesen Worten ging der Fürst einige Schritte vorwärts und gab zuerst dem Pfarrer, der anfangs geredet hatte, und sodann Martini die Hand.

Der alte Mann, überwältigt von seinem Gefühle, hielt sie fest und beugte sich auf sie, indem er sie küßte.

Der Fürst ließ ruhig seine Hand in der Martini's, bis dieser sich aufrichtete.

Eine allgemeine Bewegung, bei großer Stille, ging durch die Versammlung.

Der Fürst trat zurück, dann grüßte er die Versammlung, bot der Fürstin den Arm, und verließ mit ihr den Saal.

Die Beamten des Hofes folgten. Civilbeamte und Geistliche blieben noch einige Minuten im Saale. Begrüßungen, Glückwünsche, Händeschütteln erfolgte, auch von Seiten, wo man es nicht erwartete. Doch wurde wenig gesprochen. Nach fünf Minuten war Alles in Bewegung.

Arnold führte Martini in sein Pfarrhaus zurück, wo dieser einwilligte noch den morgenden Tag zu verweilen. Heinrich und Ludwig, von beiden Seiten Robert in den Arm gehängt, wetteiferten in begeistertem Lobe des Fürsten, in welches Robert einstimmte.

Gemäßigt wurde es nur und von blos persönlicher Bewunderung abgezogen durch den Eindruck, welchen alle Drei von der Bedeutung der Thatsache hatten, daß eine, wenn auch noch so kleine, lutherische Landeskirche von dieser Stunde an als unirt mit der reformirten Kirche in der Verfassung zu betrachten war.

Eben dieses Gefühl war es, was, in den ver-

schiedensten Stufen und Mischungen, die Pfarrer, die Hausväter, alle verständige und angeregte Menschen der Stadt, und bald auch des kleinen Landes, durchdrang.

Die besorgliche und berechnende Reflexion wurde zurückgedrängt durch den Blick auf eine Einigung auf diesem Grunde, von welchem eine fernere, noch innigere, sich ahnen ließ, durch die Freude über eine solche Gewährung aus dem Munde des Fürsten.

Von Niemandem aber wurde das Ereigniß tiefer und dankbarer empfunden als von Arnold und Martini, die gleichsam ihren eigenen Freundschaftsbund in dem, was heute geschehen, abgebildet und versiegelt sahen in einer Weise, welche sie weit über die Schranken ihres persönlichen Gefühls hinaushob.

Drittes Kapitel.

Am Morgen des folgenden Tages empfing Arnold ein Paar Zeilen von Ludwig, worin er ihn bat, ihm diesen Nachmittag gegen fünf Uhr eine halbe Stunde in ganz privatem Gespräche zu gönnen. Er bitte ihn schriftlich darum, da er ihn diesen Morgen nicht stören und am Mittag vor oder nach Tisch alles Aufsehn vermeiden wolle.

Arnold erwiederte ihm, er werde ihn gern auf seinem Zimmer erwarten.

Nach Tische, wo die Familie besonders belebt und fröhlich war, noch immer in Erinnerung an den gestrigen Vormittag (obwohl dieser schon an demselben Tage war besprochen worden), trat Heinrich an Arnold heran, ihn an ein Fenster ziehend, und sagte: Erlauben Sie mir heute zwischen fünf und sechs Sie auf Ihrem Studirzimmer aufzusuchen? ich hätte Ihnen etwas ganz im Vertrauen zu sagen.

Arnold, mehr verwundert als Heinrich sich hätte erklären können, wenn er genauer Acht gegeben hätte, antwortete: Mit Vergnügen, mein Lieber, und um fünf ein halb werde ich auch gerade frei sein.

Nachdenkend ging Arnold im Garten auf und nieder, und entzog sich dem Gespräche von Marie. Dann blieb er auf seinem Zimmer.

Erst nach fünf Uhr trat Ludwig zu ihm herein. Er versuchte ein allgemeineres Gespräch, aber es wollte ihm nicht gelingen, und Arnold, der wahrnahm, daß etwas in ihm kämpfte, ging wenig darauf ein, damit er Ludwig seine Erklärung erleichtere.

Lassen Sie mich denn sagen, sprach Ludwig, daß ich hier bin, Sie zu bitten, daß Sie mir die ernsteste und theuerste Frage meines Lebens und Herzens erlauben wollen, nämlich eine Frage an das Herz von Sophie.

Arnold sah ihn freundlich an.

Ludwig faßte seine Hand und fuhr fort: Alles, was ich hier erlebt, Alles, was Sie, mein verehrter Freund, mir geworden, Alles hat beigetragen, mir Ihrer Schwester Gemüth und Wesen in einem Lichte erscheinen zu lassen, daß ich glaube, nie glücklicher wählen zu können.

Arnold drückte seine Hand, und sah ihn lange theilnehmend und mit sanftem Ernste an, dann sagte

er: Mein lieber Freund, hier ist ein Hinderniß, was Sie vielleicht hätten sehen können, aber sehr verzeihlicherweise nicht gesehen haben, und was unüberwindlich ist, Sophien's Herz ist nicht frei.

So hat mich doch meine Ahnung nicht betrogen, rief Ludwig, indem er aufstand, nun, dem Freunde sei dies Opfer gern gebracht, denn er hat einen ruhigeren, reineren Sinn als ich, und ist Sophien's würdiger!

Wenn Sie dies Opfer bringen, mein theurer Ludwig, und wenn Sie es auch nicht dem Freunde brächten, ich weiß, Sie werden es als ein männlicher Jüngling bringen, denn Sie haben schon hier in meinem Hause Opfer gebracht, von denen Sie nur jetzt nicht fühlen, daß sie eben so schwer waren, als das, welches jetzt Ihnen auferlegt wird.

In diesem Augenblick trat Heinrich ins Zimmer. Ludwig wollte gehen.

Heinrich rief ihm zu: Ich bitte Dich, lieber Ludwig, bleib, denn in beiden Fällen, die hier möglich sind, ist es mir lieber, auch Dir Alles offen zu sagen, und von unserem verehrten Freunde Alles ganz wie es ist, zu hören, als länger vor Dir mich zu verbergen.

Er wandte sich zu Arnold: Ich liebe Ihre Schwester herzlich, und der Gedanke läßt mich nicht los, Gott habe sie mir zur Braut bestimmt. Ihnen sage ich's

mit aller Offenheit, Sie frage ich um Rath, bitte um Fürsprache, wenn es nicht zu spät ist. Hat aber Ludwig früher den gleichen Wunsch ausgesprochen, und hat Sophie schon für ihn entschieden: so ist Alles vorüber, nur Ihre und seine Freundschaft nicht.

Hier warf der gute Jüngling sich an Arnold's Brust, sehr bewegt.

Arnold schwieg, und als Heinrich wieder gefaßt neben ihm stand, sagte er, zwischen Beiden: Auch Ihnen, lieber Heinrich, so treu und gut Ihr Wunsch ist, hat Gott Sophie'n nicht bestimmt, nicht Ihnen und nicht Ludwig. Sophie achtet und liebt Sie Beide mit inniger Schwesterliebe, aber Sophien's Herz hat gewählt, ehe Sie Beide dieses Haus betraten. Und so nehmt's denn Beide, Ihr Jünglinge, aus der Hand des himmlischen Vaters hin als eine Prüfung, die Euch zum höheren Leben und Lieben führen wird; ja zugleich als Befreiung von einer Täuschung, die das Siegel auf eine größere Befreiung drückt, die Ihr schon erfahren. Ihr Beide kamt hierher voll entgegengesetzter Vorurtheile über die Kirche des Herrn. Ihr Beide sehntet Euch, ihrer los zu werden, und Ihr wurdet es durch ein Zusammentreffen von Erfahrungen, welches Gott herbeiführte. Seid zufrieden mit jener großen Befreiung Eures Geistes, die Euch nur inniger mit einander

verbinden kann, und beklagt es nicht zu lange, daß Euer Herzensglück noch nicht sproßt, da ein nicht geringes Geistesglück Euer bleibendes Eigenthum geworden ist.

Beide Jünglinge sahen einander treu ins Auge, dann fielen sie einander herzlich in die Arme.

Arnold umschloß sie wie segnend und schützend.

Und nun, meine Freunde, sagte er nach einer langen Pause, habt Ihr Muth, Sophie in dem Kreise der Meinigen und an der Seite ihres Verlobten zu sehen? so werdet Ihr das Gebot erfüllen: Freuet euch mit den Fröhlichen. So kommt denn in den Gartensaal, denn ich kann Euch Beide diesen Abend nicht missen.

Die Freunde bejahten und folgten Arnold in den Gartensaal. Sie traten ein.

Robert und Sophie standen festlicher als gewöhnlich inmitten des Saales und hielten sich an der Hand, Marie, die Knaben und die Kleine, Martini, einige Gespielinnen von Sophie und Freunde des Hauses umstanden ruhig und freundlich die Beiden.

Ja, sagte Arnold, indem er ihre Hände faßte, heute sei Verlobung von diesem lieben Paare, wie gestern von den beiden Kirchen. Und wie wir England kennen nicht blos als ein mächtiges Land, sondern als bergend in sich eine treue Gemeine des

Herrn unseres Gottes: so sei auch Euer Bund, nicht ein stolzes Bild vom Bunde der Völker, wie etwa die Vermählung, die einst die junge Prinzessin Victoria schließen wird, nur ein bescheidnes von der Gemeinschaft ächter Christen beider Länder.

Gedruckt bei Gustav Schade.

Schulz,

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnold und seine Zöglinge

Berlin 1848

Polem. 124 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10772123-9